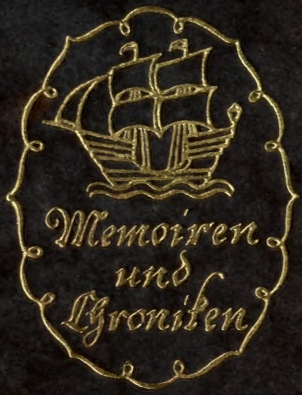
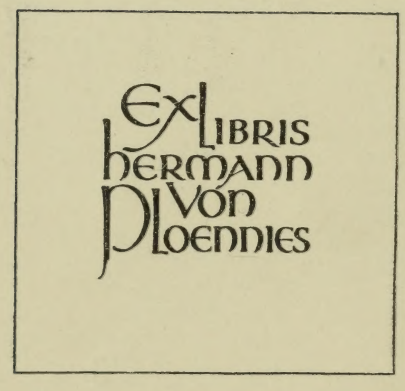
3 1761 07165014 7



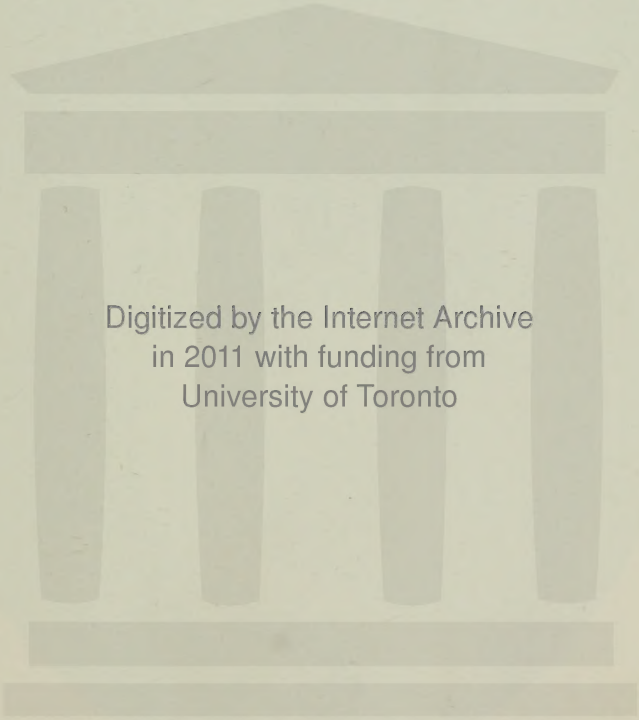
L263 /1315
786/1218/130 -



M/VI/67

Memoiren und Chroniken

Erster Band


Digitized by the Internet Archive
in 2011 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/carolinenslebeni00sche

J. F. A. Tischbein: Caroline

Caroline's Leben

in ihren Briefen

Eingeleitet

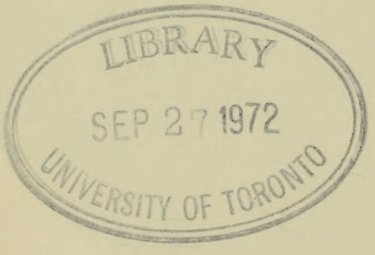
von

Ricarda Huch

Mit 18 Vollbildern

Im Insel-Verlag zu Leipzig
1914

PT
2463
S3A8



Einleitung

Der Brief ist diejenige literarische Form, in der die Frau sich am leichtesten und besten ausdrückt; denn sie erlaubt nicht nur rein persönliche Wirkung, sondern fordert sie sogar. Sie legt keinen Zwang auf, verlangt weder Konstruktion noch Gehalt: je weniger Tatsächliches und Greifbares der Brief enthält, desto reizvoller ist er; hat er alles Kompakte in Zierat aufgelöst und erscheint als anmutige Plauderei über nichts, so hat er seine Aufgabe am besten erfüllt. Es ist denkbar, daß diese Kunst den Damen entschwände, je mehr ihre Arbeit sie, wie die des Mannes, auf ein einziges Ziel richtet und sie darin produktiv zu sein sucht, was dann, wie ja alle Lebenserscheinungen untereinander zusammenhängen, zu den veränderten Verkehrsverhältnissen paßte, wo der Brief nicht mehr dieselbe Rolle spielt wie im achtzehnten und in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts.

Unter den vielen bemerkenswerten Damenbriefen der Weltliteratur werden die von Caroline Michaelis immer einzig und unvergleichlich sein, so wie jede Persönlichkeit das ist; auch als Zeitbild sind sie wertvoll, hauptsächlich aber als Spiegelbild eines ganz und gar lebensvollen, durch innere Folgerichtigkeit und die in der Verwirrung desto reiner erscheinenden Schicksalslinie hinreißenden Menschen.

In den ersten Briefen Carolinens, die den Gewohnheiten der Zeit gemäß in kindlichem Alter schon die Erwachsene zu spielen hatte, empfängt uns die Tochter des angesehenen Professors in einer kleinen Universitätsstadt, wie es deren viele gab: ein frühreifes, im geselligen Umgang gewandtes, auf Eroberungen bedachtes, eitles Mädchen von oberflächlicher, auf blendenden Schein angelegter Bildung. Sie trägt durchaus die Merkmale des achtzehnten Jahrhunderts: Vorurteilslosigkeit verbunden mit Sentimentalität, mehr Freiheit, Klugheit und Anmut als Tiefe. Doch verrät sich bald etwas vom Typischen

Abweichendes, der Keim, in den das Schicksal eingreifen konnte, um den Menschen zu bilden, kleine Zeichen, die auf selbständigen Geist und Entwickelungsmöglichkeiten deuten. Man beginnt sich für das junge Mädchen zu interessieren, das früh schon das Leben doppelt lebte: handelnd und betrachtend; nicht so, daß sie an das, was sie sah und erlebte, sentimentale Reflexionen geknüpft hätte, wie es damals üblich war, sondern sie vermochte das Leben zugleich innig zu leben und so fern zu rücken, daß es ihr zu einem von ihr abgelösten Bilde wurde. Ihre im Spiegel der Seele gebrochene Leidenschaftlichkeit ward Anschauung: man könnte sie einen Künstler ohne Hände nennen, insofern sie einer gewesen wäre, wenn sie hätte gestalten können, was sie sah, empfand und wußte.

Deutlich fällt diese ihre Eigentümlichkeit auf, wenn man sie inmitten ihrer Familie betrachtet, die sich offenbar durch ungewöhnliche, aber unregelmäßige Begabung auszeichnete. Dieselbe scheint in großer Reizbarkeit, gesteigerter, mit Erschöpfung abwechselnder Lebhaftigkeit sich geäußert zu haben; eine gewisse Abneigung gegen das Herkömmliche und Alltägliche erschwerte den Söhnen den Studiengang und verwickelte die Töchter in allerlei Liebesabenteuer, die freilich damals überhaupt mehr als jetzt an der Tagesordnung waren. Beide Eltern litten am Altwerden, die Mutter wurde in ihren besten Lebensjahren schwermütig, und zwar bei eher verschärftem als geschwächten Bewußtsein und Kraft des Weiterlebens. Ähnlich an geistreicher Redegewandtheit, Feuer, Reiz, Eitelkeit, Koketterie, Liebesverlangen und Sichhinwegsetzen über die Konvenienz scheint Carolinen ihre jüngere Schwester Lotte († 1793) gewesen zu sein; aber während für Lotte der Mann das Endziel ist, nach dem strebend sie sich ausgibt und aufzehrt, bemerkt man bei Carolinen, der alle Erlebnisse nur zur Speise dienen, ein stetes Wachsen und Reifen.

Die herrlichsten Vorzüge des Geistes und Herzens offenbart sie gerade in den Briefen an ihre jüngeren Geschwister, die, der

Erziehung noch bedürftig, an den Eltern nicht genug Halt und Steuer fanden. Bewundernswert ist die unbestechliche Klarheit, mit der die junge Frau die guten und bösen Anlagen der Familie übersieht, höchst anziehend der Takt des Herzens, mit dem sie den Tadel ausspricht, so daß die Gemahnten keinen Augenblick das Gefühl der Liebe verlieren, aus welchem sie, mehr als aus der Überlegenheit des Alters und der Erfahrung, zum Vorwurf das Recht nimmt. Obwohl, wie selbstverständlich, die Liebe zum Manne eine nicht geringe Rolle in ihrem Leben spielt, so offenbart sich ihr eigenstes Wesen doch am meisten in der Mütterlichkeit. Der Drang zu besitzen und angehörig zu sein war nicht so stark in ihr wie die Kraft, liebend zu umfassen und aufzunehmen, zu pflegen, zu fördern, zu schonen und zu verstehen.

Ohne ausgesprochene Neigung, ihrem älteren Stiefbruder und ihren Eltern zu Gefallen, heiratete sie im Jahre 1784, 21jährig, den Berg- und Stadt-Medikus zu Clausthal Johann Franz Wilhelm Böhmer, einen, wie es scheint, gutartigen, unbedeutenden Mann. Eingeengt in die Wälder und Berge des kleinen, entlegenen Ortes lebte die verwöhnte Professorentochter wie in der Verbannung, immer aber bemüht, Klagen zu unterdrücken und sich mit der gegebenen Lage nicht nur abzufinden, sondern ihr womöglich Genuß abzugewinnen. Es war nichts Titanisches, Rebellisches in ihr; sie hatte das Bedürfnis und die Gabe, Hand in Hand mit dem Schicksal zu gehen, und geriet sie zu ihm in Gegensatz, so geschah es wider ihren bewußten Willen. Der Tod löste die Ehe, die man von Anfang an als etwas Provisorisches für Caroline empfindet, indem Böhmer im Jahre 1788 starb; als einzige Frucht derselben blieb der jungen Witwe das erstgeborene Kind Auguste, anfänglich gegen eine hübschere Schwester zurückgesetzt, bald die unzertrennliche Gesellin der zärtlichen Mutter.

Der Befreiten boten die Verhältnisse drei verschiedene Anhaltepunkte: das Elternhaus in Göttingen, das Haus ihrer

Freundin Luise Gotter in Gotha und das ihres Stiefbruders in Marburg; sie versuchte alles nacheinander, ohne etwas ihr ganz gemäß zu finden. Abgesehen davon, daß sie vielleicht eine zu starke Persönlichkeit war, um ein bequemes Anhängsel zu sein, lag ihr damals nichts daran, sich in ausgetretenen Geleisen fortzubewegen, und erstickend genug mochte die Luft in kleinen Universitätsstädten und Residenzstädten sein. Die Sehnsucht nach frischerem und stärkerem Atem des Lebens zog sie nach Mainz, das von der Brandung der Französischen Revolution erschüttert wurde und wo sie Anschluß an das befreundete Ehepaar Forster zu finden hoffte.

Überreichlich und verhängnisvoll wurde der Drang nach Schicksalen befriedigt; Caroline erlebte im Herbst 1792 die Eroberung von Mainz durch die Franzosen, im Frühling des folgenden Jahres die Belagerung durch die Preußen. Inmitten der politischen Stürme löste sich auch die innerlich längst zerrüttete Forstersche Ehe, indem Therese Forster, eine Tochter des Göttinger Professors Heyne und Jugendfreundin Carolinens, ihren Mann dahin brachte, sie freizugeben, damit sie ihren Geliebten, den Legationssekretär Huber heiraten könne. Für Caroline bildete den schrecklichen Abschluß des Mainzer Aufenthalts, daß sie als Anhängerin der Französischen Revolution von den Preußen gefangen genommen und auf den Königstein gebracht wurde, und daß sie hier sich Mutter fühlte, ohne mit dem Vater des werdenden Kindes in einem legitimen Verhältnis zu stehen, noch schlimmer, ohne ihn zu lieben.

Den Zusammenhang wird man sich folgendermaßen denken müssen. Caroline hatte nach dem Tode ihres Mannes eine starke Neigung zu dem Prinzenerzieher Tatter gefaßt, dem Sohne eines niederen Hofangestellten, dem augenscheinlich als Erbschaft seines Standes die Sucht, emporzukommen, und die Angst, in höfischen Kreisen Anstoß zu erregen, eigen war. Carolinens Anschluß an die großen Ideen der Französischen Revolution mochten dem Streber seine Beziehungen zu ihr vollends

bedenklich erscheinen lassen. Von ihm abwechselnd angezogen und zurückgestoßen, schließlich wohl von der Wertlosigkeit seiner Zuneigung überzeugt, geriet sie in eine Gefühlserregung, in der sie sich einem jungen Franzosen hingab, mit dem sie nichts als die erhöhte Stimmung einer festlichen Nacht verband. Das Schicksal pflegt belanglosen Menschen viele Vergehen und Irrtümer hingehen zu lassen, während es bedeutenden jeden Fehler mit allen seinen Folgen anrechnet, als ob es sich in diesem Falle lohnte, das Einzelwesen durch viele und schwere Ketten mit der Welt zu verknüpfen. Ein Augenblick der Besinnungslosigkeit ließ sie Mutter werden und nahm ihr, die gleichzeitig politisch anrüchig geworden war, auch im Privatleben Unantastbarkeit und Sicherheit.

Die namentlich durch ihren Bruder Philipp herbeigeführte Befreiung Carolinens besserte ihre Lage nicht wesentlich; denn nun sah sie sich der Bosheit und Klatschsucht ihrer Feinde preisgegeben, von den ängstlichen Freunden gemieden. In dieser Not zog sich Tatter vorsichtig zurück, bewährte sich dagegen ein abgewiesener Verehrer, der um vier Jahre jüngere August Wilhelm Schlegel (geb. 1767). Seine Fürsorge bereitete ihr in dem altenburgischen Städtchen Lucka eine Zuflucht, wo sie, allein mit der kleinen Auguste, die Geburt ihres Kindes erwartete. Ihre Verborgenheit belebte nur, gleichsam als Vertreter seines älteren Bruders, Friedrich Schlegel (geb. 1772), der sie regelmäßig besuchte und dem in Amsterdam weilenden Wilhelm Bericht über ihr Ergehen erstattete. Die schöne Eigenart Carolinens, das innere Gleichgewicht, die Heiterkeit und Seelenruhe, die sie in so heikler Lage stets bewahrte, bezauberte den jungen Hüter, der zweifellos zum Liebhaber geworden wäre, wenn ihn die älteren Rechte des abwesenden Bruders nicht zurückgehalten hätten. So gebunden, entwickelte sich eine herzliche Zuneigung, die später nicht ohne bitteren Schmerz auf beiden Seiten zerrissen werden konnte.

Zum zweiten Male in Carolinens Leben erwies sich der Tod ihr als Befreier und nahm ihr im Frühling 1795 den in Lucka

Freundin Luise Gotter in Gotha und das ihres Stiefbruders in Marburg; sie versuchte alles nacheinander, ohne etwas ihr ganz gemäß zu finden. Abgesehen davon, daß sie vielleicht eine zu starke Persönlichkeit war, um ein bequemes Anhängsel zu sein, lag ihr damals nichts daran, sich in ausgetretenen Geleisen fortzubewegen, und erstickend genug mochte die Luft in kleinen Universitätsstädten und Residenzstädten sein. Die Sehnsucht nach frischerem und stärkerem Atem des Lebens zog sie nach Mainz, das von der Brandung der Französischen Revolution erschüttert wurde und wo sie Anschluß an das befreundete Ehepaar Forster zu finden hoffte.

Überreichlich und verhängnisvoll wurde der Drang nach Schicksalen befriedigt; Caroline erlebte im Herbst 1792 die Eroberung von Mainz durch die Franzosen, im Frühling des folgenden Jahres die Belagerung durch die Preußen. Inmitten der politischen Stürme löste sich auch die innerlich längst zerrüttete Forstersche Ehe, indem Therese Forster, eine Tochter des Göttinger Professors Heyne und Jugendfreundin Carolinens, ihren Mann dahin brachte, sie freizugeben, damit sie ihren Geliebten, den Legationssekretär Huber heiraten könne. Für Caroline bildete den schrecklichen Abschluß des Mainzer Aufenthalts, daß sie als Anhängerin der Französischen Revolution von den Preußen gefangen genommen und auf den Königstein gebracht wurde, und daß sie hier sich Mutter fühlte, ohne mit dem Vater des werdenden Kindes in einem legitimen Verhältnis zu stehen, noch schlimmer, ohne ihn zu lieben.

Den Zusammenhang wird man sich folgendermaßen denken müssen. Caroline hatte nach dem Tode ihres Mannes eine starke Neigung zu dem Prinzenerzieher Tatter gefaßt, dem Sohne eines niederen Hofangestellten, dem augenscheinlich als Erbschaft seines Standes die Sucht, emporzukommen, und die Angst, in höfischen Kreisen Anstoß zu erregen, eigen war. Carolinens Anschluß an die großen Ideen der Französischen Revolution mochten dem Streber seine Beziehungen zu ihr vollends

bedenklich erscheinen lassen. Von ihm abwechselnd angezogen und zurückgestoßen, schließlich wohl von der Wertlosigkeit seiner Zuneigung überzeugt, geriet sie in eine Gefühlserregung, in der sie sich einem jungen Franzosen hingab, mit dem sie nichts als die erhöhte Stimmung einer festlichen Nacht verband. Das Schicksal pflegt belanglosen Menschen viele Vergehen und Irrtümer hingehen zu lassen, während es bedeutenden jeden Fehler mit allen seinen Folgen anrechnet, als ob es sich in diesem Falle lohnte, das Einzelwesen durch viele und schwere Ketten mit der Welt zu verknüpfen. Ein Augenblick der Besinnungslosigkeit ließ sie Mutter werden und nahm ihr, die gleichzeitig politisch anrüchig geworden war, auch im Privatleben Unantastbarkeit und Sicherheit.

Die namentlich durch ihren Bruder Philipp herbeigeführte Befreiung Carolinens besserte ihre Lage nicht wesentlich; denn nun sah sie sich der Bosheit und Klatschsucht ihrer Feinde preisgegeben, von den ängstlichen Freunden gemieden. In dieser Not zog sich Tatter vorsichtig zurück, bewährte sich dagegen ein abgewiesener Verehrer, der um vier Jahre jüngere August Wilhelm Schlegel (geb. 1767). Seine Fürsorge bereitete ihr in dem altenburgischen Städtchen Lucka eine Zuflucht, wo sie, allein mit der kleinen Auguste, die Geburt ihres Kindes erwartete. Ihre Verborgenheit belebte nur, gleichsam als Vertreter seines älteren Bruders, Friedrich Schlegel (geb. 1772), der sie regelmäßig besuchte und dem in Amsterdam weilenden Wilhelm Bericht über ihr Ergehen erstattete. Die schöne Eigenart Carolinens, das innere Gleichgewicht, die Heiterkeit und Seelenruhe, die sie in so heikler Lage stets bewahrte, bezauberte den jungen Hüter, der zweifellos zum Liebhaber geworden wäre, wenn ihn die älteren Rechte des abwesenden Bruders nicht zurückgehalten hätten. So gebunden, entwickelte sich eine herzliche Zuneigung, die später nicht ohne bitteren Schmerz auf beiden Seiten zerrissen werden konnte.

Zum zweiten Male in Carolinens Leben erwies sich der Tod ihr als Befreier und nahm ihr im Frühling 1795 den in Lucka

geborenen Knaben, wodurch eine unlösbare Schwierigkeit aufgehoben wurde. Nachdem sie ein Jahr lang bei ihrer inzwischen verwitweten Mutter in Braunschweig gelebt hatte, heiratete sie im Sommer 1796 Wilhelm Schlegel und ließ sich mit ihm in Jena nieder. Es begegnet oft Frauen, in denen sich Männliches und Weibliches harmonisch mischt, daß sie mehr von schwächeren Männern begehrt werden, die eine Stütze in anmutig verhüllter Form suchen, als von stärkeren, denen sich ihr weibliches Abhängigkeitsgefühl hingeben möchte. Der tiefblickende Friedrich Schlegel sah in ihr das Ideal der Frau, insofern sie männliche Selbständigkeit mit weiblicher Lieblichkeit vereinigte, andere Männer, zum Beispiel der viel ältere Professor Schlözer, empfanden hauptsächlich ihre Selbständigkeit. Es mag Carolinen geglaubt werden, was sie mehrmals ausspricht, daß sie eine Verwirklichung ihrer innigsten Sehnsucht auf dem Gebiete der Liebe nicht für möglich hielt und daß sie sich deshalb um so eher zu der Ehe mit Wilhelm Schlegel entschloß, die, wenn auch nicht auf Liebe von ihrer Seite, doch auf Dankbarkeit, freundschaftliche Neigung und herzliche Anerkennung gegründet war. Anfänglich schufen gemeinsame geistige Interessen und gewiß nicht zum wenigsten die gemeinsame Liebe für die kleine Auguste eine angenehme Atmosphäre von Heiterkeit und Tätigkeit. Es scheint, daß Wilhelms Natur und Charakter ihn zur Ehe nicht besonders geeignet machten. In einer späteren unglücklichen Ehe (mit Sophie Paulus, Tochter von Schellings und Carolinens Feind Professor Paulus) warf ihm die junge Frau schon in den ersten Tagen hervorgetretenen Egoismus vor, jene Härte und Kälte, die wir Caroline so oft in ihren Briefen durch Neckerei, Scherz, liebevollen Vorwurf oder entschiedene Festigkeit bekämpfen sehen. Es herrschte zwischen ihnen ein leicht in Gereiztheit ausartender Neckton, der die Unsicherheit des Bodens verriet, auf dem sie sich bewegten. Vielleicht ist eine auf gegenseitige Freiheit gegründete Ehe überhaupt ein Unding, insofern sie das Wesen der Ehe aufhebt; jedenfalls bedurfte es bei Wilhelm und Caro-

line nur eines äußeren Anstoßes, damit das Fehlen der inneren Notwendigkeit zutage trat.

Gegeben wurde der Anstoß durch die Erscheinung Schellings in Jena, durch das Zerwürfnis mit Friedrich Schlegel und durch den Tod von Carolinens Tochter Auguste. Es war vorauszusehen, daß Friedrichs innige Verehrung für Caroline, die zunächst zum Glück ihrer Ehe beigetragen hatte, sich wandeln würde, wenn er selbst heiratete; das Unglück wollte, daß seine Wahl auf eine Frau fiel, mit der sich Caroline nicht aufrichtig befreunden konnte. Dorothea Mendelssohn, die Tochter des berühmten Philosophen Moses, die ihre Ehe mit Simon Veit aus Liebe zu dem neun Jahre jüngeren Friedrich Schlegel löste (sie war, wie Caroline, 1763 geboren), hatte vorzügliche Gaben: Klugheit, Zähigkeit, unbedingte Aufopferungsfähigkeit dem geliebten Manne gegenüber, und wenn nicht Geschmack und Urteil, so doch Witterung; aber wie tüchtig und ausgezeichnet sie auch in vieler Hinsicht sein mochte, die Verschiedenheit der Rassen stand zwischen ihr und der niedersächsischen Caroline. Lassen sich nun auch die letzten Unterschiede in einem solchen Zwiespalt kaum auf Begreifliches zurückführen, so steht doch wohl so viel fest, daß die überwiegende Sinnlichkeit in Dorothea etwas Abstoßendes für Caroline hatte, wohingegen diese Dorotheen kühl erschien. Beide gaben sich anfangs Mühe, einander gerecht zu werden, was für Caroline leichter sein mochte, nicht nur weil sie überhaupt objektiver urteilte, sondern weil sie zunächst der Fremden, durch ihr anstößiges Verhältnis zu Friedrich Schlegel Angreifbaren (Friedrich und Dorothea legitimierten ihre Beziehungen erst i. J. 1804 durch die Ehe) gegenüber die Überlegene und Spendende war, was ihrer Hilfsbereitschaft entsprach.

Die durch allseitigen guten Willen noch zusammengehaltene Gemeinschaft erschütterte und löste erst der magnetische Schelling, der im Herbst 1798 nach Jena kam. Von allen jungen Männern des Kreises unterschied sich der jüngste (Schelling

war 1775 geboren) durch Tatkraft, Stolz, Willensstärke und eine instinktive Männlichkeit, die allen auffiel und imponierte. Zu Caroline konnte er anfänglich in kein rechtes Verhältnis kommen, bis die Liebe sie in die einzige positive Beziehung setzte, die zwischen diesen sich ergänzenden Naturen statthaben konnte. Eher als Wilhelms war Friedrichs Eifersucht dadurch erregt, der überhaupt stärkere Instinkte als Wilhelm und eher eine gewisse Verwandtschaft und Konkurrenzmöglichkeit mit Schelling hatte, während Wilhelm sich zu dem wesensfremden Schwaben freundschaftlich hingezogen fühlte. Auch mochte Schellings schwäbische Derbheit Wilhelm gegenüber durch den Altersunterschied wohltätig gedämpft werden, indes er sich gegen Friedrich vermutlich in siegesgewisser Kampflust gehen ließ. In den entstehenden Riß schob sich Dorothea, nicht zum wenigsten getrieben durch den vielleicht unbewußten Wunsch, den geliebten Mann allein zu besitzen und die Nebenbuhlerin ganz aus seinem Herzen zu verdrängen; sie, die am wenigsten befugt war, sich zur Sittenrichterin aufzuwerfen, und Carolinen noch kürzlich für ihre Weitherzigkeit hatte dankbar sein müssen, entrüstete sich über die keimende Liebe und betrachtete Caroline als Schuldige, noch bevor der verletzte Ehemann selbst Ursache dazu fand.

Das Halbdunkel, das die Beziehungen Schellings zu Caroline und ihrer Tochter Auguste verhüllte, läßt doch die drei Personen durch gegenseitige Liebe eng verbunden erkennen, ein Verhältnis, das nur dadurch möglich war, daß die Frauen durch die Innigkeit und Unlöslichkeit ihrer Liebe gleichsam zu einer Person geworden waren. Es hat nichts Erstaunliches, daß Schelling gleichzeitig und gleich stark durch beide angezogen wurde: Caroline, die selbständige, reife, anmutig hingebende Frau, Auguste, das halbkindliche, spröde, allen Zauber blühender Jugend und einer eigenartigen Bildung ausübende Mädchen. Das Miteinanderverwachsensein der beiden schon machte, daß man sich mit ihnen zugleich beschäftigen mußte; andrerseits war Auguste von jeher gewohnt, die Gefühle ihrer Mutter zu

teilen. Für Caroline lag der Gedanke nah, den beginnenden Konflikt dadurch zu lösen, daß sie, die Gebundene, zurücktrat, um die über alles geliebte Tochter an der Seite des geliebten Mannes glücklich zu sehen; aber das Geschick entschied anders: Auguste starb, nachdem sie die kranke Mutter gepflegt und mit Schelling ins Bad begleitet hatte, am 12. Juli 1800 in Bocklet an der Ruhr.

Das Scheiden dieses Kindes, das Wilhelm und Friedrich leidenschaftlich, das sämtliche Freunde ohne die Einschränkungen, die die Beziehungen zwischen Erwachsenen zu stören pflegen, aufrichtig geliebt hatten, bezeichnet zugleich die Auflösung des Jenenser Freundeskreises, dessen Mittelpunkt Caroline gewesen war. Neben der persönlichen hat dies Auseinandergehen auch eine allgemeine Seite, und auch auf diesem Gebiete war es Schelling, der den Gegensatz der Richtungen zum Bewußtsein brachte.

Carolinens Geschmack ging in allen Dingen auf das Harmonische. Ihr Sinn für das Komische machte sie empfindlich gegen Übertreibungen; andrerseits war sie zu wahr und folgerichtig und empfand sie zu tief, um sich an der Plattheit genügen zu lassen, die nach dem Sinn des Publikums in der ausgehenden Aufklärungszeit war. Als ein Kind ihrer Zeit war sie irreligiös, wenn man die Zugehörigkeit zu einer Konfession, das Bekenntnis eines Dogmas Religion nennen will; hingegen fühlte und nannte sie sich selbst fromm in dem Sinne, daß sie, sich Glied eines alles umfassenden, göttlichen Zusammenhanges fühlend, sich nie gegen ihr Geschick auflehnte, sondern auch das Bittere und Unverstandene gehorsam annahm. Wie sie infolge ihrer Eigenart in Goethe den vollendeten Ausdruck ihrer Lebensauffassung fand, so ließ sie sich gleich ihm daran genügen, das Unerforschliche ruhig zu verehren, ohne das Bedürfnis nach Kult und Symbolen. Jeder Orthodoxie, jedem von der Vernunft abgelösten oder der Vernunft sich entgegenstellenden Mystizismus oder Aberglauben war sie feindlich; sie äußerte sich

über das Christentum, wo es als System auftrat, mit einem unbefangenen Spott, der heute befremden mag.

In dieser Richtung gingen die Schlegel anfangs beide mit ihr einig und verehrten mit ihr Fichte als den großen Philosophen der Zeit, den Vollender Kants. Allerdings war in allen Begründern der romantischen Schule etwas, was in Fichte nicht zum Ausdruck kam, was in vielfachen Äußerungen zutage trat, ohne doch begrifflich gefaßt zu werden, bis Schelling das erlösende Zauberwort aussprach: die Naturphilosophie. Die äußerste Abstraktion, die Kant begonnen hatte, führte endlich wieder zur Wirklichkeit: herrlich in unwidersprechlicher Lebendigkeit nahm die Natur den Thron wieder ein, von dem der Geist sie verstoßen hatte. Man kann es kurz einen spinozistischen Pantheismus nennen, was Schelling brachte, nur daß die scholastische Form, in der Spinoza dachte, durch den modernen innigen Anschluß an die Wirklichkeit verändert war, wodurch denn doch etwas wesentlich anderes entstand. Wie Goethe sich diesem Pantheismus mit Entschiedenheit zuwendete, so ergriffen ihn Wilhelm und Caroline ohne Zaudern, während Friedrich Schlegel und Tieck sich zurückzogen. Die Naturphilosophie, vertreten durch Schelling, wurde der Punkt, an welchem die neue Richtung, diejenige, welche man später hauptsächlich die romantische nannte, sich ihrer bewußt wurde und sich von der älteren trennte, indem ein Teil der Zugehörigen, nachdem einmal der Name der Natur ausgesprochen war, der Vernunft absagend sich der primitiven Symbolik, dem Katholizismus, in die Arme warf. Es scheint, daß es dem menschlichen Geist schwer fällt, in der Luft eines reinen Pantheismus lange zu bestehen; denn auch die Naturphilosophie verließ bald den von Schelling anfänglich gepredigten und von Goethe praktisch beschrittenen Weg, der auf Naturwissenschaft und die Vereinigung von Idealismus und Realismus wies, um in mystische Schwärmerei zu versinken. Was Schelling selbst betrifft, so waren seine kühn hingeworfenen Erstlingswerke erstaunliche Eruptionen, in denen

er sich erschöpfte; im Systematisieren seiner Ideen weniger glücklich, verstummte er früh und ist für die Nachwelt, obwohl er alt wurde, nur als Jüngling bedeutungsvoll.

Auch für Caroline war der Augenblick, wo Tod und Liebe sie aufs äußerste erschütterten, der Höhepunkt, von dem aus es abwärts ging, nach ihrer Art in sanften Übergängen.

Bei der Betrachtung von Lebensläufen drängt sich einem oft die Vermutung auf, es könne trotz der unentrinnbaren Unvollkommenheit und Tragik eines jeden, die Summe das darstellen, wonach der Mensch im Grunde am meisten strebte. Auch wenn Caroline Schelling nicht begegnet wäre, hätte man sie glücklich nennen dürfen, die ihr Wesen nach so vielen Richtungen hin betätigen und ihre Eigenart, dem Umfang derselben entsprechend, der Zeit einprägen konnte. Wie wundervoll krönte es ihr Geschick, daß sie denjenigen noch fand, den sie so lieben konnte, wie ihre Weiblichkeit es ersehnte, den an Willen Stärkeren, der sie allen anderen gegenüber selbständig, nur sich gegenüber schwach und selbstverleugnend wollte. Nach mehrjähriger Ehe ist es ihr noch Bedürfnis, sich nicht nur Rats von ihm zu holen, sondern Befehle von ihm zu empfangen; das Bewußtsein, ihm gehorchen zu dürfen, versichert sie erst ganz ihres Glückes. Liest man in den Briefen, die Schelling nach Carolinens Tode schrieb, wie nachdrücklich er betont, daß sie ganz sein war und immer sein werde, so fühlt man, daß er den Mittelpunkt ihres Wesens, sofern sie Frau war, instinktiv erfaßt hatte.

Nicht ohne das größte Opfer war dies letzte Glück erkauft worden; die Folge früherer Erlebnisse und Schritte war es, daß sie nicht zugleich glücklich liebende Frau und liebende Mutter sein konnte, sondern die beiden Triebe kreuzten sich in ihr, sie vernichtend. Es war keine sentimentale Redensart, wenn sie zuweilen äußerte, sie gehöre seit dem Tode ihres Kindes mehr dem Himmel als der Erde an: auch in ihre inbrünstigsten Worte der Liebe zu Schelling mischt sich verhaltener Klageton, rinnen unversiegbare Tränen. Wie sie die Trümmer ihres Lebens zu-

sammenlas, um sich noch einmal eine Hütte zu bauen, tat sie es in der Absicht, ihre Ehe mit Schlegel zu erhalten und Schelling gleichsam als den Bruder ihres verstorbenen Kindes in einer geweihten, irdischem Maß entrückten Liebe zu umfassen. In einem durch Schmerz und Liebe gesteigerten Seelenzustande überschätzte sie damit die Kräfte der Menschen, auch wohl ihre eigenen; aber sie meinte es aufrichtig und bemühte sich, dem entworfenen Plan gemäß zu leben, was ihrer Eigenart und Lage freilich von den Beteiligten am ehesten entsprach. Mehr litten Schellings Stolz und Leidenschaftlichkeit, sein männlicher Wunsch, die geliebte Frau ganz zu besitzen und öffentlich als solche zu erklären, seine und Schlegels Empfindlichkeit durch die Zweideutigkeit ihrer Stellung. Sehr anziehend erscheint Schlegel in seinem augenscheinlichen Bestreben, die Größe in Carolinens Auffassung zu verstehen und ihr ritterlich zu entsprechen, und gerade in den Jahren von der tatsächlichen bis zur rechtlichen Scheidung enthält ihr Briefwechsel eine Fülle verfeinerter Menschlichkeit. Mögen Carolinens Briefe an Schelling die sanfte Glut einer zum ersten Male sich ganz in Liebe hingebenden Frau wundervoll aushauchen; ihre Besonderheit zeigt sich fast schöner in der Beziehung zu Wilhelm Schlegel. Viele Frauen besitzen die Fähigkeit hingebender Liebe zum Manne; seltener ist die von aller Sexualität freie Liebesgüte, das freundschaftliche Verstehen, die mütterlich sorgende Zärtlichkeit, mit der Caroline dem scheidenden Gefährten begegnet. Auch malt sich Schlegel nirgends vorteilhafter als in ihren Briefen; selbst seine persönliche Eitelkeit und Launenhaftigkeit erscheinen in diesem Spiegel als liebenswürdige Schwächen.

Die Schmähungen, die Carolinens erklärte Feindin Dorothea damals und später gegen sie häufte, können nur dazu dienen, die Verleumdete desto reiner erscheinen zu lassen. Beschuldigungen, die erschreckende Gemeinheit der Gesinnung verraten, wurden verbreitet: Schelling, der Auguste in ihrer letzten Krankheit behandelt hatte, sollte ihren Tod verschuldet haben, Caro-

line also ein Liebesverhältnis mit dem Mörder ihres Kindes unterhalten. Kaum kann die Heftigkeit des Hasses diese Frau, die selbst Mutter war, entschuldigen, daß sie den Schmerz einer Mutter, die eben ihr einziges verloren hatte, so besudelte. Würdig verhielten sich Wilhelm Schlegel, indem er die Angriffe entschieden zurückwies, Caroline, indem sie nicht dabei verweilte.

Bei Gelegenheit eines Besuches, den Caroline Wilhelm Schlegel in Berlin machte, wurde es beiden deutlich, daß ihr Verhältnis praktisch nicht bestehen konnte, und sie betrieben ihre Scheidung, wobei ihnen Goethe riet und half. Kurze Zeit nachdem dieselbe, im Sommer 1803, ausgesprochen war, heirateten Caroline und Schelling.

Hatte vorher ihre schwierige Lage Caroline zu einer Anspannung aller Kräfte aufgefordert, so trat nun ein Nachlassen ein, das auf das Ende vorbereitet. Es ist anzunehmen, daß ihre Entwickelung vollendet war; und daß ihr das leere Abspielen ausgeleierter Formen erspart blieb, gehört mit zu der Anmut ihrer Erscheinung. Um neun Jahre überlebte sie das stets gegenwärtige Kind, sechs Jahre lebte sie als Frau an der Seite des geliebten Mannes, ohne daß dieser, wie es scheint, irgendein Abnehmen ihrer Kräfte, ein Erblassen ihres Wesens wahrgenommen hätte. In der letzten Zeit vor ihrem Tode, erzählt er, war sie wie verklärt in liebevoller Heiterkeit, am letzten Abend schien sie in Süßigkeit aufgelöst schon frei vom Körper zu schweben, und die immer schönen Töne ihrer Sprache wurden Musik.

Möge der Leser ihrer Briefe das Melodische, das in ihrer Stimme war und den Hörer hinriß, wenn sie Gedichte vortrug, auch im Stil ihrer schriftlichen Mitteilung vernehmen und sich dadurch den Eindruck ihrer Persönlichkeit vermitteln lassen, die allein zuletzt alle Rätsel und scheinbaren Widersprüche eines Lebens erklären kann.

Ricarda Huch.

Carolinens Briefe

Göttingen

An Luise Stieler in Gotha 4. September 1778

Diese Woche war mein Geburtstag, er hat mich zu traurigen Betrachtungen veranlaßt, vor einem Jahr wie war daß alles noch so ganz anders, ich erinnere es mir noch so umständlich.[1] Bl⟨umenbach⟩[2] muste grade den Tag aufs Land, den Morgen schrieb er ein Billet an meinen Bruder, worinn er ihn bat mir zu gratulieren und zugleich zu versichern, daß er diesen Mittag meine Gesundheit mit gewiß sehr warmen Herzen trinken würde, an mich schickte er ein Bouquet mit diesem Vers:

Den kleinen Straus, den ich Dir binde,
Pflückt ich aus diesem Herzen hier,
Nimm ihn gefällig an, Belinde,
Den kleinen Straus, er ist von mir.

Den Abend, wie er zurückkam, kam er noch selbst. Wie hat sich das alles geändert! Dieses mal hat er nicht daran gedacht, seit drei Wochen hab ich ihn nicht gesehn.

An Julie von Studnitz in Gotha 30. September 1778

On a donné l'Ariadne[3] ici en forme d'un concert. Point du tout de la décoration, mais seulement la musique entremelée de declamation. Un certain Monsieur Meyer[4] faisoit le Theseus. Vous savés qu'il est difficile de me contenter dans ces roles la, mais celui ci a déclamé à merveille.

An Luise Stieler 7. Oktober 1778

Glaub es nur, ich bin keine Schwärmerinn, keine Enthousiastinn, meine Gedanken sind das Resultat von meiner, wens

[1] Caroline ist geboren den 2. September 1763, als älteste Tochter des Professors der orientalischen Sprachen Johann David Michaelis. – [2] Seit 1776 Professor der Medizin in Göttingen. – [3] Das berühmte Monodrama von Brandes, Musik von Benda. – [4] Friedrich Ludwig Wilhelm (1759 bis 1840), studierte in Göttingen bei dem klassischen Philologen Heyne und war dort 1785–88 Bibliothekar und außerordentlicher Professor.

möglich ist, bei kalten Blut angestellten Überlegung. Ich bin gar nicht mit mir zufrieden, mein Herz ist sich keinen Augenblick selbst gleich, es ist so unbeständig, Du must das selbst wißen, da Dir meine Briefe immer meine ganze Seele schildern. Ich habe wahres festes Vertrauen auf Gott, ich bitte ihn so sehnlich mich glüklich zu machen, aber ich habe so verschiedne Wünsche, wodurch ich das zu werden suchte, daß, wenn er sie alle nach meiner Phantasie erfüllen wolte, ich nothwendig unglüklich werden müste. Du mein Gott, der du mein Herz kenst, der du mich schufst, erfülle keinen Wunsch, der dir misfällig, ich verlaße mich auf dich!

Hätte ich nicht ein so muntres Temperament als ich wirklich besize, wie würds da um mich aussehen! Wie viele Ursachen zur Betrübniß habe ich nicht, und doch vergeße ich sie so leicht, tröste mich so gut ich kann und laße Gott für das Übrige sorgen. Daß mir meine Geschwister von meiner Mutter vorgezogen werden, ist das nicht schon Kränkung genug? dazu komt eine so fehlgeschlagne Erwartung, und doch will ich die am leichtesten verschmerzen; aber, meinen guten Nahmen verlohren zu haben, doch so arg ists vielleicht nicht, meine Einbildungskraft vergrößert mir mein Unglük, aber doch bin ich wenigstens das Gespräche des schlechtern Theils unsrer Stadt, und das durch eine Ursache, an der ich so wahrhaftig unschuldig bin, bloß meine Unbesonnenheit hat mich da hineingestürzt, ich darfs Dir nicht schreiben, weils meine Mutter verboten hat, Du weist noch gar nichts davon. Habe ich einmal eine einsame Stunde, wo ich nicht fürchten darf überrascht zu werden, so solst Du es erfahren, aber bis dahin bitte ich Dich laß Dir nichts davon merken.

An Julie von Studnitz 31. Januar 1779

Je ne sai pas si je Vous ai dit dans ma derniere lettre, ma chere Julie, que nous avons eu une visite du jeune Forster[1],

[1] Georg Forster, geb. 1754, der seinen Vater, den Naturforscher Reinhold Forster, bereits auf wissenschaftlichen Weltreisen begleitet hatte, sam-

mais il me semble pourtant, j'espère qu'il passera aussi par Gotha, je le souhaite au moins, c'est alors que Vous aurés une bonne idée de Goettingue en l'en entendant parler avec un si grand enthousiasme, c'est l'endroit qui lui plait le mieux de tout ce qu'il a vu encore, et lui qui a tant vu, des villes grandes et petites, qui a plu toujours, car c'est un sort qui le suivra partout, il en pourra pourtant bien juger. Il m'a fait présent de ce drap d'Otahiti. Il me l'avoit promis, au cas que j'en voulusse porter un habit, mais je croyois qu'il l'avoit deja depuis longtems oublié et je n'y pensois plus, lorsque je recus un grand paquet de ce drap de lui, avec un trés joli billet. Pour lui tenir ma promesse je m'en ai fait faire un habit de bergère comme on en voit sur la redoute, pour le porter au bal. L'étoffe est blanche et le tout est garni avec du ruban bleu et fait en verité un trés joli effet. Mais Vous auriés du voir, combien cet habit, lorsque je le portois pour la premiere fois, a èté touché et regardé, je puis pourtant dire aprésent qu'il est unique et inimitable, jusqu'aprésent au moins encore, et il le restera peutêtre, car je crois que Forster n'a plus rien de ces étoffes que ce qui lui est necessaire pour des preuves. Je voudrois bien Vous en envoyer quelques unes, si je ne croyois pas qu'il viendra lui même en revenant de Berlin et qu'alors Vous en aurés assés. Au bout du mois de Fevrier il repassera par ici pour aller s'etablir à Cassel ou il est professeur.

Mon frere[1] ne partira qu'au mois de Mars pour l'Amerique, il sent aprésent l'importance de son entreprise et est un peu inquiet. Mais de ce coté je suis sur de lui. Si jamais un homme au monde remplira ses devoirs c'est lui.

melte seit 1777 durch Reisen in Frankreich und Deutschland die Mittel, um ihn aus der Londoner Schuldhaft zu befreien. — [1] Fritz Michaelis, geb. 1754, nahm als englischer Militärarzt am nordamerikanischen Befreiungskrieg teil.

Mais les autres dangers, qu'il court, il ne les craint pas, et moi je ne puis jamais me tranquiliser la dessus.

An Julie von Studnitz 1. Mai 1779

Mr. Forster est ici pour se dissiper un peu, car il est fort mélancolique, et je crois qu'il a raison de l'être. Son sort n'est pas des plus agréables. Son pere lui fait beaucoup de peine, on ne lui a pas rendu justice à Londres, il n'a pas èté recompensé de son voyage et Lord Sendwich l'a rendu odieux au Roi. Il a une vocation à Halle, mais ses créanciers ne le laisseront pas partir de l'Angleterre, si le Roi de Prusse ne paye pour lui. Toutes ces circonstances sont naturellement fort tristes pour un fils si tendre comme Forster.

An Luise Stieler 15. Mai 1780

Ob ich Oberon gelesen habe, ob er mir gefallen hat? Welch eine Frage, wie könt ich sonst leben? Wo ist der Mensch, der so schiefen Kopfs und harten Sinns gewesen wäre nicht darüber entzückt zu seyn. – Im Ernst aber, er hat mir sehr gut gefallen und ich wüste in der Art nicht leicht etwas interreßanters gelesen zu haben.

An Luise Gotter[1] 16. Juni 1780

Fern von mir sey jede romanhafte Idee! Ich fühle, daß ich Linken jeden andern vorziehn könte, ich weis, daß er den Vorzug verdient, den ich ihm gebe, ich hoffe, daß meine Neigung zu ihm, da sie auf die Eigenschaften seiner Seele, auf seine vortrefliche Denkungsart gegründet ist, unschuldig ist, und unserm gütigen Vater im Himmel nicht misfällig seyn könne. Schwierigkeiten von beyden Seiten können unsre Verbindung hindern. Mein Vater kent ihn nicht, und solte er seine Tochter, die er so

[1] Luise Stieler war am 30. Mai die Gattin des Gothaischen Geheimsekretärs Gotter geworden, des lyrischen und dramatischen Dichters, mit dem Goethe in Wetzlar befreundet war. (Dichtung und Wahrheit, 12. Buch.)

väterlich liebt, einen Unbekanten überlaßen? Link ist zwar sehr reich, hängt doch aber sehr von einen Onkel ab, und wird ders zugeben. Ich weis das alles und bin ruhig dabey. Ists gut für mich auf diese Art glücklich zu seyn, so wird uns Gott vereinigen. Ist es nicht gut, so trent er uns, und ich habe den wahrhaft göttlichen Trost, daß jedes Schicksaal, was mir begegnen mag, zu meinen Wohl dient. Ich bin nicht so romanhaft zu sagen, daß ich nie einen andern heirathen wolle wie ihn, nein, ich überlaße mich so ganz, mit so ruhiger Seele der Führung Gottes, daß ich ohnmöglich unglücklich werden kan. Ich denke mir Linken als Freund, nicht als Geliebten. Ob er gleich das Gegentheil wohl wünschte, so bleibt er doch selbst in den Gränzen der Freundschaft. Er liebt mich seit dem Augenblick, da er mich sah, seit 3 Jahren bis jezt unverändert, aber seine Bescheidenheit gegen mich war immer dieselbe, nie hat er mir ein Compliment, ein zärtliches Wort gesagt, aber die Heftigkeit, mit der er fühlte, zeigt sich in seinen Briefen. Sein Freund bat ihn mir zu schreiben, er wolte durchaus nicht. Ich errinre mich noch an den Augenblick, da ich ihn nach Jahren langen Hierseyn zum erstenmal sprach, es war erst vorigen Winter auf einen Ball. Er zitterte, konte kaum reden, und Deine arme Caroline, ach sie war nicht viel beßer dran, aber weg mit dem Andenken! Es möchte die schöne festgesezte Heiterkeit meiner Seele zerstören. Was soll ich mir in der Blüthe des Lebens ängstliche Stunden machen. Ich will meinen Frühling genießen, erst 16 Jahr und mir vor Sorgen und Kummer graue Haare wachsen zu laßen, das ist meine Sache nicht.

An Luise Gotter 12. Januar 1781

Heute habe ich einen Brief von Therese Heyne[1] gelesen, der mich beynah wieder mit ihr ausgesöhnt hat. Er war an Lotten[2], sie werden immer offen in unser Haus geschickt. Vielleicht be-

[1] 1764–1829, die Tochter des Philologen Chr. G. Heyne, heiratete 1785 G. Forster. – [2] Carolinens jüngere Schwester.

kömst Du ihn auch zu lesen. Er wird Deinen Beyfall haben, so wie er den meinigen ganz hatte. Das war eben die Seite, durch welche Therese mich blendete. Sie hat auch wirklich diese Grundsäze, das glaub ich immer behaupten zu können. Aber jezt wird sie zu sehr vom Wirbel fortgerißen, als daß sie sie so wie sonst ausüben könte. Man verzeiht ihr nur ihr sehr freyes Wesen eher, weil es in ihren Temperament zu liegen scheint. Sie spricht unaufhörlich und immer wizig, daher wird sie einigen unerträglich und blendet manche. Im Ganzen ist man ihr nicht gut, aber sie hat verschiedne declarirte Anbeter. Heimliche Schritte wird man ihr aber nicht Schuld geben können. Aber bey allen ihren guten Grundsäzen, hat sie viel Falschheit und – ich will nicht so streng seyn zu sagen, ein böses Herz, aber doch auch nicht die geringste Gutherzigkeit. Da ich noch so vertraut mit ihr war, warnte mich mancher vor sie, man bat mich so oft ihr nicht zu trauen, aber Du weist, wie ich bin, ich vertheidigte sie immer mit dem grösten Feuer, man konte mich nicht bittrer kränken, als wenn man mir übel von ihr redte. Hätt ich nur gefolgt. Sie hat mich nunmehr Mistrauen gelehrt, aber die Erfahrung ist mir sehr sehr theuer zu stehn gekommen. Ich habe alles gelitten, was nur eine jugendliche Seele leiden konte. Es zerrüttete meinen ganzen Körper. Ich unterlag bald meinen Schmerz, aber O Religion, Du Trösterinn der Allertrostlosesten! Dir dank ‹ich›s daß ich nicht verzweifelte, und nun wieder zu einen Grad von Ruhe gelangt bin. Gott beßerte mein Herz und zog mich zu sich.

Ich habe nie von Theresen übel gesprochen, und werde es nie thun, aber ich weiß, daß sie sogar im Gespräch mit Studenten meinen Nahmen aufs bitterste schmäht. Äußerlich ist sie, wenn wir von ohngefähr wo zusamen kommen, sehr freundlich.

An Luise Gotter 13. Juli 1781

Eine Nachricht, die Dir gewiß Vergnügen macht, in der Du aber nicht den Grund meiner jezigen Gemüthsfaßung suchen

muſt, weil ſie es wirklich nicht iſt, iſt daß ich mich ganz von meiner Leidenſchaft losgerißen habe. Völlige Ungewißheit über das Schickſaal ihres Gegenſtandes, das für uns alle völlig unerklärbar und dunkel iſt, iſt die Urſache meines Entſchlußes. Er iſt vielleicht todt, vielleicht unwürdig, vielleicht höchſt unglücklich, und in jeden Fall für mich verlohren. Die Zeit ſchwächt ſein Andenken in meiner Seele, und es beunruhigt mich immer weniger. Mein inres Vertrauen auf Gott macht mich ruhig — Aber ich bin ſehr froh nicht an L—ks ⟨Lincks⟩ Stelle zu ſeyn.

An Julie von Studnitz 3. September 1781

Nous avons ici une visite bien singuliere. C'est une princesse de Gallizin[1], dont l'epoux est ambassadeur de la cour de Russie à la Haye. Une dame fort savante qui est vetuë d'une espêce de draperie grecque, les cheveux coupés, des souliers plats, qu'on voit rarement sans un domestique, qui porte une demie douzaine de grands livres en folio, qui va se baigner avec une suite de 6 à 8 messieurs en plein jour dans notre Leine etc. Ses enfans sont vetus bien legêrement, le fils porte de longues culottes et une chemise, point d'autre vétement, et la fille une espêce de robe de nuit, ouverte par derriere de haut en bas, et noués une fois en haut, tous les deux vont pieds nuds, et les cheveux pas coupés, mais abgeſchooren. Ils sont noirs comme les nêgres. La princesse est assés jolie, et a le teint beau qu'oi qu'elle l'expose tant. Elle doit avoir beaucoup de lumiêres, d'esprit et de connoissances. Elle lit l'Homêre en original, et à Hofgeismar d'ou elle vient, elle se l'a fait porter au bain tous les matins. Pour l'éducation de ses enfans, elle semble prendre la simple nature pour modêle, sans se soucier de ce que la nature est quelque fois un peu sale. Elle veut peutêtre imiter Rousseau, mais je crains pourtant que Rousseau n'ait elevé son Emile autre-

[1] Fürſtin Amalie v. Gallitzin, die Freundin Hamanns und Goethes.

ment. Elle vit à Münster separée de son époux, pour se vouer tout à fait à ses enfans, et à la philosophie. La bibliotheque, et les leçons de nos professeurs, est ce qui l'a attirée ici, ou elle fera un long séjour. Vous voyés bien, chere Julie, que cette dame est un de nos plus grands genies, exepté qu'elle est savante, car je crois avoir remarqué que cela n'est pas justement le fort de nos genies d'aujourd'hui. Au reste je la soumets à votre jugement. Pour moi je sens que je pourrois l'admirer, mais jamais l'honorer, et je crois qu'elle ne plaira pas en femme, mais seulement comme singularité, et alors je renonce de tout mon coeur à l'honneur de l'admiration. Je crois qu'une femme a tant de devoirs à remplir sur la terre, qui sans faire autant de bruit que ceux des hommes, sont beaucoup plus pénibles, et ont encore plus d'influence sur le genre humain, la premiere éducation ètant la plus importante et celle qui décide du reste de la vie, qu'elle n'a pas besoin d'être savante ni d'affecter des singularités en ce qui doit faire son occupation preférable. Je ne dis rien de ce que la princesse avec son métier de savante neglige aussi son époux. Nous avons eu beaucoup de visites interressantes pendant cet été. Je ne Vous ai pas encore dit que le duc de Weimar a ètè ici, et a fait visite à mon pere, qui a reçu depuis de lui une fort jolie et obligeante lettre. Il semble pourtant que le duc s'est corrigé beaucoup, de même que son favori, Göthe, au moins on me l'a dit toujours, mais dernierement on m'a raconté tant de traits de ces deux, conçernant la jeune duchesse de Meinungen, et encore d'autres histoires, que j'ai ètè tentée de revoquer mon jugement, mais il m'est presque impossible de les croire tout à fait, parceque le duc de Gotha y devoit aussi avoir joué un role. Vous, ma chere amie, devés savoir au moins, s'il est vrai, que votre duc a fait la cour à la duchesse de M., s'il est vrai qu'ils ne sont restés que cinq jours à la cour de Gotha, parceque Göthe et le duc de W. ont cherché à inspirer de la jalousie

Louise Seidler: Louise Gotter

au duc de M., qui est parti le premier et s'est fait suivre par son épouse, et encore d'autres traits semblables.

An Julie von Studnitz 29. Oktober 1781

Nous avons eu ces jours ci une visite bien interressante, Mr. Nicolai de Berlin, libraire, reformateur de religion, ministre, favorit et auteur du Sebaldus Nothanker. Un homme qui semble avoir bien du génie, de l'esprit, de la finesse, mais qui malgré tout son savoir vivre ne sauroit cacher ni ses principes de religion, ni l'idée bien grande qu'il a de lui même. Il s'annonce tellement en homme important, que son billet de visite ne contenoit que le nom: *Frederic Nicolai.* Je fus pourtant bien aise de le voir, et j'eus l'occasion de l'observer lorsqu'il soupoit chés nous.

Mr. Nicolai m'a dit qu'il est resté encore un jour à Gotha, pour voir la représentation de la piece de Göthe[1] et Madame Gotter dans le role de Marianne. On m'a fait un extrait de la piece, mais je ne puis pas dire que le plan me paroit trés interressant, il faut que l'execution en fasse le merite, et je souhaiterois beaucoup de la lire.

An Luise Gotter ⟨Ende Oktober 1781⟩

Der Auszug vom Göthischen Stück, für den ich Dir sehr danke, macht mich sehr begierig die Ausführung zu sehn, die aber freylich interreßanter seyn muß wie der simple Plan, wenn sie die Ehre haben soll mir zu gefallen. Wär Dirs nicht möglich mir etwas davon zu schicken, denn Deine Rolle hast Du doch wohl. Schade daß Göthe, der so ganz herrlich, so hinreißend schön schreibt, so sonderbare Gegenstände wählt, und doch kan ich weder seinen Werther, noch Stella, noch die Geschwister unnatürlich nennen, es ist so romanhaft, und liegt doch auch so ganz in der Natur, wenn man sich nur mit ein bischen Einbildungskraft hineinphantasirt.

[1] Die Geschwister, entstanden 1776, gedruckt erst 1787.

An Luise Gotter 1. November 1781

Vielleicht sind auch meine Begriffe von der Freundschaft zu ausgedehnt, und ich begreife die Liebe mit drunter, doch wirklich verlieben werde ich mich gewiß nie (denn was ich bisher dafür hielt, war nur Täuschung meiner selbst, ich entsagte diesen Hirngespinsten mit so weniger Mühe,) aber wenn ich heirathen sollte, so würde ich für meinen Mann die höchste Freundschaft, und doch vielleicht nicht so viel, wie für meinen Bruder hegen.

An Julie von Studnitz 2. März 1782

Eloignée de tout ce qui me tient le plus à coeur, n'ayant point d'amie présente que je puisse aimer comme les absentes, separée de mon frere vivant dans un endroit, qui comme université n'est point du tout de mon gout. Tout cela n'a-t-il pas un aspect bien lugubre? Cependant j'ai aussi beaucoup de joye et je suis quelque fois trés contente. La source de cette inégalité est sans doute dans mon propre coeur. C'est lui qui est si inconstant, constant dans rien que dans l'amitié, une verité que je sens en verité. C'est dans mon esprit et dans mon coeur que demeure alternativement le ciel ou l'image opposé, que je vis dans d'éternelles émotions. Comme ma phantasie se peint quelque fois le monde! Comme mon imagination le parcourt! Je ne suis jamais tranquile, mais vole d'un coté opposé à l'autre.

On m'écrit quelque chose d'un tableau fait par Göthe, accompagné d'une ballade[1], chanté par lui à la duchesse de Weimar, puis d'un poême pour son jour de naissance chanté par les vertus féminines.[2] J'avoue que je suis trés curieuse de voir ces deux pièces, et comme Vous, chere Julie, pouvés peutêtre me les procurer facilement, je Vous prie instamment de le faire, et je Vous rendrai mille graces de votre bonté. Il s'entend que je ne desire pas d'avoir le tableau, mais seulement la copie de ces deux poêmes.

[1] Das Neueste von Plundersweilern. — [2] Die weiblichen Tugenden.

An Luiſe Gotter 16. April 1782

Wir bekommen jezt die Grosmanniſche Schauſpieler Geſellſchaft hieher. Ich freue mich die ſchöne Frau wiederzuſehn. Man ſchreibt und erzählt mir von Gotha aus Wunderdinge von Iffland und der Räuber Sceene.[1] Ich hätte Deinen Mann dabey ſehn mögen, er ſah zum Theil ſein Werk.

An Julie von Studnitz 14. März 1783

Etudiés Vous encore l'anglois? Je ne lis que dans cette langue, j'y ecris, j'y parle et j'en ai une joye exessive. Il n'y en a point qui recompense plus la peine à l'avoir apprise. Je ne puis me rassasier d'un Pope, Young, Milton, Hume etc. et Shakespear! c'est lui seul qui recompenseroit deja. Malgré ce que le soi disant orgeuil national en dise, l'Angleterre a produit les plus grands auteurs. Pour les plus grands hommes je les cede volontiers à l'Allemagne.

An Luiſe Gotter 30. September 1783

Noch in aller Eil ein Wort, meine Liebe. Göthe war hier, und ich hab ihn nun geſehn. Er hielt ſich zwey Tage hier auf. Am erſten waren wir mit ſeinem Anblick zufrieden, weil wir uns nicht träumen ließen, daß er ſo weitläuftige Beſuche geben würde, der folgende Tag war zu einer kleinen Reiſe aufs Land beſtimmt, die einige Herren veranſtaltet hatten, uns jungen Damen in die ſchönſten Gegenden vom ganzen Hannöveriſchen Land einzuführen. Wir fuhren mit ſchwerem Herzen weg, und die liebe Sonne am Himmel freute uns nicht. Alles Schöne, was wir ſahn, konte ihn uns nicht vergeßen machen. Da ward denn ein bischen geſchwärmt, aber nicht tragiſch, verſteht ſich. Ich machte mir unter andern weis, wir wären hieher gegangen ſeine Gegenwart zu feyern, wir konten uns ihm nicht ſo ganz

[1] Am 13. Januar hatte die erſte Aufführung der „Räuber" in Mannheim ſtattgefunden; den Franz Moor ſpielte Iffland, den Gotter bei ſeinen erſten Anfängen in Gotha ſehr gefördert hatte.

nahen: daß er uns lieb gewonnen hätte, wie Werther das Plätzchen am Brunnen, wollten ihm also entfernt huldigen, wie Werther Lotten, da er sich auf die Teraße warf, die Arme nach ihrem weißen Kleide ausstreckte — und es verschwand. Wie wir Abends zu Haus kamen, war er bey Böhmers und bey uns gewesen, und unsre Väter aßen bey Schlözer, wo Göthe war. Da ging ein Wehklagen an.

Jedermann ist zufrieden mit ihm. Und alle unsre schnurgerechten Herren Profeßoren sind dahin gebracht, den Verfaßer des Werther für einen soliden hochachtungswürdigen Mann zu halten.

An Julie von Studnitz 17. Februar 1784

Mon frere me donnera à l'homme au quel il m'avoit destinée dés mon enfance, à son *meilleur ami,* qui m'aimoit dés ce tems la. Je remplis par ce mariage les voeux de ma famille, de mes amis, et les siens, et mon propre coeur fut longtems d'accord avec eux. Guidée par ces motifs touts puissants j'ai fait mon *choix* — il l'étoit au pied de la lettre. J'épouse un homme aimable, et aimé, d'un caractere comme il n'y en a pas beaucoup; l'ami d'un frere chéri, le frere de la meilleure amie que j'aye ici; j'entre dans une famille charmante qui me reçoit à bras ouverts; eux tous sont un dans mon coeur, et je suis le lien entre eux. Mais Vous voudrés savoir le nom. C'est le fils du Geheime Justizrath Böhmer. Il est medecin à Clausthal au Harz.

An Luise Gotter 3. April 1784

Wir haben ein artiges Haus, insofern wenigstens, daß es äußerst bequem ist und so freundlich, wie sichs thun läßt, ausgeschmückt wird, und wenn ich ein Schild aushängen möchte, so sollte es gewiß der Tempel der Freundschaft seyn, aber ich liebe das affichiren nicht. Beyde Flügelthüren werden aufgemacht, wenn Ihr komt. Alsdann siehst Du schöne Gegenden,

in Ermanglung der Schweizer. Man nent ja den Harz die Schweiz im kleinen, und Lichtenberg versichert, Clausthal habe die grösste Ähnlichkeit auf den ersten Blick mit Bath in England ... dann lernst Du meinen Böhmer kennen, und ich möchte so gern aus Deinen Munde Beyfall hören. Er ist, wie mir buchstäblich so gesagt ist, der Liebling des Harzes. Das bahnt mir den Weg zum Wohlwollen meiner künftigen Mitbürger, und so der Himmel sein Gedeihn dazu giebt, will ich ihn, so viel ich kan, gehn.

An Luise Gotter 28. Mai 1784

Am 14 ten May gaben wir [1] Böhmer in Nordheim Rendésvous. Die Leßen fuhr mit uns hin. Da hab ich alle Freuden des Wiedersehns noch einmal genoßen, aber ich war matt und krank am Abend, denn es war unstreitig der Tag meines Lebens, der durch die stärksten Empfindungen bezeichnet ist. Wie mich mein Bruder seinem Freund übergab – ich zwischen beyden – ihr Streit, wer mich am meisten liebte – die Leßen als theilnehmende Zuschauerinn – Ihr könt Euch nicht alles denken. Und dann zuweilen auch schmerzliche Augenblicke dazwischen, und noch andre, wo ich mein Glück hätte aufopfern können es dem Bruder zu geben. Nur nicht eine Minute Schwärmerey, denn ich fühlte nur, waß ich sah.

Therese bat mich schon vorher, sie so bald wie möglich mit ihm ⟨Fritz⟩ bekant zu machen. Es begab sich auch, daß sie zusammen bekant wurden – bis so weit, daß sie ihm freywillig einen Kuß gab, der erste, den ich ihr geben sah – alles sans consequence! Er schäzt sie sehr, er ehrt ihren Verstand, aber er fand, ohne im geringsten prévenirt zu seyn, beynah im ersten Nachmittage, die Coquette und den Freygeist in ihr.

[1] Caroline und Fritz Michaelis, nach dessen Rückkehr von seiner amerikanischen Reise.

An Luise Gotter 9. Juli 1784

Von meinem Glück schweig ich noch. Wer würde die Schilderung nicht auf die ersten 6 Wochen des Ehestands rechnen? Und doch glaub ich, es wird bleibend seyn, weils nicht übertrieben ist. Böhmer mus ein guter Ehemann seyn, so lang ich ihn liebe, und meine Zärtlichkeit für ihn trägt nicht das Gepräge auflodernder Empfindungen.

An Lotte Michaelis in Göttingen ⟨1784⟩

Ich für mein Theil werfe mich alle Tage mehr in Clausthal herein, ohne mich in die hiesige Form zu gießen. Misgönn doch einem ehrlichen Menschen die Lust nicht sich an 20 bis 30 albernen Menschengesichtern zu amüsiren, und laß lieber in der catholischen Kirche in der kurzen Straße eine Meße dafür lesen, daß ich das Ding von der Seite zu nehmen anfange. Heut hab ich wieder visitirt, bey Vetter Schichtrupp unter andern, dessen Frau – ein gutes Vieh – wie eine leibhaftige Tellermüze aussieht. Er ist fürchterlich unwißend. Hatte mal von amerikanischen Krieg gehört, wuste ⟨nicht⟩ ob ihn Hänschen oder Gretchen führt.

Schick mir mit der Botenfrau Gallisch, hörst Du? Die übrigen Theile von Möser allenfals auch und den lezten von Cecilie, oder sonst was auf dem – in der Garderobe zu lesen. Vernünftige Sachen hat mir Therese geschickt. Vom übrigen nächstens ein mehrers, denn da komt Böhmer und sagt: Du darfst nicht einen Augenblick länger schreiben. Adieu Adieu, Beste. Dank Mutter tausendmal.

An Lotte Michaelis 13. September 1784

Um 9 Uhr Morgens. Böhmer komt eben herunter – ist von 7 Uhr an mit lauter alten Weibern umringt gewesen – wollte sich wie er sagt am Anblick einer jungen Frau erholen, schwazt

von Herzenswonne und dergleichen, wahrscheinlich alles im Gegensaz verstanden. Ich versprach Dirs zu berichten.

An Lotte Michaelis 12. Oktober 1784

Du kanst mir so viel und so lang von Deinem Schmerz reden, liebes Mädchen, und ich bin arm an Antwort, denn Dein Gegenstand ist unerschöpflich, und unfruchtbar mein Trost. Bist Du zufrieden, wenn ich mit schweigendem Mitleid zuhöre, und Dich zu Deiner Beruhigung, zu Deinem Wohl bitte fortzufahren, und mir jede geheimste Empfindung Deiner Seele zu schildern, als wenn Du mit Deinem eignen Selbst sprächst? Es wird Dir unendlich gut thun; das Herz füllt und erleichtert sich wechselsweis, es athmet freyere Luft, es saugt reinere ein. Um das innigste Gefühl des Kummers, der in seinen Klagen selbst die süßeste Belohnung findet, um die Wehmuth, die entzückende Wehmuth, diesen Schatten des verlohrnen Geliebten, der uns schwärmerischer, feiner, beschäftigt, wie der Geliebte selbst, möcht ich Dich beneiden. Jezt ist Deine Faßung, der Zustand Deines Gemüths, wie sie seyn sollen und nicht anders seyn können, aber wirst Du im Stand seyn, diese Anstrengung daurend zu machen? Es ist unglaublich, wie unvermerkt sich das mindert, wie eine angespannte Empfindung nach der andern allmählich erschlaft, und die lebhaft zerreißende, lebendige, Vorstellung in leichten Nebel sich hüllt. Und wird mit dieser Bezaubrung nicht auch Dein heiligster Vorsaz verschwinden? Wie wenig uns idealische Tugend kostet, weis ein jeder. Es ist ein schönes unnüzes Rauchwerk, das in glänzenden Feuer zum Himmel lodert. Aber wenn die Stunde der Versuchung wiederkomt, der Du wahrscheinlich noch nicht auf immer entgangen bist, ist sie dann genug Dich — vor den Klippen der Eitelkeit zu schüzen, denen Du durch Handlung entgehn must. Jezt wäre sies, wo Dein Feuer Dich unbewußt zur That triebe, nur — das kan so nicht bleiben, so wahr Du ein Mensch bist. Drum bitt ich Dich, mein bestes geliebtes Mädchen, such es nicht zu unterhalten, sondern nimm

Deinen ganzen Verstand zu Hülfe, um Dir selbst jene Wahrheiten recht anschaunlich zu machen, damit, wenns nun gedämpft ist, Du doch etwas *festes* davon trägst. Sonst bist Du ewig der unglückliche Raub Deiner eignen Fühlbarkeit, das elendeste Wesen, das durch Dich selbst stets hin und her geworfen wird. O Lotte, das Du doch auf immer dem grösten und hülflosesten aller Leiden, nicht eins mit sich zu seyn, entgehn möchtest! Das muß ich Dir offenbaren – Jezt werden Deine Briefe heilig verwahrt, aber wenn Du je unwürdig würdest sie geschrieben zu haben, so stell ich sie Dir zum Zeugen gegen Dich auf, dem ins Gesicht zu sehn *ich* lieber ans Ende der Welt fliehn würde. Ja ich erlaube Dir, stolz drauf zu seyn; seys auch werth, *so* und *ihn* geliebt zu haben. Wenn ächte Tugend die Frucht davon würde, mit welcher Wonne wirst Du dann an diese Zeiten zurückdenken, auch wenn die Jahre, mit denen die Jugend unaufhaltbar entflieht, die Leidenschaften mit sich hinwegnehmen.

Dein Brief scheint mich in Voraus zu wiederlegen, sonst wollte ich Dich noch errinren, in Deiner Betrübniß alle Art von Affectation zu vermeiden. Laß Dirs ganz einerley seyn, ob die Leute glauben, Du seyst gleichgültig oder fühlbar oder standhaft. Jede Rücksicht darauf entehrt das verschloßne Heiligthum. Deine Caroline darf hinein blicken – das dankt Dir mein ganzes Herz.

An Lotte Michaelis 1. März 1785

Laß Dichs nicht anfechten, wenn man Dich um Deiner Sorgfalt für meinen Puz auslacht. Laß Dich nicht hinreißen zu denken, für die Docktorsfrau wär alles gut genug, sondern sez Dich an meine Stelle. Ich putze mich nicht für das Schlaraffenvolk aus den Gebirgen, ich putz mich blos für mich selbst und – Böhmer – mir ists nicht genug, jenen Sand in die Augen zu streun, sondern unerkant in eleganten Verdienst will ich wirklich seyn waß ich scheine, und wenn

Therese Huber

denn einmal ein Fremder in den Zirkel tritt, sollen seine geschmackvollern Augen gezwungen werden zu sagen, dies ist mehr denn Clausthal!

An Lotte Michaelis ⟨1785⟩

Meisterin brodloser Künste – unholdiger Geist, ich beschwöre Dich, schick mir keine Uhrbänder, sondern diesmal etwas zu lesen in gothischen Buchstaben. Ich bitte Dich um Brod, und Du giebest mir einen Stein. Wie kan ich lachen? Der Spiritus verfliegt, Keine Macht

kan ihn feßeln und gefangen nehmen,
leicht wie Aether schlüpft er fort.

Du must mir andre Kost auftischen. Versteh, Du solst mir was aus dem Buchladen schicken, und künftige Woche komt der ganze Braß mit eins zurück. Ich danke Dir dennoch für Deinen gestrigen Wisch, und empfele mich und mein ungebohrnes Kindlein Dir in höchster Eile.

An Lotte Michaelis 15. Juni 1785

als an der Jahresfeyer des Tages, der mich heut zwischen 4 Wände, bey einem geheizten Ofen, wie eine Mistbeetpflanze, die Sonne und Luft nur durch Glas geniest, verbant.

⟨Ubelbefinden.⟩ Diese Nachricht ist eigentlich für Mutter, denn ich weiß, daß Dich dergleichen nicht interreßiren. Ach wie gleichgültig hört ich darüber hin, wie ich noch nie krank gewesen war. Noch hab ich seit meiner Niederkunft kein ganz gesundes Gefühl gehabt[1] und ich fürchte nichts mehr wie das Kränkeln, weswegen ich auch alles thun werde, bald wieder hergestellt zu seyn, und wieder gut zu machen, waß ich etwa verdorben – ich muß mir nur selbst predigen, damit ich andern Leuten den Mund zubinde. Meinem guten Mann wolt ichs auch wohl wünschen, daß er eine gesunde Frau hätte.

[1] Am 28. April 1785 war ihr Töchterchen Auguste geboren.

Don Carlos wird gut werden, mein ich, wenn er seine Sprache nur ein wenig vom Schwabenland reinigte.[1] Das Übrige der Rheinischen Thalia hat mir gar nicht gefallen. Für den Kinderfreund dank ich recht sehr.

Ja, heut ists ein Jahr, seit ich verheyrathet bin. Wie schnell, wie schleichend ist es dahin gegangen. Mädchen und Mutter sind sich nur um einen Glockenschlag auseinander in dieser Stunde.

An Luise Gotter 22. Juni 1785

Die lezten 14 Tage über, eingeschloßen in meinem Zimmer vom bösen Wetter und der Furcht vor Ansteckung; zwar wohl Freuden, aber auch Leiden der Mutter im Voraus fühlend — so kam endlich der Tag, der mich in tausend langwierigen Schmerzen und Angst selbst zur Mutter machte. Die lezten Augenblicke vorher trieben meine Anstrengung aufs höchste, denn ich fürchtete, das Kind sey todt — diese Vorstellung, vereint mit dem Anblick des lezten gebrochnen Strahls der Sonne, der in das gegenüberstehnde Bett fiel, als wolt er es zu Thränen einweihen — o es war Zeit, daß sie unterbrochen ward. Dann folgte ein nur zu kurzer Rausch der Freude, der sich durchs ganze Haus verbreitete — mein Mann, außer sich über das gerettete Leben seiner Frau und seines Kinds, die arme Lotte, die ich einige Tage nicht gesehn, in der Wonne ihres Herzens, kniend vor meinem Bett — ich deßen alles genießend. Ich fiel in einen Schlummer aus den ich ohne Besinnung erwachte, und nun folgten 14 fürchterliche Tage und Nächte, die ich unter einem heftigen Nervenfieber zubrachte, während welcher ich, ohngeachtet einer starken Neigung zum Schlaf, kein Auge schließen durfte, ohne von Zuckungen und schrecklichen Phantasien geweckt zu werden; wo Böhmer oft für mein Leben, und ich für meinen Verstand fürchtete, deßen Zerrüttung ich mir in äußerster Traurigkeit bewust war; wo ich überall Trauer

[1] Der Anfang von Schillers „Don Carlos“ erschien in seiner Zeitschrift „Rheinische Thalia“.

sah, selbst mein liebenswürdiges Kind mir keine Freude machte, außer der betrübten Genugthuung, über daßelbe gebeugt, weinen zu können! Aeußerst schwach an Leib und Seele must ich Ruhe und Bewegung gleich scheuen. Es ist vorbey, und Gott sey Dank, der mich durch die Bemühungen meines Mannes gerettet, für den sich bey dieser Gelegenheit meine Achtung und Zärtlichkeit durch die vielfachen Beweise der seinigen und die Standhaftigkeit, die er nie verläugnete, selbst in der dringendsten Gefahr nicht, noch verdoppelt hat. Ich bin sehr langsam wiederhergestellt, und hab erst seit wenig Tagen das volle Gefühl der Gesundheit wiederbekommen. Aus dem Gustav ist nun eine Auguste geworden, und das liebe Geschöpf bittet durch ihre Güte und Schönheit stillschweigend, mit ihr doch zufrieden zu seyn; auch ist mir für mich eine Tochter, bey der das Mutter Herz gewiß sympathetischer schlägt und mit der ich mich früher beschäftigen kan, lieber, und der Vater? – ach er vergaß gern die Wahl.

Außerordentliche Schicksaale sind für Theresen gemacht[1] – sie haben ihren Grund in ihr selbst. Gott wende sie zum Besten!

An Lotte Michaelis 18. Oktober 1785

Wenn ich sagen sollte, ich wäre während Deines Stillschweigens ruhig gewesen – so müst ich die Angst meines Herzens um Dich verläugnen, doch ich will Dich damit nicht quälen. Erlaube mir nur, liebe Lotte, Dir nochmals zu wiederholen, daß Du nicht vorsichtig genug seyn kanst. Aus verstärkten Gründen bitt ich Dich darum. Wolt ich auch gern kein Mistrauen in Meyer setzen, so schwindet doch die Wahrscheinlichkeit von andern Seiten oft so sehr, daß mir aller Muth sinkt. Aus einigen vorbeygehnden Gesprächen mit Mariannen ⟨Heyne⟩ hörte ich, daß M. durchaus sein ganzes Vermögen verlohren und nur 300 rh. Besoldung hat. Er würde, ließ man sich verlauten, in 8 oder 9 Jahren noch nicht heirathen können. Man

[1] Therese Heyne heiratete am 4. September 1785 Georg Forster.

kan das ohngefähr wißen, übrigens spricht sie nie nachtheilig von ihm, aber immer so, als wenn er ganz von ihrem Hause abhinge, und das ist traurig genug. Vermeide nur ums Himmelswillen alles, was die Sache zu öffentlich macht, nenn ihn ja nicht, geh vor allen Dingen nie wieder auf die Bibliotheck, unter keinen Vorwand, denn das legt man so aus, als gingest Du zu ihm, und aus diesem Licht sieht es der alte Heyne[1] an, der es, wie ich bey Gelegenheit merkte, weiß. Wirst Du mir nicht übel nehmen, wenn ich noch die Bemerkung mache, daß es viel gesagt heist, wenn man einen gar nicht zu sehn glaubt, den man in Gesellschaft sieht? Daß es viel ist von verstohlnen Blicken zu sprechen? Wenigstens ist das nicht der Ton der Freundschaft, und Du must Deinen Verhältniß nicht diesen Nahmen beylegen.

Wär dies die erste Geschichte dieser Art, so müste man bey einem Mann gar nichts anders als eine Verbindung auf Lebenszeit voraussetzen können, aber glaubst Du denn, daß er von dem Vergangnen nichts weiß? Er muß alles wißen, und wenn er es auch aus dem günstigsten Licht betrachtet, Dich schäzet und Dir gut ist, so wird er doch weniger streng über seine eigne Neigung denken, und sich allenfals einbilden, daß er sie ohne weitere Verbindlichkeit, und ohne die Furcht des rechtschaffnen Mannes, dem Ruf eines Mädchens zu schaden, befriedigen könne. Denke nur einen Augenblick ohne eine wilkührliche Verblendung über Dich nach, ob er einem Mädchen, die vor einem Jahr heftig liebte, verzweifeln wolte, tausendmal schwor nie einen Mann mit Wohlgefallen wieder ansehn zu können, herrliche Vorsätze faste, von Tod und Tugend sprach — und jezt — seinen halben Gefühlen entgegeneilt — ob er einem solchem große Schonung schuldig zu seyn glauben kan? Meinst Du, er weiß das nicht? Du hast es ihm selbst im Anfang Eurer Bekantschaft merken laßen, und Therese hat sicher nicht geschwiegen.

[1] Als Direktor der Bibliothek Meyers Vorgesetzter.

An Lotte Michaelis 9. November 1785

Mit Trauer seh ich den Schnee, die Scheidewand zwischen mir und der Welt; es ist so ganz wieder das Gefühl vom vorigen Winter; so entblätterten sich die Bäume, so schwärzten sich die Tannen, und der Wind rauschte an meinem einsamen Zimmer, die Wolken wallten in tausend Gestalten über uns hin — ich lebte nicht in der Gegenwart, sondern in der Hofnung des Frühlings und deßen, waß er bringen würde — das war der einzige Unterschied. Jezt hab ich mein Kind, jezt genieß ich des Guts, auf das ich harrte, und welch ein Kind! Meine Auguste ist ein reizendes Geschöpf.

An Lotte Michaelis ⟨Anfang 1786⟩

Es ist immer ein eigner Gram für mich, wenn ich ohne Plan bin, es sey im Großen oder Kleinen, ich mag keine Nadel abstricken ohn den Eifer und die Aussicht etwas fertig zu bekommen, und hinterher zu denken, ich habe wirklich was gethan — da kan ich ordentlich deliberiren, was ich thun will, das am nöthigsten ist und mit einiger Anstrengung vollendet wird. Bin ich zwecklos, so ist mir wie denen, die gewohnt sind, sich von Sonnenaufgang bis Untergang zu schnüren, und ungeschnürt nicht wißen, wo sie den Leib laßen sollen. Komt nun noch der Pfal im Fleisch dazu, daß ich etwas thun will, was ich nicht mag, und habe doch nicht die Macht es zu forciren — und — Deiner Barmherzigkeit seys zu Gemüth geführt, auch kein angenehmes verzweifeltes Mittel, als lesen, sticken ꝛc. im Haus, so bin ich ein elendes Geschöpf, das mit Gleichgültigkeit das Morgenlicht durch die Vorhänge schimmern sieht, und ohne Satisfaction sich niederlegt. Nachdem ich diesen meinen Trab Euch vorgelegt, kom ich zu der betrübten Application, daß dies alles seit 3 Tagen mein Fall war.

An Lotte Michaelis 20. März 1786

Wer weiß, was das für tausend kleine Ursachen sind, die mich diesen Abend unzufrieden machen und mit denen die wärmere

Sonne nichts zu schaffen hat. Ich weiß es selbst nicht. Meine eigne Last drückt mich. Es geht mir immer so, wenn ich einmal lange nicht über mich nachgedacht habe, und halte dann Révue, es findet sich so vieles zu verbeßern, die edle Thätigkeit ist so schlaff geworden, und man merkt dann, wenn man wenigstens unpartheyisch mit sich umgeht, daß beynah alles, was uns Mismuth macht, eigner Mangel derselben war. Hernach wird es wieder beßer – man ist wieder beßer – bis man von neuen sinkt – und sich von neuen erhebt. Ich freue mich, daß ich das erste bald wahr nehme.

22. März

Ich vertrockne seit einiger Zeit, weil alle meine Bücherquellen sich verstopfen. Nun bitt ich Meyern, erstlich um etwas amüsantes gut zu lesen, wenn man auf dem Sopha liegt. Das muß kein Foliant seyn, sondern was man mit einer Hand hält. Wohl möcht ich neuere französische Trauerspiele, kleine Romane, Memoires oder auch etwas ernsthafters. Gott! er muß es ja wißen. Mir ist alles willkommen, waß ich noch nicht gelesen habe. Zweytens möcht ich etwas zu lesen, wenn man auf dem Sopha sizt und einen Tisch vor sich hat, als ältere englische Geschichte aus Alfreds Zeiten; und den 4ten Theil von Plutarch (die andern hab ich gelesen). Alles auf einmal will ichs nicht. Bey der nächsten Gelegenheit kömt auch Winkelmann und Ossian wieder. Betreib dies ein bischen für Deine Schwester; es ist unverantwortlich, daß man mich so gleichgültig zum Aschenbrödel werden läßt. Mach es Meyern wichtig. Bekomm ich nichts, so glaub ich nicht an Deine Gewalt über ihn. Die Drohung zeigt Dir wenigstens, daß es mir mit meinem Wunsch ein Ernst ist.

An Lotte Michaelis 28. Mai 1786

Wohin reißt denn Meyer eigentlich? wie ich verstehe, komt er so spät zurück, daß er Dich noch hier treffen könte. Anfangs sagtest Du von 3 Wochen, so müstens wenigstens 7 seyn. Innig

freu ich mich auf Dein Kommen. Dann gut Wetter! und wir wollen den Harz durchlaufen. Diese Gegenden fangen an mir zu gefallen, da ich sie näher kennen lerne. Clausthal sieht von vielen Seiten äußerst hübsch aus – meine Sinnen freuen sich, auch diese Fluren, die mich sonst so schwarz dünkten, wie unsre Tannenwälder und der Schiefer, der unsre Häuser deckt im Regen – fangen an zu lächeln. Aber Sonnenschein wird dazu erfordert, und vom ersten Eindruck bleibt genug zurück, um dem Ganzen einen Anstrich von Schwermuth zu geben, den ich gern verwischen möchte. Was Meyer übrigens einst sagte, ist thöricht. Ich bin nicht unglücklich, wenigstens nicht durch meine Lage, ja was sag ich wenigstens? Bin ichs denn überall? Nennt ers ein Unglück eine Seele zu haben? So scheints mir beynah. Es war eine Zeit, wo Therese sich alle die unglücklich dachte, die sie liebte, daher schreibt sich das. Sie ist von dieser Grille zurückgekommen. Sie glaubt an Glückseeligkeit. Die meinige ist nicht überspannt, aber ich bin ihre Schöpferin, fiel mir auch in den ersten Zeiten wohl der Gedanke ein – warum must Du hier Deine Jugend verleben, warum Du hier vor so vielen andern, und vor manchen doch fähig eine größere Rolle zu spielen, zu höhern Hofnungen berechtigt? Das war aber Eitelkeit. Jezt sagt mir mein Stolz, was ich habe ist mir gegeben, diese Situation zu tragen, mich selbst zu tragen. Ich bin sehr zufrieden. Ich leugne es nicht, es im Anfang nicht gewesen zu seyn. Das klagte ich freylich Theresen. Viel kam mit daher, daß ich nicht gesund war, nie so sehr wie jezt, und das schwächt meinen Kopf, und Schwäche erzeugt bey mir glühende Phantasien. Die können nicht anders wie sich zur Traurigkeit neigen mit meinen sonstigen von entzückter Schwärmerey entfernten Gefühlen. Wie wenig Gegenstände giebts, wo die halbweg vernünftige Einbildungskraft sich an Freuden übt. Ich bin nicht mehr Mädchen, die Liebe giebt mir nichts zu thun als in leichten häuslichen Pflichten – ich erwarte nichts mehr von einer rosenfarbnen Zukunft – mein Loos ist geworfen. Auch bin ich

keine mystische Religions Enthousiastin – das sind doch die beyden Sphären, in denen sich der Weiber Leidenschaften drehn. Da ich also nichts nahes fand, was mich beschäftigte, so blieb die weite Welt mir offen – und die – machte mich weinen. Da ist immer die Rede von schwachen Stunden. Weh mir, wenn in guten es mir an Freuden mangelte. So eingeschränkt bin ich nicht. Durch Interreße an Dingen außer mir, durch Betrachtung, durch Mutterschaft, durch alles waß ich thu, genieß ich mein Daseyn.

An Lotte Michaelis ‹1786›

Auguste ist unausprechlich liebenswürdig, schön wird sie gewiß nicht, da steht ihr Näschen im Weg, aber jezt hat sie alles, was Schönheit ersetzt, und Gott gebe! daß sie gut werde.

An Lotte Michaelis ‹1787›

Auguste ist reizend lieblich, ich bete sie an, das zu hoffende Kind[1] ist nur ein Unkepunz in meiner Einbildungskraft, ich lieb es nicht vorher, wie ich jene liebte.

An Lotte Michaelis ‹1787›

Lotte, das Wetter ist arg. Ich mache doch ausfündig, daß mir Clausthal vorzüglich wegen des unfreundlichen Clima und des Mangels an Naturreizen, für die ich mich sonst wirklich nicht so ganz fühlbar glaubte, wenn sie nicht auffallend waren – so verhaßt und freudenlos ist. Ich dächte, ich müßte hier troz allem! vergnügt seyn können, wenn mir nur etwas dazu die Hand böte. Leb wohl, mein Kind.

An Luise Gotter 3. Dezember 1787

Ich habe so lange nichts von Dir gehört, daß ich recht viel wißen muß. Profeßor Meyer hat mir gar viel von Deinen Kindern gesagt. Die meinigen wachsen und gedeihn. Von

[1] Therese, geboren am 23. April 1787.

meinem übrigen Leben ist wenig zu sagen; es ist von außen so einförmig daß man sich nur beym erzählen wiederholen würde. Die Innre Geschichte ist um desto mannichfaltiger, und zu weitläuftig. Warum kan ich Dich nicht sehn? Es müste ein himmlischer Augenblick seyn, und welche süße Stunden würden folgen!

An Lotte Michaelis 27. Dezember 1787

Ewr Ladyschaft sind heut vermuthlich noch matt und müde von den plaisirs des gestrigen Tags. Ich befinde mich weder beßer noch schlechter als an irgend einem andern, außer der Unterhaltung, die mir die „Amtmannin von Hohenweiler" ⟨von Benedikte Naubert⟩ gewährt hat, und die wirklich ein Fest für mich war. Es thut mir nur leid, daß ich dergleichen immer allein verschlucken muß. Böhmer erzähl und lob ich nur. Da mich die alte Amtmannin schon allein so ungemein vergnügte, was wärs nun gewesen, wenn Du es mir Z. B. vorgelesen hättest, in einer comfortablen Stube bey abscheulichen Wind und Wetter so recht in sich selbst gehüllt, zur Diversion etwa eine Taße Thee! Es ist besonders, daß Schildrung und Darstellung einen so ganz andern Eindruck auf uns macht als selbst die nehmliche Wirklichkeit, die wir im Abdruck lesen, und daß über der gemahlten Welt ⟨man⟩ so leicht und gern sich selbst vergißt. Durchaus ist nichts so schrecklich, nichts so angenehm, als es unsre Einbildungskraft empfindet. Deswegen mögen leicht verführerische unreine Bilder die Seele mehr entweihn wie die That, um nur ein Beispiel unter tausenden zu nennen, und ich habe oft gedacht, selbst ermordet zu werden könne nicht so fürchterlich seyn, als die schaudernde Vorstellung.

Augustens Weynachtsfreude übertraf dem ohngeachtet meine Erwartung, und ihre Dankbarkeit war allerliebst. Sie kam mit ausgebreiteten Armen in die erleuchtete Stube, und freute sich dann laut, naiv über jedes einzelne Stück. Die Geberinnen der Puppe erräth sie – ich bedanke mich auch bey den Tanten,

daß sie mir das gegeben haben, und bey Grosmama darüber bedank ich; denn das ist ihr gewöhnliches Wort.

An Luise Gotter ⟨Februar 1788⟩

Hr. Blankenhagen wird Dir sagen, daß ich ziemlich wohl bin – ich darf nicht zu genau seyn im Berechnen schwerer Stunden.[1] Er wird Dir vielleicht auch sagen, daß ich leidlich ruhig scheine, und damit darf und muß sich Deine Freundschaft für jezt trösten. Sanft zu leiden ist die größte Anstrengung, deren ich jezt fähig seyn kan, die nothwendigste, denn die Ausbrüche meines Kummers, die ungestümen Thränen des Jammers schaden mir unmittelbar. Man gewinnt doch viel, wenn man sie unterdrückt, man geräth in eine traumähnliche Betäubung. Nicht als sucht ich mich fühllos zu machen, oder als wären die Bilder der Vergangenheit weniger lebhaft – ein lebendes Monument des Abgeschiedenen ist Deine Caroline, er lebt in meinem Herzen aufs allergegenwärtigste – noch spiegelt sich der lezte dankende lächelnde Blick seiner Augen in den meinigen – so ist mir – und doch, weil diese stets um mich schwebenden Erscheinungen mich von der Wirklichkeit abziehn, erleichtern sie meinen Zustand. Auch von meinen Kindern kan Dir der Ueberbringer sagen, was Du hören wilst. Er sah sie täglich.

An Philipp Michaelis in Marburg[2] 25. Oktober 1788

Wie das Jünglein pipset, das eben aus Mutters Schoos entlief – hudder hudder es ist kalt – ach wo sind meine weichen Decklein und meine weichen Läkelein – es schauert mich so –

[1] Böhmer war am 4. Februar 1788 gestorben. Außer Auguste hinterließ er ein Töchterchen Therese; vgl. Anmerk. auf S. 24. Das nachgeborene Söhnchen Wilhelm verschied sehr bald. – [2] Der jüngste Bruder Philipp war als Student nach Marburg gegangen, wo der älteste, Fritz, als Professor der Medizin lebte. Caroline führte ihren Plan, nach Böhmers Tod zu den Brüdern zu ziehen, erst im nächsten Jahr aus.

laß mich lieber wieder unterkriechen, Mütterchen. Die Häuser nickten sich entgegen wie ein paar alte Basen mit langen Nasen – muß meine langen Beine so hoch heben um die alten Perucken zu ersteigen. Weh weh wo ist mein Freund blieben, mit dem ich die Fluren durchstrich? Wo find ich eine Liebschaft wieder? Kluge Damen sind nicht für mich. Sonne der Eleganz, du bist untergegangen. Ihr seyd zu Ende, meine wählichen Tage.

So wehklagt Bruder Neuling. Ich wolte von ganzen Herzen, es gefiele Dir recht gut, denn das machte mir auch Muth, allein bedauren kan ich Dich nicht. Man muß ja so was in der Welt gewohnt werden, man muß früh lernen sich jeden Aufenthalt erträglich zu machen, und ich denke, auch dieser wird Dirs bald werden, wenn Du nur ein Menschenkind gefunden, daß halbwegs mit Dir simpathisirt und mit Dir spazieren läuft. Immer allein spazieren gehn, davon halt ich nicht viel, so viel Freude mir es dann und wann machen würde – es isolirt das Daseyn.

Spricht Friz noch von Weynachten? Ich frage nicht hinter seinen Rücken, denn Du magst ihm diesen Brief getrost zeigen. Das ist einmal gewiß, meine Pension muß erst entschieden seyn, ehe ich gehe. Ja ich gesteh frey, den Winter über bleib ich gern noch hier.

Mein guter Bruder wird meinen Brief bekommen haben, den der Pastor für ihn in Verwahrung hatte. Wenn er die Umstände bedenkt, die Leidenschaft, mit der ich damals den Entschluß faßte mich in seine Arme zu werfen – so wird er mich doch etwas entschuldigen, daß ich ihn auch wieder änderte.

Göttingen

An Philipp Michaelis ⟨Herbst 1788⟩

Meinen Vater dünkt es sehr einsam, seit Ihr uns verließet, ich glaube, er würde es schwer ertragen, mich und die Kinder nicht mehr zu haben – es ist vielleicht seine einzige Aufmunte-

rung für diesen Winter, denn seine Collegia werden vermuthlich gar nicht zu stande kommen. Das ist mir unbeschreiblich traurig – er leidet sehr dabey – es kränkt ihn, und er hat nun nicht die mindeste Abwechslung in seiner Arbeit. Was ist doch das ein elendes Leben, das ein Gelehrter führt – o suche ja bis ans Ende Deiner Tage Sinn für die weite offne Welt zu behalten, das ist unser bestes Glück.

An F. L. W. Meyer in London 1. März 1789

An Ihrem Schicksal Theil zu nehmen, das ist vielleicht ein undankbares Werk, doch in so fern Sie und Ihre Laune der Schöpfer desselben sind, muß ich ihm unwillkürlich folgen. Sie sollen sich aber so wenig um das meinige bekümmern und nur mir den Antheil nicht ganz entziehen, den Sie ihm zusagen – ich bekümmere mich selbst nicht sehr darum, ich sorge nicht und mache keine Pläne, nur Einem glaube ich mit festem Schritt nachgehen zu müßen, dem Wohl meiner beiden kleinen Mädchen, alles übrige liegt vor mir da wie die wogende See, schwindelt mich vor dem Anblick, so schließe ich meine Augen, allein ich vertraue mich ihr ohne Furcht. Ich weiß nicht, ob ich je ganz glücklich seyn kan, aber das weiß ich, daß ich nie ganz unglücklich seyn werde; Sie haben mich in einer Lage gekant, wo ich, von allen Seiten eingeschränkt, durch den Druck meines eignen Gewichts niedersank – grausam bin ich herausgerißen, doch fühle ich, daß ich es bin, denn es ist so hell um mich geworden, als wenn ich zum erstenmal lebte, wie der Kranke, der ins Leben zurückkehrt und eine Kraft nach der andern wieder erlangt und neue reine Frühlungsluft athmet, und in nie empfundenem Bewußtseyn schwelgt. Ein Schleier fällt nach dem andern, es ist mir nichts mehr sehr wichtig – Erfahrung mindert den Werth der Dinge, denn es nimmt ihnen die Neuheit – ich schätze nichts mehr als was mir mein Herz giebt, und erwerbe nichts als was ich mir selbst bereite. Sie prahlen ein wenig mit Ihrer Armuth, und meine kränkt mich wenigstens

nicht, mir ists, als hätte ich die Menschen nie weniger bedurft und höher herabgeschaut, als seit sie wohl gar meinten, ich würde mich fester an sie anschließen. – Wir sind stolze Bettler, lieber Meyer, und ich kenne noch einige von der Art, laßen Sie uns lieber einmal eine Bande zusammen machen, einen geheimen Orden, der die Ordnung der Dinge umkehrt. Bürger[1] hat mir gesagt, daß Sie wahrscheinlich zusammen nach Berlin gehen – aber wenn ich es nun versuchte, Sie zum Profeßor der Aesthetik in Marburg zu machen, wohin ich vermuthlich gehe, Sie nehmen ja nur Schweinefurt aus, und haben wohl nicht allen Feßeln entsagt. Sind Sie nicht einer von denen, die sich berauschen müßen um glücklich zu seyn, und wenn nun die schreckliche Lücke zwischen Rausch und Rausch durch keinen äußern Gegenstand gefüllt wird – was fangen Sie dann an? es ist eine traurige alternative, diese Leere ganz zu fühlen, oder sie alltäglich ausfüllen. So leite Sie denn Ihr guter Geist! auf ebener Bahn wird es wohl nicht seyn.

An Luise Gotter 8. März 1789

Ich komme nicht zu Dir, ich darf alles, was Du mir so liebreich anbietest, Dein Haus, Deine Gesellschaft, die Freuden der Errinrung der ersten glücklichen Jahre meiner Jugend, die eine so ganz andre Zukunft zu weißagen schien, ich darf sie nicht annehmen, weil ich eine andre Reise zu machen habe, und welche die ist, erräthst Du leicht. Mein Bruder bot mir sein Haus an, sobald ich meine Heymath verlohren hatte; der Zustand, in dem ich war, und die Wünsche meiner Eltern, denen ich leicht nachgab, weil ich nicht die Kraft haben konte zu überlegen, zu einer Zeit, wo ich sie alle aufbieten muste, um dem Unglück zu widerstehn, machten, daß ich damals wenig Rücksicht darauf nahm, und es ihm vors erste ganz abschlug. Wie ich aber nach und nach die Verhältniße in einem helleren Licht zu sehn anfing,

[1] Bürger lebte seit 1784 als Privatlehrer in Göttingen; 1789 wurde er außerordentlicher Professor der Ästhetik.

wie ich in alle diejenigen zurückkehrte, die man mit einem Herzen, das jenseits seines Grams nichts mehr erblickt, so leicht vernachläßigt, und die wiederholten Bitten meines Bruders hinzukamen, da reifte der Entschluß, den ich nun gefaßt habe. Ich glaube, er ist gut, und das muß mir manches Opfer versüßen, daß ich ihm bringe. Dort kan ich nüzlicher und thätiger und freyer seyn für mich, und was mich eigentlich bestimmt, für die Erziehung meiner Kinder. Sie sind das einzige, worauf ich sicher rechnen können muß, sie sind meiner Glückseeligkeit nothwendig, und ich fühle, daß sie ein mir anvertrautes Gut sind, das ich also nie nach meinen Convenienzen behandeln darf. Erziehung ist nach meinen Begriff nicht Abrichtung, das ist ein Zweck, den ich durch Strenge allenthalben erhielte — es ist die Entwicklung der angebohrnen Anlage durch die Umstände — und diesen getraue ich mir hier, wo ich meine Kinder nicht allein habe, wo sie unter dem Einfluß des Beyspiels stehn, nicht so entgegen arbeiten zu können, daß sie würden, was ich aus ihnen machen möchte — meine Kunst, die eigentlich keine Kunst ist, sondern nur eine gewiße Unthätigkeit, welche höchstens vor bösen Gewohnheiten zu bewahren und die ersten entscheidenden Eindrücke zu lenken sucht, traut sich das nicht zu, und so will ich lieber den freyen Boden wählen, wo sie gedeihn muß, wenn Kinder ihren Eltern gleichen, als mich der Gefahr aussezen sie misglücken zu sehn. Ich könte doch auch für die Zukunft nicht ruhig daran denken, Töchter, die keinen Schuz haben wie ihre Mutter, auf einer Universität erwachsen zu sehn. Marburg ist zwar auch eine, aber es hängt ganz von mir ab, in wie fern M. es nicht seyn soll, ich erwarte überhaupt nichts von dem Ort, und es ist blos der, wo das Haus meines Bruders liegt, wo ich mehr Einsamkeit, Freyheit und Ruhe finden werde. Die Freude, die ich diesem Bruder mache, selbst der Nuzen, den ich ihm leisten kan, ist ein Bewegungsgrund, der schon hinreichend wär, ohngeachtet er mein erster nicht ist. Dir braucht ich vielleicht nur diesen anzuführen, aber hier, wo man nicht ganz begreift, warum

ich eine ganz angenehme Situation mit einem offenbar weniger angenehmen Aufenthalt verwechsle, will man ihn nicht gelten laßen, und ich kan doch nicht wohl einen andern nennen. Es wird mir auch schwer von hier zu gehn, das leugne ich nicht, Göttingen ist eine Stadt, von der im Allgemeinen nicht viel tröstliches zu sagen ist, allein in keiner von so geringen Umfang wird man so viel einzelne merkwürdige gescheute Menschen antreffen, und ich konte diese einzelnen genießen, und brauchte mich an den Ton des Allgemeinen nicht zu binden, wenn ich dafür leiden wollte, was sich nach Weltlauf gebührt. Ich hatte ein bequemes Leben, ich mag aber kein bequemes Leben haben, wenn es nicht ewig dauern kan. Kurz, das Loos ist nun geworfen — zwischen Ostern und Pfingsten werde ich abreisen. Was aus unsern Wiedersehn wird, das wißen die Götter! So offen, wie jezt alles vor meinen Sinnen da liegt, so jeder Möglichkeit unterworfen, verzweifle ich an nichts, ich erwarte aber auch nichts — was mein Wille kan, das wird er — und was die Nothwendigkeit fordert, werd ich ihr einräumen, doch niemals mehr ihr geben, als sie wirklich fordert. Es ist mir nicht wahrscheinlich, daß ich Dich nicht bald einmal sehn sollte, und wo und wie und wann es geschieht, wird es uns sehr glücklich machen, und geschäh es noch so spät, nicht weniger wie heute.

Dein Mann, meine liebe Louise, könte Dich wohl einmal hierher bringen, und es würd ihn für sich selbst nicht gereun. Ich will zwar keinen schönen Geist und Dichter nach Göttingen einladen, wo eine wahre Auswandrung seit kurzen vorgegangen ist, es muß also nicht ihr gelobtes Land seyn, wie könte man das auch vermuthen, wo Wißen allein interreßant macht, und sich eine Menge Leute vorbereiten, nicht um interreßant zu werden, sondern um zu eßen zu haben. Bürger, deßen Bekantschaft ich ganz kürzlich gemacht habe, denn ich bin ein Jahr mit ihm hier gewesen ohne ihn nur zu sehn, er führt, wie er selbst sagt, ein Bären Leben, und komt selten aus seiner Höhle hervor, Bürger wird auch wohl weggehn; er und Meyer wißen noch nicht

wohin, vielleicht nach Berlin. Könt ich nur einmal die balsamische Luft eines so milden Himmelstrichs ⟨wie Hyères⟩ einathmen, nur einmal im Regen der Orangenblüthen spazieren gehn, ein muntres Volk sehn, oder das Schauspiel wärmerer Leidenschaften, als unsre gemäßigte Zone aufkommen läßt – fromme Wünsche! doch eröfnet mir das Leben mit meinem Bruder eine etwas weitre Außicht, ich komme den Rheingegenden näher. Es ist doch betrübt zu wißen, daß man noch gar nichts schönes gesehn hat.

Marburg

An F. L. W. Meyer 24. Oktober 1789

Nicht als ob ich Ihren Becher spröde von mir gewiesen hätte – nein, mein lieber Freund, ich habe ihn getrunken, gekostet, bis auf den lezten Tropfen – deswegen schwieg ich nicht, allein ich war, ich weiß nicht, vielleicht zu glücklich, um Ihnen aus Bedürfniß zu antworten, und hatte noch immer nicht genug Eigenliebe oder nicht genug Vertrauen, um es Ihretwegen zu thun.

Sie haben mir Wahrheit gegeben, die für mich einen unwiederstehlichen Zauber hat. Es ist das Einzige, was mich täuschen könte. Der Mensch, welcher sie inniger liebt wie ich, muß ungeheure Fähigkeiten haben – oder steht unter allem Vergleiche. Wißen Sie aber, daß man sie geben kan ohne mehr ⟨als wahr⟩ zu seyn? Ich ziehe Sie nicht in Verdacht, doch gestehe ich – ich ergründete Sie noch nicht, und wollte, daß Sie mir so viel über sich wie über mich sagten. Was liegt denn am tiefsten in Ihrem Wesen gegründet? Herrscht der Leichtsinn Ihres Kopfs, oder der Ernst Ihres Herzens da, wo Ihre heftigste Leidenschaft spricht – wanken Sie zwischen beiden – ich begriff Sie nie ganz und konte auch nicht, denn wie wenig kannt ich Sie durch mich selbst. Wie ich Sie kannte, inter-

F. L. W. Meyer

reßierten Sie mich aus meinem Geschmack – den viele Leute falsch nennen – und einer seltsamen Uebereinstimmung mit dem, was den leisesten, den halb unverstandnen Bildern meiner Phantasie schmeichelt. Ich hätte Empfindungen erregen mögen, wie Sie sie schilderten, und doch nicht die Ihrigen – denn mein Herz hatte sich von aller Wirklichkeit entwöhnt – ich wußte nicht mehr damit umzugehen. Das gab mir einen Ernst gegen Sie, den Sie nur erwiedern wollten, und so, daß ich ihn nicht für natürlich hielt, zurückgaben. Vertrauen hatte ich für Sie nur durch andere. Daß Sie meine Lage vollkommen richtig beurtheilten, wußt ich sehr wohl, aber ich konte auch darüber nicht offen seyn, weil ich den lezten Wahn zu retten hatte, der mir mein Schicksal erträglich machte, den lezten Wahn der Liebe: Zärtlichkeit. Zu delikat, zu gut, zu sanft diese wegzuwerfen – vielleicht auch zu sehr eingeengt – behielt ich sie bey, und sie lebt selbst noch in der Errinrung, ob ich gleich mit Schauer und Beben an jene Zeit zurückdenke, und von ihr wie der Gefangene von dem Kerker mit einer schrecklichen Genugthuung rede.

Hier leb ich seit 4 Monaten ohngefähr so, wie Sie es voraus sahn; ich habe den Sommer ganz genoßen und gehe dem Winter mit der Hoffnung der Frühlingsblüthe entgegen. Lotte ist bey mir, denn sie mochte Götttingen nicht mehr – von dem zu scheiden mir nichts kostete, so wenig wie Ihnen. Marburg hat wenig – aber doch nicht die tödtende Einförmigkeit und den reichsstädtischen Dünkel. Die Menschen nicht so cultivirt und geschwäziger, allein doch toleranter. Man liebt mich sehr, weil mein Herz ein Gewand über die Vorzüge des Kopfs wirft, daß mir beides Aeußerungen als Verdienst anrechnen läßt. Daß ich gehn kann wann ich will, macht, daß ich alles Ungemachs zum Troz bleibe – das ist die Art von Trägheit, welche der hat, der den Tod nicht fürchtet.

Ich habe mir ein Ziel meines Bleibens gesezt – dann weiter, wohin mein Genie reicht – denn ich fürchte, das Geschick

und ich haben keinen Einfluß mehr auf einander – seine gütigen Anerbietungen kan ich nicht brauchen – seine bösen Streiche will ich nicht achten. Wünsche hören auf bescheiden zu seyn, wenn in ihrer Erfüllung unsre höchste und süßte Glückseeligkeit läge – auf Wunder rechnet man nicht, wenn man sich fähig fühlt Wunder zu thun, und ein wiederstrebendes Schicksaal durch ein glühendes, überfülltes, in Schmerz wie in Freuden schwelgendes Herz zu bezwingen.

Meine Kinder sind liebe Geschöpfe. Daß Sie kämen, Meyer – mit sanftem und festem Schritt käme Ihnen eine Freundinn entgegen in

Caroline.

An Lotte Michaelis ⟨1789⟩

Wezel ist doch sehr zweckmäßig in seiner Wilhelmine Arend[1] verfahren, nur für den Kranken, den er curiren will, sind seine Krankheitsgeschichten zu detaillirt. Eine zerrüttete Einbildungskraft schöpft neuen Gift aus dem Hülfsmittel. Aber er hat sehr gut den größten Schaden der Empfindsamkeit gezeigt – wie sie in Lagen, aus denen Entschloßenheit uns retten würde, die Hände bindet und unaufhaltsam den Unglücklichen versinken läßt – wie die zu oft angeregte Fibration der Nerven diese zu fürchterlichen Peinigern macht – wie man nie fühlen *wollen* muß, und was für ein schreckliches Ding einem schuldlosen Herzen Gewißensbiße sind, die nur Eingeschränktheit der Denkungsart erzeugte.

An Lotte Michaelis ⟨1789⟩

O daß Therese sich einmal überwände – ich weiß nichts mehr von ihr, wenn sie es nicht thut, und doch wird das nicht ganz zerstört werden können, was ich in ihr anbete. Ihre Laster sind die Ueberspannung ihrer Kräfte.

[1] „Wilhelmine Arend oder die Gefahren der Empfindsamkeit" ein gegen die Empfindsamkeit jener Zeit gerichteter Roman von J. K. Wezel.

Le mal est fait, denn Schlegel[1] hat seit Dienstag einen Brief – ich würde aber das Uebel doch begangen haben, wenn ich auch Deine Warnung gelesen. Er schrieb mir dreymal, und wie! Da Du am Donnerstag noch nichts von diesem ihn betroffnen Glücksfall erfahren hattest, so hoff ich, er geht ein wenig stiller damit zu Werk. Ich habe sehr über Jetten gelacht – Schlegel und ich! ich lache, indem ich schreibe! Nein, das ist sicher – aus uns wird nichts. Daß doch gleich etwas werden muß. Es ist ein verwünschter Gedanke, den nur die schiefe Jette erzeugen kan. Mit der Post einen Brief von mir zu erhalten, den Triumph vor dem Königl. Großbritt. Postamt und dem wohlbestallten Briefträger soll er nie haben. Und der Inhallt soll die Gabe haben, ihn verschwiegen zu machen.

Ich will Dich nicht weich machen, meine theure liebe Lotte – es ist ein Vorurtheil zu wähnen, der Schmerz müße weh thun, unser Wesen auflösen, in Thränen zerschmelzen. Weine, wenn Du kanst, aber wolle nicht weinen. Ich muß schließen.

An Philipp Michaelis ⟨?⟩ 16. Dezember 1789

Es liegt mir doch am Herzen Dich nicht ohne Nachricht von uns zu laßen – welches Du sicher daraus schließen kanst, daß ich Dir heute schreibe, wo ich eigentlich nur fähig bin an die – ich hoffe – überstandne Bekümmerniß zu denken, welche mir Röschen ⟨Therese⟩ machte. Die Masern gingen leicht vorüber, allein sie ist vorher krank gewesen und es auch nachher geblieben – ein sehr heftiges Fieber, vermuthlich Brustfieber, aber auch mit vielen Unreinigkeiten in den Eingeweiden vergesellschaftet – hat das liebe Geschöpf sehr herunter gebracht. Gestern Abend, wo der Leib hart wurde und ihre Angst sehr groß war, glaubt ich Ursache zu haben für eine Furcht, deren bloße Vorstellung mich mehr, wie ich Dir beschreiben kan, angriff. Ich bin ängstlicher gewesen wie je – ein Zustand, den ich sonst

[1] August Wilhelm Schlegel studierte in Göttingen, dort Schüler Heynes und Freund Bürgers.

nicht lange tragen kan – aber es war mir nicht möglich ihn zu überwinden. Wenn ich sie verlöre, so wäre ich unglücklicher wie ich vielleicht noch war – und die Überzeugung davon ist mehr wie der Schmerz der Gegenwart – es ist nicht anders – meine Ruh wär auf immer zerrüttet. Und wenn man mehrere Erfahrungen machte, sieht man die Gefahr auch näher – kurz, ich konte mich im Anfang nicht faßen. Nach den gebrauchten Mitteln ist sie weit beßer, ob die Nacht gleich sehr unruhig war, welche ich bey ihr zubrachte. Man versichert mich, und ich glaub es jezt auch, daß die Gefahr ganz vorüber ist. Sie ist immer bey Verstande, und mir sehr liebenswürdig, wenn gleich sehr eigensinnig – aber doch auf eine standhafte Art, welche mir lieber ist als Artigkeit mit hülfeflehender Weichlichkeit. Du würdest sie sehr verändert finden an ihren kleinen runden Körper ... nichts von Convulsionen, vor welchen ich zitterte. Sie hat auch noch viel Kraft, und ich denke mit einiger Sicherheit, was mir die andern mit Zuverläßigkeit sagen, daß sie in der Beßerung ist. Sie spricht ganz ordentlich. Ich bin auch 8 Tage beynah bettlägrig gewesen – zu dem Zahngeschwür gesellte sich heftiger Krampf im Kopf und ein Stück Gallenfieber, mir ist auch noch nicht wohl, und seit Du weg bist, bin ich nur wenig Tage im Stand gewesen auszugehn – weswegen ich denn auch die ganze Welt vergeße, mein Zimmer und mein Thal ausgenommen, längst welchen der Strom rauscht und einzelne Raben ihren freundschaftlichen Flug durch daßelbe nehmen. Lottens Gegenwart ist mir sehr lieb, ohngeachtet es mich auch zuweilen drückt, daß andre mein Ungemach theilen. Ich habe genug zu thun um in meinen kleinen Bezirk die Ordnung nicht ausgehn zu laßen – ohne welche ich verkommen müste.

An Philipp Michaelis ‹?› ‹Dezember 1789›

... sie schien etwas in stillen Phantasien zu sehn, wonach sich dann ihre schönen Arme verlängernd ausstreckten, das selbst ihre Finger sich auszustrecken schienen. Dann faßte sie fest in meine

Haare – einmal zog sie meine Hand fest an ihr Herz – sie pflückte in leisen Krämpfen am Bettuch – und ich verblendete mich noch über dies Zeichen. Dabey war sie ganz bey Verstande – sie begriff mich noch, wenn ich ihr vom Weinachten sagte, den die Großmutter schicken würde – sie antwortete noch – Gusten auch. Den krampfhaften Zustand zu lindern verordnete Friz ein warmes Bad, worinn ich sie in unaussprechlicher Angst meines Herzens sezte. Ich war entzückt, wie es ihr so wohl darinn ward, daß ich es ihr ansah, und sie selbst sagte: gut! Gut! mit der innigen Stimme, mit welcher sie ihr Ja aussprach, und wie ich sie wieder ins Bett gelegt hatte, und sie um so vieles beßer schien – es war gegen 4 Uhr Nachmittags – ich konte nicht an ihrer Rettung verzweifeln . . . Gegen 8 Uhr . . . ein zweytes warmes Bad – in das ich sie mit einer schrecklichen Anstrengung meiner selbst noch zu sezen die Kraft hatte, indeßen alles zitterte für das Leben des theuren Lieblings, und Lotte in einen heftigen Anfall von Schlucken und convulsivischen Bewegungen sinnlos auf der Erde lag – starke Dosen Moschus – alles wurde gebraucht – von meiner Seite ohne Erwartung – vermuthlich auch von den übrigen. Ihre Krämpfe äußerten sich nicht in Zuckungen, nur in einen leisen Dehnen, auf welches Steifigkeit folgte.

Ich war thätig, bis ich nichts mehr zu thun fand – dann sezte ich mich neben Lotte aufs Canapee – meine Rose wurde still – keins von den Mägden war gegenwärtig – alles wurde still – und ich wünschte sehnlich, daß doch diese Stille nie möchte unterbrochen werden. Ich bebte vor dem Augenblick, wo ich, bewegungslos mit festgehefteter Seele – mich wieder bewegen müßte. Wo bist Du, Geist der Schlummernden? Die Frage trat mir nahe unter Bildern, unter Ideen, von welchen die eingeschränkte Menschheit nur dumpfen Sinn hat – und wenn sich diese Dumpfheit mit Sehnsucht nach deutlichern Wißen mischt – und in denselben Vorstellungen auch das Gefühl des Verlustes erwacht – meine Brust arbeitete entgegen mit der Be-

walt – die ich wohl kenne – allein ganz so noch nicht übte – Ich blieb mit Lotten zulezt allein – und rief nun die Leute, damit sie des Nachts bey der Entschlafnen wachen sollten. Sie kamen, und wußten noch nicht, daß sie todt war. Ob ich nachher schlief oder wachte, weiß ich nicht. Ich blieb ruhig – Auguste beschäftigte mich – sie schien es gar nicht zu merken – sie ging allein in die Stube – kam wieder heraus ohne weitre Äußrung, endlich sagt ich ihr, daß Röschen nun nicht mehr mit ihr spielen könte. Da brach es aus – sie schriee mit einem beynah wiederwärtig heftigen Ausdruck: das solst Du mir nicht sagen, Mutter! als wenn sie es vor sich selbst hätte verbergen wollen bis dahin. Ich kan Dir das eigne davon nicht beschreiben – es schien innre Tiefe mit einer so sonderbaren Gedankenlosigkeit verknüpft – ich konte nicht wahrnehmen, daß etwas in ihr arbeitete – und doch, wenn es auch nachher wiederzu Thränen kam, schien es Ausbruch verhehlter Regung zu seyn. Jezt mischt sie viel kindischen Leichtsinn in ihre Errinrungen, welche sehr häufig kommen. Sie ruft Röschen – sie sagt: ich sehe sie, sie will nicht kommen, sie ist bey ihren Vater.

Ich brachte den übrigen Tag in einer Gleichgültigkeit zu, in welcher ich mir nicht ganz bewußt war, wie viel ich dazu beytrug sie zu erhalten – die Erschöpfung sagte es mir. Ich war am Abend so matt, daß ich nicht gehn konte, und wie ⟨ich⟩ ins Bett kam, wurde mir sehr übel, und ich hustete Blut, welches die ganze Nacht anhielt, und worauf eine große Schwäche folgte. Ich gewann aber meine Kräfte bald wieder, und ward wenigstens nicht unthätig. Meine Gesundheit ist seit dem gewesen, wie Du es Dir bey meiner Constitution denken kanst – nur litt meine Brust und zog sich so zusammen, daß ich nicht grade sizen konte, und mitunter kam immer etwas Blut, welches vermuthlich davon herrührte, daß es sich im Unterleib angehäuft hatte. Es ist mir jezt doch erträglich zu Muth – ich bin zweymal spazieren gegangen – und mein Husten ist nur krampfhaft – die freye Luft stärkt meine Brust wieder . . .

Nur noch ein Kind – und das holde, das mir so viel süße Erwartungen gab – hin – mit allem, was ich für sie hätte thun können.

An Lotte Michaelis 18. August 1790

Schlegel hat sich nicht über Dich beklagt – er sagt nur – ich wollte, Ihre Schwester wäre glücklicher als sie ist; Sie scheint zu wenig Zutraun zu mir zu haben, sich mir ordentlich mitzutheilen, geneckt werd ich desto mehr. Du hast doch Unrecht ihm so zu begegnen, und ich kan nicht entriren.

Ich weiche nicht von hier – ich zittre vor jeder Rückkehr – es ist genug einmal überwunden zu haben, und die Siegerinn könte ihre Kräfte erschöpft haben. Ich will niemand wiedersehn – nicht dort. Armes Herz. Arme Schwester. Meine Empfelung an Tatter[1] – er wird sich hoffentlich nicht einbilden, daß ich ihm heute schreibe – auch nicht künftig. Ich hätte aber alle seine Briefe, auch den heutigen. Adieu, Liebe.

An Philipp Michaelis in Göttingen ⟨Ende 1790⟩

Lieber Philipp, ich hätte gern gehabt, wenn Du mir zuweilen geschrieben hättest, damit ich Dir antworten konte, denn ich habe doch immer eins oder das andre für Dich auf meinen Herzen, womit ich nicht grade zu fahren mag. Du fertigst mich aber so kurz ab, oder läßest mich auch wohl ohne Antwort stehn, daß ich beynah auf die Idee gerathen möchte, meine Worte wären Dir gleichgültig. Ich frage Dich also, ob dem so ist. Doch muß ich Dir heut noch – unbekümmert ob etwas mehr als meine Offenheit mir Nachdruck giebt, einiges sagen, worauf ich mich schon selbst längst geführt hatte, aber auch eine nähere Veranlaßung habe. Du hast so viel Gutes und bist mir so innig lieb, daß ich mich nicht bereden kan zu schweigen, wenn ich

[1] Georg Tatter, in Vertrauensstellungen bei englischen Prinzen, damals in Göttingen, 1791 in Hannover, 1792–97 in Rom, später in diplomatischen Diensten.

Deinen Gang einmal zu übersehen glaube – was wahr in meinem Urtheil ist, wird Deine Eigenliebe nicht ganz verwerfen können – und über das unrichtige kanst Du mich dann wenigstens belehren. Zuerst also, mein Lieber – man klagt über Dich im väterlichen Haus – Du bist so sehr trocken und einsilbig mit dem Vater, und das sezt die gute Mutter, die Dich immer zu vertheidigen hat, in eine peinliche verlegenheitsvolle Lage. Was hier im Wege steht – Zwang, der nicht ganz überwunden werden kan und sehr drückend ist, ohne in die Augen fallend zu seyn – eigentlich ein namenloser Zwang – ich kenne das ja sehr genau, bringe es sehr mit in Anschlag – doch könntest Du wohl ein etwas milderes Betragen annehmen, da Du wirklich die Menschen weniger glücklich machst. Unser Vater ist es ohnedas so wenig – er ist so reizbar, sein Alter wird ihm so schwer, daß der bloße Gedanke etwas zum Ungemach deßelben beyzutragen mich schrecken würde. Denke Dir diesen sich so gänzlich überlebenden Mann, und da, wo er noch genießen könte – in seinen Kindern – was gewähren sie ihm? Es steht nicht in unsrer Gewalt seinem Herzen und Geist den Umfang und die Theilnehmung zu geben, durch welche wir ihn in unsre Art zu denken und zu fühlen hereinzögen, und uns ihm werth machen könten – allein kindliche Aufmerksamkeit und Achtung sind wir, deucht mich, uns selbst für ihn schuldig. Es ist das einzige, womit wir ihm für seine Sorgen lohnen, die gewiß höchst mühsam sind, wenn auch nicht zärtlich, und unsern Begriffen entsprechend – und ihm gar nicht lohnen, uns in Unrecht gegen ihn sezen, können wir um so weniger wollen, je mehr wir übersehn, daß sein Gesichtskreis nun einmal so eigensinnig oder so enge gezogen ist, wir ihn also nicht erweitern, wohl aber ihm Schmerz und eine nachtheilige Meinung von uns geben können. Er fordert auch nicht viel – Du, mein Guter, giebst nur gar nichts – Deine Lippen öffnen sich nicht – ich weiß es noch aus ehemaliger Erfahrung, und damals war es, weil unsrer mehr waren, nicht so auffallend. Dein unbiegsames Wesen will sich auch

nicht zu der mindesten Freundlichkeit für ihn entschließen – ich kan mir lebhaft alle die Triebfedern denken, die von lange her wirken, die Dirs zur Arbeit machen Dich darinn zu überwinden – aber ⟨sie⟩ entschuldigen nicht ganz Deine Unterlaßungen. Bedenk nur, daß Du ihn verwundest – die Mutter kränkest – und wenn Du nichts über Dich vermagst, so gieb ihnen wenigstens mittelbaren Anlaß zur Freude an Dir durch anhaltenden Fleis. Nicht als beschwerte man sich in diesem Stück über Dich – allein ob Du nicht noch mehr leisten könntest – ob Dich ein gerechter Ehrgeiz und Stolz nicht höher treiben könte! Im Ganzen, fürcht ich, waren Deine Studien zu unterbrochen – Du machtest Dir zuweilen selbst Vorwürfe darüber – Du bist vielleicht noch eben in dem Alter, wo man die Lücken durch strenge Application ausfüllen, und dem Unzusammenhängenden Ordnung geben kan – wenn diese Zeit vorübergeht, so geräthst Du in die Gefahr, in welcher Dein Bruder hier umkomt, Kenntniße fragmentweiß zu besizen, und das Talent des Kopfes in einer ewigen Beurtheilung und Verwerfung andrer aufzuzehren, ohne selbst etwas zu schaffen. Ich würde mir ein Fach wählen, um es sehr gründlich zu faßen – es ist ein bischen Familienfehler, der uns doch nicht vom Vater komt, vieles aufzufaßen, und es mit ein paar Ideen darüber wieder hin zu werfen. Du müßtest Dich zwingen ihn abzulegen – alle Zerstreuungen fliehn – denn Du kenst Dich genug, um zu wißen, wie wenig Du denen, die nach Deinem Geschmack sind, widerstehst. Jezt ist jede Stunde kostbar – für das Leben entscheidend, in dem Du doch keine zweydeutige Rolle kanst spielen, und mit unvollendeten Anlagen am Anfang der Laufbahn kanst stehn bleiben wollen. Es giebt doch wahrlich nichts unseligers als das Abgerißne in der Gedankenreihe – im Wißen – im ganzen Seyn – und wer nur critisirt, wozu Du denn einen sehr starken Hang hast, dünkt sich früh schon weit, und kan es in dieser Kunst auch seyn – aber wozu hilft es ihm – was gewinnt er für sich damit? – es ist ein negatives Verdienst, wo-

durch er nur zu leicht über das positive wegschlüpft – nein – der Jüngling sollte nicht eher richten, ehe er nicht geschaffen hat, und weis was schaffen heißt – der Kopf nimt diese Wendung sich zum Nachtheil von allen Seiten, auch von der gesellschaftlichen, wo er zum Referenten der Fehler oder Vorzüge andrer wird, ohne etwas aus eigner Macht hinzuzufügen; die Unterhaltung wird reizlos, ohne Folge, und man verzeiht dem mit vollem Recht seine Mängel nicht, der sich so superieur stellt – man ist immer geneigt zu fragen: mein Freund, öffne denn Deine Schätze, laß sehn, wie Du uns bezaubern und belehren kanst!

Im Grunde ists nicht zu läugnen, Du bist durch einigen Succeß verdorben – wir Schwestern selbst trugen früh dazu bey, unterstüzten Deine kleine Liebschaften, Du erfuhrst vortheilhafte Urtheile durch uns – wir empfalen Dich unsern Freundinnen und so fort. Für Dein Alter hast Du Dich schon zu viel mit Weibern abgegeben – Deine anscheinende Redlichkeit zieht sie an – sie gewöhnen sich durch Deine Häuslichkeit, und dadurch, daß Du ihnen kein⟨en⟩ Zwang auflegst, an Dich, nehmen Dich auf und an – Deine Eitelkeit kan bey dieser Art von Triumph eben keine große Rechnung finden – doch beschäftigt Dichs mehr wie es sollte. Du kenst das Vergnügen, und beym Phlegma Deines Körperbaus scheust Du um so leichter die Anstrengung der Arbeit, läßest Dich zu leicht abhalten, und nimst es zu wenig als Hauptsache. Jezt mußt Du nun, glaub ich, eine Disputation schreiben, und da bitt ich Dich inständig, arbeite wie auf den Tod – es gelingt ungleich beßer, was wie in fliegender Eile hingeworfen und dann nur bedächtig nachgesehn wird. Laß Dich nicht antreiben und wende alle Kräfte auf, bald und gut damit zu stande zu kommen. Wenn Dir auch jezt meine Bitte ein wenig überläßtig ist, so weiß ich doch sicher, Du wirst Dich ihrer zuweilen errinren, und sie wird Dir ein Sporn seyn. Du kanst so manches wieder ausgleichen.

Was mich aus dieser weiten Ferne zu Ihnen zieht, und mich dort Ihnen nachgehn macht, und Sie mir hier gegenwärtig seyn läßt – ich weiß es nicht zu nennen – aber Sie würden sich keine Fehde zwischen uns denken, wenn Sie es kennten. Ich konte vermuthen, daß mein Brief Sie verfehlt hatte, und nachdem Sie T⟨atter⟩ im vorigen Frühling schrieben, wußt ich es gewiß. Jezt ist mirs lieb, daß er Sie noch erreichte, denn Ihre Antwort hat mir viel Freude gemacht. – Das Wort ist einfach – der Sinn ists auch, aber er geht so tief wie der irgend eines Gefühls, das mir theuer ist. Schon seit einigen Monaten fordert sie Erwiederung – allein man ließ mir nicht Zeit, nicht Ruhe zu schreiben, außer das was der Augenblick unumgänglich nothwendig machte – wiederwärtige Anforderungen nahmen alles hin – ich konte nur still denken.

Wenn Sie hier seyn könten – mehr wie eine freundschaftliche Unterhaltung, mit einem freundlichen Wesen, hätte ich Ihnen nicht anzubieten – diese würde mich glücklicher machen – das wär Ihnen nicht gleichgültig – und Sie würden vielleicht in milderer Errinrung Genuß und Mühe Ihres Lebens dabey zurückrufen. Wie viel entbehrt man nicht, das zu besizen so leicht scheint. Entbehren können lehrte mich mein Schicksal, seit die fröliche Jugend in Bewußtseyn überging – es wird mich nie dahin bringen das wünschenswerthe zu verkennen oder eine Freude von mir zu weisen, weil ich sie nicht für immer festhalten kan. Ihre Lage überhaupt versteh ich nicht. Ihre Stimmung begreif ich sehr gut. Man nenne sie wie man wolle – ein jeder muß wißen, um welchen Preis er sein Leben giebt. Sie sind von der ruhigen Bahn abgewichen, und können schwerlich darauf zurückkehren. Doch scheinen Sie sich noch die Möglichkeit davon zu denken – und das deutet eine Mäßigung an, die Sie im Taumel vor dem Fall hüten, und Ihnen nicht zulaßen wird, alle Rücksichten wegzuwerfen, und alle Bande zu zerreißen, die Sie in wechselseitiger Achtung an Menschen knüpfen.

Am 1. März. Lieber Meyer – ich schäme mich der Inconsequenz, mit welcher ich dies Blatt liegen ließ. Tatter theilt mir einen Brief aus Neapel vom 1sten Febr. mit. Kont ich eine Aufforderung abwarten? Das ist sicher, ich habe nie an jemand so wenig geschrieben, an den ich so viel dachte – da muß wirklich ein Unstern walten. Der Wunsch, Sie wiederzusehn, Sie in Frieden zu wißen, kan in der Brust weniger Ihrer Freunde so lebhaft seyn. Wenn Ihre Zukunft kein Staatsgeheimniß ist, so sagen Sie mir etwas davon, denn sie erscheint mir in meinen Berechnungen in einiger Entfernung so abgeschnitten, daß ich ans Ende der Linie sezen würde – hier hat er sich in den Aetna gestürzt – und ob die Linie wieder aufgenommen wird, weiß kein sterblicher Seher! Sie müßen doch einen Hauptgedanken festgesezt haben – gleichviel ob er erfüllt wird – ob es auch nur glaublich ist – ich will ein Ziel für meine Imagination, was den Freund betrift – wie ein jeder ein eignes haben muß für seine Vernunft. Sey das Ziel der Aetna – gut – in den Flammen umkommen ist beßer als rastloses Umherirren – denn eine ewige Jugend ist uns nicht gegeben, die in schöner Kraft die Ausschweifung von heute und die Gleichgültigkeit für den kommenden Morgen adelt. Das Alter ist immer schrecklich – aber doppelt so, wenn kein Interreße den Uebergang erleichtert.

Soll ich Ihnen von mir erzählen? Meine Zukunft ist auch dunkel, in so fern ich Wechsel zum Beßern davon erwarten möchte – keine Aussicht als die – nie weniger besitzen zu können als jezt, von dem, womit der Zufall Menschen beglückt – doch auch nie weniger in mir, wodurch Mangel ersezt wird. Ich habe eine so mühseelige Zeit durchlebt, so viel unerwarteten Verdruß gehabt, daß ich die Ketten, welche ich fruchtlos trug, nicht mehr vor mir verantworten konte, und Marburg zu verlaßen dachte. Dieser Entschluß von meiner Seite bewirkte eine Aenderung von der andern, und es ward eine Uebereinkunft getroffen, von welcher ich die Wirkung noch als lezten Versuch

abwarten zu müßen glaubte, und die mir auch seit einigen Monaten Ruhe verschafft hat. Immer ist es nur eine künstliche Existenz, der ich mich indeßen in vielen Stunden des Tags entziehn kan. Es ist ein trauriges Schauspiel, solche Anlagen in Stumpfheit ausarten zu sehn. Außerdem bin ich meistens allein in einem hübschen Zimmer mit einer romantischen Aussicht in ein kleines Thal. Jede Mittheilung, welche mir Freude machte und meinen Kopf beschäftigen könte, hab ich nur durch Briefe. Das läßt Lücken, allein ich bin daran gewöhnt. Ich habe mich nicht der Gesellschaft entzogen – man liebt mich, ohne daß ich darum werbe – man würde mich anbeten, wenn ich die Liebe unterhalten wollte – dabey wäre mehr Zeitverlust für mich, als ächter Gewinn für einen beyder Theile – und ich weiß auch, daß ich auf die Länge die Ansprüche derer nicht tragen kan, die keine an mich haben. Seit Clausthal kenn ich keine Langeweile – oder vielmehr mein Herz kennt keine Leere, und beseelt eine mannichfaltige Geschäftigkeit. Im December 89 starb meine Therese – ein sehr liebenswürdiges Geschöpf, das liebste meiner Kinder – ich habe nur noch eins, und es ist mir unschäzbar, weil doch meine einzige feste Bestimmung in ihm liegt. Im Frühjahr 90 bracht ich einen Monat in Mainz zu, während Forsters Abwesenheit.[1] Therese ist glücklicher – ist verändert – und immer dieselbe – intoleranter wie je – einseitig – aber unaussprechlich wohlthätig für wenige, mit gemäßigtem Geist ihrer Schöpfungen genießend. Nie hat sie viel wahres Gutes gethan. Ihre Gesundheit ist freylich zweydeutig. Die Kinder sind Engel. Forster ist, wie Sie ihn kennen, der schwächste aller Menschen, und schwächer wie er seyn könte, weil er neben ihr steht; verdammt, mitten inne zu stehn zwischen solchen, die ihm nichts seyn können und denen er nichts ist. Sie sagen von ihm, er misbraucht sein Talent? nein, er nutzt es, wofür es gut ist, denn

[1] Forster war 1788 als erster Bibliothekar und Professor nach Mainz berufen worden. 1790 machte er mit Alexander von Humboldt die in den „Ansichten vom Niederrhein" beschriebene Reise.

es würde nie etwas Großes hervorbringen – er erwirbt sich ein gemächliches Auskommen und damit häusliches Wohlseyn – und durch Arbeitsamkeit Frieden, den sie unterhält, weil er heilsam für das Ganze ist, und weil die Umstände sich so fügen, daß sie nicht gezwungen ist ihn zu unterbrechen. Er schreibt jezt Reisen, in welchen zu viel Gutes für die Menge und zu viel Studium und Haschen nach gefühlvollem Raisonnement für einzelne ist. Es waren schöne Abende, wenn wir uns spät noch in einen Nachen sezten und den Rhein hinunter wiegen ließen. Therese wünscht, ich möchte dort leben können – allein noch seh ich keine Möglichkeit. Nach Göttingen kehr ich nie zurück – ich würde Gotha gewählt haben, wenn ich Marburg verlaßen hätte, um dort irgend ein Projekt auszuführen, das einem Weibe Unterhalt verschaffen kan. Lotte ist wieder in Göttingen, ich wünschte Ihnen Gutes von ihr sagen zu können, aber die Folgen einer frühen Verwarlosung werden auf eine sehr niedrige Art in ihr sichtbar. Eine Reihe getäuschter Hoffnungen hat ihr Herz erschöpft, das nun nicht mehr die Kraft hat, eine schwärmende Selbsttäuschung zu unterhalten, mit welcher sie mich lange düpirt hat. Sie überläßt sich nun mit Bewußtseyn der elenden Wahrheit – ist schadenfroh – ist ausgemachte Coquette, und dieser Charakter hat in ihr nichts weiblich anziehendes, noch weniger etwas mädchenhaftes – sie ist ihrer Familie eine unbeschreibliche Last und bereitet ihrer jüngeren Schwester Kränkungen, wo sie kan. Lügen und Indelikateßen entfernen Freunde und Liebhaber. Sie dauert mich, weil sie die Schuld nicht allein auf sich hat. Ich habe mich aber ganz von ihr entfernt, nachdem ich länger, wie ich vor meinem Kopf rechtfertigen kan, kindisch blind über sie war. Es ist eine Eigenthümlichkeit deßelben, welche oft Ursache wurde, daß man mich falsch beurtheilte, treffenden Scharfsinn mit der unschuldigsten Begränztheit zu vereinigen. Louise[1] ist ein Gänschen, die meiner Mutter auch Kummer macht. Unsre Familie ist zerrüttet durch

[1] Carolinens jüngste Schwester.

Verdorbenheit, Unverstand, Schwäche und Heftigkeit der einzelnen Mitglieder. Der eine betet, der andre klagt das Schicksal an, der Grund des Uebels liegt aber nicht jenseits der Wolken. — Meine Auguste hat keine großen Anlagen, sie ist leichtsinnig, aber gut wird sie werden — ächt gut — ich darf sagen, wie die Mutter, und vielleicht weniger Hindernisse äußern Glücks in sich finden. — Ich seh im Gang meines Lebens Ursache und Folge genau mit einander verflochten, und will mich nicht gegen die Nothwendigkeit auflehnen. Es giebt gesammelte Stunden, wo der tief — allem zum Grunde liegende — Schmerz über ein Daseyn voll Wiederspruch herschend wird — er lößt sich sanft auf, in jedes Geschäft, an welches die Gegenwart mich heftet, in den geringsten Genuß, den sie mir darbietet. — Dies ist auch der Wiederspruch — aber wir müßen den Göttern danken nicht consequent zu seyn.

Sie brauchen den Seegen nicht, den Sie verlangen, aber er ist doch das einzige, was wir Ihnen geben können. Nehmen Sie meine ganze wunderbare Theilnehmung an Ihnen freundlich hin. Adieu.

An Philipp Michaelis 22. Juni 1791

Ich denke nicht ohne wahre Beklemmung an euch alle — es muß eine unerträgliche Verstimmung da herrschen, und die Vernunft ist auf keiner Seite rein! Keiner geht einen graden entschloßnen Weg — äußre Einflüße haben wenigstens über seine Laune Gewalt, und die Laune wieder über die Verfahrungsart. Bedauernswürdiger ist niemand wie die Mutter, troz aller Fehler, die sie begangen haben mag — sie möchte gern alles vereinigen — das beste Mittel alle Unannehmlichkeiten auf sein Haupt zu laden. Meine Schwestern geb ich auf, denn ich seh nicht ab, wer, oder was sie beßern sollte, und in sich selbst werden sie nie Billigkeit und Mäßigung finden. Verbrenn dies, wenn Du nicht Ubel ärger machen wilst.

Dir möcht ich auch Wahrheiten sagen, wenn ich wüßte, daß Du eine gute Stunde hättest sie zu hören. Welch ein Ideal von

Engelsfan⟨ta⟩sie war denn Mad. Bürger[1] zu Anfang, und nun? Und ich wette, jezt muß es wieder das ganze Geschlecht entgelten! Dein früher Umgang mit ihm, Deine voreiligen Ansprüche, die sich von daher schreiben, wie Du als ein kleiner lockichter Bube Marianne ⟨Heyne⟩ und Miss Schlözer ins Concert zu führen prätendirtest, haben Dir freylich großen Schaden gethan. Was könt Ihr von Verbindungen erwarten, die sich auf bloße Eitelkeit, auf die rege Hofnung zu gefallen, und die vorschnelle Ueberzeugung, übergewöhnlich gefallen zu haben, gründen? Männer wirst Du wie Weiber unzuverläßig finden, wenn Eigennuz die erste Angel war. Du wirst sagen, was beweißt das, außer daß die Menschen elend sind — statt einer Hälfte des Menschengeschlechts? Das ist schon etwas — denn man kan sich doch über die *nothwendige* Unvollkommenheit des Geschlechts überhaupt eher beruhigen. Wer darüber wollte zum Schwermüthigen oder zum Haßer werden, wär wenigstens um nichts *stärker* wie der gemeine Haufen. Die traurigsten Erfahrungen werden einen Muth nicht dämpfen, der in unsern eignen Busen die Quelle des schöneren Glaubens findet, auf den er sich unverrückt, in Ueberzeugung der *Möglichkeit* gut zu seyn, troz der tausende, die schlecht sind, stüzen kan.

Seit kurzem ist wahrlich erst für mich die Periode eingetreten, wo ich von Erfahrungen sprechen kan — ich hatte ihrer wenig. Sie machen mich weder betrübt noch irre. Niemand, der einen so tiefen Abscheu vor allem Niedrigen hat, kan mit mehr Elendigkeiten umringt seyn, wie ich.

An F. L. W. Meyer 11. Juli 1791

Wenn Ihr Weg sich einmal durch meinen Wohnplaz kreuzt — wenn der Pilger, der es so fremd findet, daß ich Theil an ihm nehme, an die Thür klopft, die zwar nicht mein ist — denn ich habe ja so wenig ein Eigenthum wie er — die ich ihm aber

[1] Bürgers dritte Frau, das „Schwabenmädchen" Elise Hahn.

doch öffnen kan, und ihn neben mir ausruhen heißen darf — dann werd ich ihn über vieles gern hören wollen, und ihm manches zu sagen haben. Ich wünsche das innig, weil ich Sie ganz kennen und nicht eine falsche Vorstellung mit der andern verwechseln möchte. Kan man so getrennt, so entfernt je die richtige faßen? Lieber Meyer, Abwesenheit ist der Tod der engsten Verbindung — man hört auf sich zu verstehn — sollte man sich in ihr verstehn lernen können? Es ist möglich, daß der Grund dazu gelegt wird — zumal in unserm Fall, da uns außerdem nie ein ununterbrochner, ungestörter Umgang vergönnt war — ich meine auch davon hier überzeugt zu seyn — eine Ursache, um desto inniger zu wünschen. Sie würden mir nüzlich seyn, denn Sie kennen die Welt, ohne daß Ihre Erfahrungen Sie über die Begriffe, nach denen man sich selbst in ihr zu regieren hat, gleichgültig machten, und ich bedürfte den Rath eines solchen Mannes. — Ich wäre Ihnen wohlthätig — denn Sie würden das Gute überwiegend finden, und in den Abweichungen eine milde Gleichheit wieder erkennen — in der Geschichte Ihres Lebens darf keine Stunde, die Sie so zubrächten, übersehn werden. So lange das Leben Ihnen lästig ist — warum es endigen? Das wär ein Muthwillen, der sich nur nach Erschütterung und Veränderung sehnt. Sie werden dann morgen wie heut Menschen finden, mit denen Sie das Vergnügen Ihres Daseyns theilen. Vergnügen ist Nutzen — wer möchte unternehmen die Gränzen zwischen beyden zu bestimmen? Ich halte also nicht das anscheinend unbestimmte Ihrer Lage für das Unglück, welches nur in den Flammen zu ersticken wäre. Aber ich glaubte die Möglichkeit eines Zeitpunkts voraus zu sehn, wo die Fülle der Vergangenheit einen zu schneidenden Contrast mit der Aussicht ins Künftige machen könte — wo eine lange Arbeitlosigkeit Ihren Geschmack an Anstrengung zu sehr geschwächt haben möchte, um neue Welten zu erschaffen, und alsdann war *das* Ihre Zuflucht, was ich mir unter manchen Umständen, auch für mich, als den lezten glücklichen Augenblick

— als das lezte Auflodern jugendlicher Kraft denke. Wenn diese Idee in der Anwendung auf Sie unrichtig war — wohl! so wird mir leichter — denn der Gedanke an Sie lag zu Zeiten schwer auf mir. Ihre Sorglosigkeit war mit zu vielen Rückblicken vermischt, als daß ich sie hätte für so rein halten können, wie meine heitre Ergebung. Und der Ton Ihres lezten Briefs war auch noch nicht der, welcher Ihre Freunde beruhigen durfte. — Ich tadle Sie nicht — Sie fühlen mit männlichem Widerstand, wo sich der weibliche Geist hingiebt, und im Hingeben neuen Genuß entdeckt, und oft Beschäftigung statt herber Kränkung findet. — Mancher scheint bestimmt vom Zufall nichts zu hoffen und alles zu fürchten zu haben — und ich habe Ihnen längst gesagt, da geb ich Ihnen als Bruder die Hand. Muß aber nicht die Folge unsers eignen Wesens vom Zufall unterschieden werden? Wer da fordert, daß die Menschen von ihrem eigenthümlichen Weg abweichen sollen, begehrt nicht die Gunst des Geschicks, sondern Wunder vom Himmel. Ich will nicht predigen — nicht trösten — Ihnen nur sagen, wie ichs ansehe. Es giebt viel andre Seiten, die ich nicht falsch zu nennen wagte — wenn sie nicht das Uebel vermehrten, der Veranlaßungen manche, wo es mir auch kostet diese zu behaupten. Doch bleibt der feste Wille Sieger — er hat ja das Begehren nach Freude mit in sein Interesse gezogen. Göttern und Menschen zum Troz will ich glücklich seyn — also keiner Bitterkeit Raum geben, die mich quält — ich will nur meine Gewalt in ihr fühlen. Wenn es gelingt, dann ergreift sich das kindische Herz wohl noch auf einer süßen Regung des Danks gegen die Mächte, denen es Troz bot. Das ist eine täglich wiederkehrende Geschichte. Ich habe Gelegenheit mich zu üben — die Zeit der Ruhe ist die der höchsten Unruhe für mich, weil sie statt des Ungemachs mir die Furcht desselben giebt. Das Detail davon ist nicht zu geben, auch wenn ich wollte und möchte, nur das glauben Sie: unter den tausenderley Mischungen von Menschenschicksaal kan nicht leicht eine peinlicher seyn — es ist so, daß ich mir kein Verdienst

daraus mache sie zu ertragen — das wahre liegt darinn, sich ihr zu entreißen — und binnen eines Jahres muß das auch geschehn. Bis dahin nehm ich, wie bisher, die nächsten Verhältniße für die fremdesten, da ich nicht mit Liebe in sie eingehn kan — und was ich in Rücksicht auf sie thun muß, ist der Gegenstand meines Spottes — freylich eine ermüdende Zeitkürzung. Sie umzuändern ist nicht möglich, ich entziehe mich ihnen also, so oft ich kan — indeßen halten mich meine kleinen Beschäftigungen, die Frohheit meines Kindes und meine Errinnerungen hin — die beständig gegenwärtige Uebersicht des Ganzen hütet mich vor Ermattung — und dann und wann begeistert mich ein Projekt für die Zukunft, das mich mit schönen Erwartungen für den Augenblick täuscht, ohne den Mismuth fehlgeschlagener Erwartungen in seinem Gefolge zu haben — mit lächelndem Sinn entdeck ich den Betrug, ehe er sich festsezen konnte. Das Unmögliche bleibt Vorstellung — das Mögliche wird Entschluß. So bin ich mit beklemmter Brust, und mit freyeren Athemzügen — War ich immer so? nein, ich habe manchen Pfad des Schauens und Glaubens und Unglaubens betreten, eh ich zu diesem reineren Gottesdienst zurückkehrte — zurück — denn gegründet lag er immer in dem sanften Muth meines Herzens — meine Handlungen folgten diesem Zuge, wenn auch meine Denkart wechselte — und wenn gleich nicht stark genug, stets die Feßeln eines wiedersprechenden Einflußes zu brechen, fand ich doch mir selbst überlaßen den Weg bald, den ich nach einmal erlangter Freyheit unverrückt gehn werde. — Entsagungen waren und bleiben nothwendig, um so zu genießen — also werd ich nicht weichlich werden. Aber Genügsamkeit allein kan mich nicht befriedigen — sie wäre nur Begränztheit, wenn nicht die Quellen nur vertauscht würden, aus welchen der Beßre am unersättlichsten zu schöpfen trachtet.

Sie nennen unter den Orten, die Sie auf Ihrer Reise nach Hamburg berühren werden, einige, die meinem verwünschten Schloß so nah liegen, daß Sie es kaum vermeiden können —

und sagen mir nicht, daß ich Sie sehn soll? Ich soll also bitten, denn warum Sie mir aus dem Weg gehn wollten, das wüßt ich nicht. Wenn dies Blatt, mit welchem ich mich wieder verspätet habe, nicht der rechten Zeit verfehlt, so rechne ich auf Ihre Erscheinung. Finden Sie die Verspätung nicht wunderbar – es kostet mir Ueberwindung zu schreiben, wo es nicht so ganz in den täglichen Faden meines Lebens verflochten ist – es macht mich ungeduldig, deutliche, lange gefaßte, stündlich ausgeübte Ueberzeugungen hinzuwerfen, oder von einem herzlich innigen Gefühl zu erzählen. Allein laßen Sie sich darum nicht abschrekken – das Geschäft wird mir, Ihnen gegenüber, immer leichter werden. – Jezt arbeiten manche Ideen in meinem Kopfe, die ich Ihnen mittheilen würde, um die Ihrigen dafür zu hören – ich denke ernstlich an eine Veränderung meines Aufenthalts – aber das w i e und w o liegt noch in Dämmerung. Eingeschränkt wie ichs bin, muß irgend eine Spekulation der Ausführung vorhergehn, nur abendtheuerlich darf sie nicht seyn. Der Muthwillen meines Geschmaks würde mich leicht dazu hinneigen – die späteren Folgen und Rücksichten für andre, für mein Kind, halten mich zurück. – Meine Weltkentniß reicht nur hin, mich über nichts erstaunen zu laßen, und in alles mich zu finden – nicht um vorherzusehn. – Meine Menschenkentniß betrügt mich noch oft – und leider um so öfter, je näher mir der Gegenstand meines Urtheils steht – ich bin allein – ohne schüzende forthelfende Verbindungen – meine Freunde fordern Rath von mir – es fällt ihnen nicht ein, mir welchen zu geben – dem sich selbst überlaßnen Weibe. Sie haben in so fern recht, daß ich mich von jeher gewöhnt habe, nicht auf Hülfsmittel zu bauen, die ich nicht in mir selbst fand. – An einen völlig unbekanten Ort kan ich mich nicht wagen – ich habe etwa zwischen Gotha, Weimar und Mainz zu wählen – und dann da meiner Existenz, die ich eignen Bemühungen verdanke, den möglichst anständigen und anziehendsten Anstrich zu geben – das erste für andre – das lezte für meine eigne Fantasie. – Mainz

hätte zwey große Anlockungen – die Gegend – und Forsters, aber es ist auch weniger geschickt, weil es der Veranlaßungen zu Depensen und Prätensionen zu viel hat – und weil ich – nicht aus Ehrgeiz, sondern weil ich fühle, daß es so am besten für mich ist – meinen eignen Weg gehn muß. Kan man das – und Therese lieben – kan mans, und sie sich erhalten wollen? – Damit verdamme ich sie nicht – was von ihrer Gewalt zeugt, zeugt nicht gegen sie – auch Ihre Aussage nicht, mein lieber Meyer![1] Sie können recht in manchem haben und sie ist nicht verdammenswerth. Therese kan dem Bild gleichen – das Bild ist doch nicht sie. Einige Beschuldigungen können gegründet seyn – als wüßten Sie nicht, daß bey vielem Licht starker Schatten ist! Ich möchte sie einzeln durchnehmen – wenns nicht zu weitläuftig wäre. Beurtheilten Sie sie immer so, oder kennen Sie sie nicht mehr? Es ist keine Vereinigung mit ihr möglich, außer wo Wahn und aller Trug der Liebe hinzukommt – was ihre Zusammensezung darinn den Menschen entzieht, giebt sie in sonst nie gekanntem Maaß dem einzelnen wieder, der die individuelle Stimmung hat, sich ihr hinzugeben. Sie ist wenigen alles – soll sie lieber vielen etwas seyn? Mir ist sie das interreßanteste Schauspiel, und es wiedersteht mir zu denken, daß ich ihre freyen Wirkungen hemmen wollte. Sie schreibt nicht mehr – darum hat sie Unrecht gegen Sie. Wenn ich gleich Bedenken trage, neben ihr zu leben, so wird sie doch ihre Vertheidigerin an mir nicht verlieren – und wenn ich auch wüßte, daß sie die meinige nicht in gleichem Fall wäre, so muß ich sie doch lieben. Eben weil ich so an sie gezaubert bin, komt es mir in den Sinn, sie zu fliehn. – In Gotha herschen noch alle gute Vorurtheile für mich, und ich kan mir einen Ruf geben, wie ich ihn zu meinen Absichten brauche. Weimar ist in der Nähe, wo es allerley industrieuse Leute giebt, die meine Hand- und Kopf-

[1] Meyer hatte mit Therese vor und nach ihrer Verheiratung in einem Verhältnis gestanden, das wenigstens von ihrer Seite heiß und leidenschaftlich war.

arbeiten brauchen können. Schreiben Sie mir etwas darüber. – Ich wollte, Sie wären in Paris und könten mir sagen, wie es dort seit der verunglückten Flucht des Königs aussieht, welche Häupter das Volk leiten, das sich von Freyheit begeistert dünkt, und ob sich die wüthenden Wellen verhaßter Uebertreibungen bald legen werden. – Hätt ich noch Plaz, so schrieb ich Ihnen litterarische Dinge – von Schiller, der Bürgern um alle menschliche Ehre recennsirt hat, und Bürgern, der sich nur durch Ironie zu helfen weiß – eine Waffe, die in den Händen der meisten Schriftsteller, weil sie meistens Männer sind, verunglückt, und à plus forte raison in der seinigen[1] – auch von Bürger dem Ehemann, an dem sich die Schatten seiner seeligen Frauen in der lebendigen rächen – von Schlegel, der in Amsterdam gut ißt und trinkt und Hofmeister ist – aber Sie sehn, ich muß enden. Leben Sie wohl.

Göttingen

An F. L. W. Meyer 29. Oktober 1791

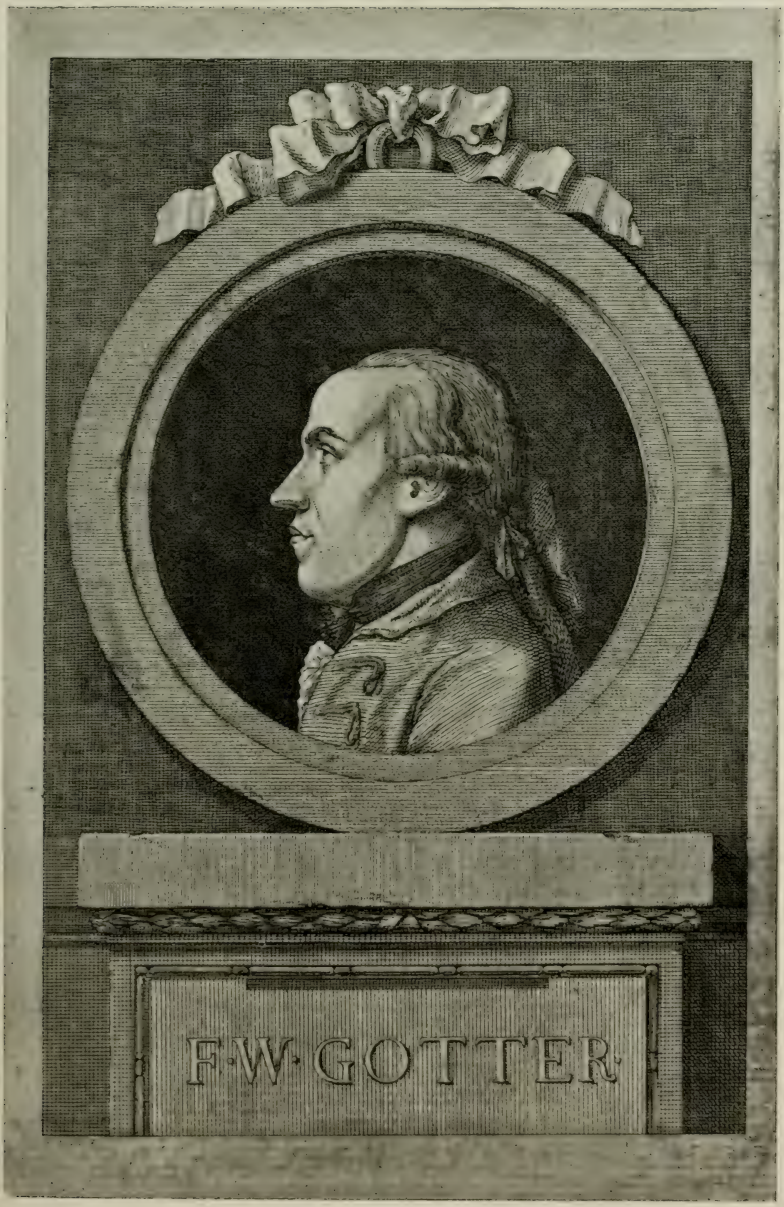
Ist nicht ein Gefühl über Sie gekommen, daß Ihnen kürzlich jemand sehr nahe war – der von seinen – vermuthlich mit den Ihrigen in paralleler Linie fortlaufenden Sternen – bestimt zu seyn scheint, Ihnen ewig fern zu bleiben? Nahe nenne ichs, weil ich Ihre Spuren noch allenthalben fand, und die Geister Ihrer Unterredungen um mich her schwärmten – ich war in Gotha – ein Ohngefähr – ein schneller Entschluß führte mich hin – und wenn ich ein frommes Kind wär, so könt ich sagen – ein Wink der Vorsehung – aber ich machte ihr keine Ehre, darum spielt sie mir auch den bösen Streich, Sie

[1] Auf Schillers Bürgerkritik in der Allg. Literatur-Zeitung (15.–17. Januar 1791) erwiderte Bürger zunächst mit der „Vorläufigen Antikritik und Anzeige" (16. April), dann mit Epigrammen im Musenalmanach auf das Jahr 1793.

nie zu finden. Warum kont es nicht seyn? – ich habe mich sehr nach Ihnen gesehnt, und hätte mir Gotter nach Mitternacht noch Licht laßen wollen, so hätte ichs Ihnen von dortaus gesagt. Im Kreis meiner alten lieben Freunde, deren, wahrlich unverdiente, Zuneigung nach zehnjähriger Abwesenheit noch so jugendlich blühte, hab ichs oft laut geäußert, und öfters heimlich empfunden, was es mir seyn würde, Sie darunter zu sehn – nur hätte ich dann leicht undankbar werden und über den einen die Menge vernachläßigen können. Die Gesundheit unsers unstäten Freundes ging bey Tisch herüber und hinüber, und war das Band zwischen einem schönen jungen Weib, bescheidner noch als schön, und Ihrer herzlichen Freundinn, nicht schön und nicht bescheiden – aber gut, stolz und natürlich genug, um Ihnen jenes zu seyn, neben jedem möglichen Anspruch andrer. Ich weiß – auch Sie hätten mich gern dorthin gezaubert, während Ihres Aufenthalts – ich habe Ihnen wenigstens Ihre Wünsche vergolten. Verzeihn Sie, wenn ichs Ihnen noch zehnmal wiederhole – und Ihnen am Ende nichts anders gesagt habe – ich bin voll davon, und finde das Schreiben, das Erzählen, um desto unleidlicher. Danken Sie mirs auch immer ein wenig – sehn Sie, es ist doch viel, nicht vergeßen können, daß ich Sie dort verfehlte, da Tatter hier war bey meiner Zurückkunft – und noch da ist. Er grüßt Sie – liebt Sie – wir sind über wenig Menschen so einig. Viel und manches ließ ich mir von Ihnen erzählen, über Sie vorplaudern, was mich wieder sehr beruhigt hat – und ohne das begreif ichs in diesen Tagen recht gut, warum man sich nicht in den Aetna stürzt. Ich hoffe, es wird Ihnen noch wohl gehn, auf einem gebahnten Wege. Ihr hattets gut mit mir im Sinn – und woltet mich auch wieder ins Gleis bringen – ach den Verfügungen des Himmels zum Troz, folg ich meinem Geschick! Wißen Sie – aber schweigen Sie davon! – daß ich aus eigner Macht eine Eroberung, die Ihr mir zugedacht hattet, vollbracht habe – doch man vollbringt nur eine Sache, die man unternahm,

und ich war unschuldig an diesem Beginnen[1]. Nur mein Ja, so war der Roman fertig, den man Stück vor Stück mit solchen Fingerzeigen, wie sich am Rand der englischen Zeitungen befinden, hätte bezeichnen können, denn von da an, daß ich einer seeligen Frau ähnlich sah, bis auf die Herzensbewegung des geistlichen Mannes, die ihn trieb meiner zu begehren, paßte sich alles vortreflich. Im Ernst, mein lieber Meyer, die gottlose kleine Frau – die cokette junge Witwe – denn es giebt doch dergleichen Lesearten über mich – feßelte durch ihre unscheinbare Hülle – ihn – Du weißt seinen Nahmen – und ich stand an – das ganze Lebensgewirr kreuzte sich in meinem Kopf – so oder so! 3 Tage lang wars mir ein Räthsel – es lößte sich zuletzt in die Frage auf: wilst Du gebunden seyn, und gemächlich leben, und in weltlichem Ansehn stehn bis ans Ende Deiner Tage – oder frey, müßtest Du es auch mit Sorgen erkaufen. – Die träge Natur lenkte sich dorthin – und die reine innerste Flamme der Seele ergriff dieses – ich fühle was ich muß – weil ich fühle was ich kan – schelte mich niemand unvernünftig – ich habe wohl erwogen, und kenne den ganzen Werth einer Lage, wie sie sich in die gewöhnliche Reihe der Dinge paßt – aber verblenden kont er mich nicht über den wahren Werth des Lebens. Wer sicher ist, die Folge nie zu bejammern, darf thun was ihm gut dünkt. Ich hätte mich freylich noch sehr nüzlich für den Staat machen können, wenn ich ihm eine Haushaltung besorgt, und ein halb Duzend Kinder mehr erzogen hätte, wie mein einziges liebes Mädchen – aber es geschieht eben so gut ohne mich, und keine Glückseeligkeit wird dann dabey zerstückt – für des lieben Gottes Staat ists also beßer. Wer wolte sich aufopfern, wenn mehr am Opfer ist als der Nahme – das geschieht nur von dem, der Lücken zu füllen – Leere zu verbergen hat. Ich glaube an keine Opfer – und an keine Ausnahmen – Das erste wird mich hindern nicht ohne Noth unglücklich zu

[1] In Gotha hatte der Generalsuperintendent J. F. Löffler um Caroline geworben.


F·W·GOTTER

seyn, und mich nicht dafür zu halten – das zweyte, in meinen Erwartungen nicht getäuscht zu werden. – Dieses bezieht sich auf die Wahl meines künftigen Aufenthalts. Können Sie ihn errathen?

Tatter schreibt bald – er kan jezt nicht – wir Weiber haben noch immer einen Schlupfwinkel und einen flüchtigen Augenblick für einen guten Freund – verschmähn Sie ihn nicht von meiner Hand – ich bin Ihnen von ganzer Seele gut.

An Luise Gotter 31. Oktober 1791

Du wirst nicht sehr befremdet seyn, wenn ich Dir bekenne, daß ich nicht kan. Mir ist, als müßt ich mich darum bey Dir als um einer Thorheit willen entschuldigen, so fest ich in meinem Sinn überzeugt bin, daß es für mich die kühlste Vernunft ist. Hat nicht ein jeder die seinige, und nur das darf Schwärmerey genannt werden: unternehmen, ohne die Folgen zu übersehn, und dann muthlos und erschlafft unter ihrem Gewicht erliegen. Jene hab ich mir lebhaft vorgestellt, und dieses darf ich nie fürchten, selbst wenn sich Dinge ereignen sollten, die ich nicht voraussah. Kan ich sie nicht noch weniger berechnen, wenn ich Euren liebreichen Plan nachginge, als wenn ich den einfachen Weg verfolge, den ich mir vorgezeichnet habe? Ich habe sehr den Ehrgeiz nüzlich zu seyn – aber das Nüzlichere ist auch immer das Glückliche – und ich bin gewiß um so glücklicher, je freyer ich mich weiß – um so gebundner an die Pflichten, für welche ich Kräfte habe, je willkührlicher ich handle. Verdammt mich also nicht, daß ich die Winke der Vorsehung zu Schanden mache – ich bin dennoch so fromm zu glauben, daß sie nichts umsonst thut. Laß uns auch den kurzen Traum nicht bereuen – es ist nicht wahrscheinlich, daß Schmerz für ihn die Wirkung davon seyn werde – und uns hat er den der Trennung so gänzlich erspaart – hat mir mein Schicksaal von allen Seiten gezeigt. Nachdem ich entschloßen bin, seh ich der Bedenklichkeiten für einen entgegengesezten Entschluß, gegen welche ich mich im

Anfang verblendete, weil ich gewünscht hätte, einwilligen zu können, noch so manche – meine Berathschlagung hat mehrere Tage gedauert – ich bin wirklich so unpartheyisch verfahren, wie es sterblichen Menschen möglich ist – entschied der geheime Hang des Herzens – so hab ich nicht Unrecht, denn dann mache ich mir doch nie Vorwürfe. Du wirst nicht unterlaßen die Bemerkung zu machen, daß Tatter Einfluß auf meine Wahl gehabt habe – sagt ich nein, so glaubtest Du doch das Deinige, und warum soll ich für die Kälte meiner Ueberlegungen einen heftigen Streit beginnen? nur muß ich dem wunderbaren Menschen die Gerechtigkeit wiederfahren laßen, daß ich seine volle Zustimmung gehabt haben würde, wenn ich anders gewählt hätte.

An F. L. W. Meyer 6. Dezember 1791

Ich wage mich mit getrostem Muth dahin ⟨nach Mainz⟩, denn eine kleine Neigung hab ich doch zu Unternehmungen die wie eine Aufgabe aussehn, und wenn ich nicht viel ausrichtete, wenn ich nichts besonders zum Fortgang brachte, so bewirkte ich doch wohl einen kleinen Stillstand, und blieb selbst ganz unverändert. Vielleicht werd ich Theresen nüzlich, und das wird mir viel Freude machen, denn ich weiß sehr gewiß, daß ich ihr nur edle Dienste leisten werde, und die Unabhängigkeit, welche ein Bedürfniß für mich geworden ist – nicht als Meubel des Luxus, sondern des Gebrauchs – nicht dabey leiden kan. Ihre Gesundheit leidet, das ist nur zu wahr – Forster ist unerträglich – das ists nicht minder. Aber was streite ich noch mit Ihnen darüber – ist es nicht einerley, was Sie glauben, wenn Ihr Herz sich wohl dabey befindet? Ich will Ihnen nicht einmal verhehlen, daß ich von Ihrem Glauben genommen, was mir dienen konte, und der lezte Götze, den ich mir nicht freywillig dazu erkohr, gestürzt ist. Auf ihre Freundschaft hab ich nie gerechnet – es giebt keine unter Weibern – ich zweifle selbst daran, daß sie mir recht aufrichtig gut ist – doch muß sie mich

achten, und das thut das nehmliche – ich bin eine Art von Nebenbuhlerin, ohne meine Rechte geltend zu machen – das ist heilsam – und ich liebe sie, weil sie mir merkwürdig ist, und es bleiben wird, wenn sie mir auch nicht mehr neu ist. Außerdem ist Mainz eine Stadt, wo ich unbekant leben, und neben einer gewißen Einsamkeit Vergnügungen des Geistes und der Sinne genießen kan. In Gotha hab ich unausstehlich viel Verbindungen, die mir viel Zeit rauben würden, und haben die Lieben nicht gezeigt, daß sie sich schlecht genug auf mein Glück verstehn, um mich in der mir nothwendigen Lebensweise allenfalls zu hindern? – Da geb ich Ihnen Rechenschaft wie über den Mann Gottes! Ich thu es gern, weil ich wünsche Ihnen nicht fremd zu werden. Es kan seyn, daß wir immer getrennt bleiben, und die Blüthe eines wohlthätigen Zutrauens nie Früchte bringt, aber sie ist mir doch lieb – jeder angenehme Augenblick hat Werth für mich – Glückseeligkeit besteht nur in Augenblicken – ich wurde glücklich, da ich das lernte. – Ich verlaße Göttingen in diesem Jahr noch nicht, vermuthlich erst im Februar des künftigen, so ungern ich hier – das heißt doch noch mehr, so ungern ich in diesem Haus bin – aber die Mutter glaubt, ich könne meinen Schwestern nüzlich seyn – und so lange ich ohne Nachtheil für meine Kleine und mich kan, will ich ihren Glauben ehren. Lottens Schicksaal ist in einer Krisis, wo ich etwas thun konte – gebe der Himmel einen guten Ausgang, jenseits reichen meine Augen nicht, wie es auch seyn möge. Die Folgen einer unrichtigen Erziehung liegen traurig am Tag – alle Anlagen, die da waren, zeigen sich nur in verkehrten Wirkungen – das bischen Verstand mehr ist Eigenliebe und Thorheit, und die Vorurtheilslosigkeit – Schlaffheit geworden. – Ein genauer Umgang mit einer gewißen Madam Bürger ist den beyden Mädchen jezt wieder sehr unvortheilhaft gewesen! Es ist ein kleines niedliches Figürchen, mit einem artigen Gesicht und Gabe zu schwazen – empfindsam wo es noth thut, intriguensüchtig im höchsten Grad – und die gehaltloseste Co-

quetterie – der es nicht um einen Liebhaber so wohl – ohngeachtet sie auch da so weit geht, wie man gehn kan – sondern um den Schwarm unbedeutender Anbeter zu thun ist, die ihre ganze Zeit damit verdirbt, und den Kopf dabey verliert. Mir thuts sehr weh für Bürger – eine vernünftige Frau, seinen Jahren angemeßen, hätte ihn noch zum ordentlichen Mann gemacht – aber jezt droht seiner Haushaltung ein völliger Untergang, weil sie sich um nichts bekümmert – nicht einmal um ihr Kind – den kleinen Agathon, der, seit die Leute sich nicht mehr über den Nahmen wundern, von aller Welt und von der Mutter vergeßen ist. Nicht ein Funken mütterlich Gefühl in ihr! Sehn Sie, Meyer – darum müßen Weiber keine Liebhaber haben, weil sie so leicht Kind und Wirthschaft darüber vernachläßigen. Ich könte Ihnen hiervon Anekdoten erzählen, die mir die Thränen in die Augen gebracht haben – mein innerster Unwille wird reg, wenn ein Weib so wenig Weib ist, das Kind vergeßen zu können, und wär ich Mann, ich möchte sie nicht in meine Arme schließen. Bürger fühlt alles und weiß sich nicht zu helfen – ist es denn so schwer Mann neben euch zu seyn? sagte mir Tatter. – Er wird eigentlich stüpide neben ihr – ist still – und starrt mit abgestorbnen Augen in das Wesen hinein. Neulich klagte ers mir bitterlich, daß er so gar keinen Geist mehr habe – kommen Sie doch ihn wieder aufzuwecken – vor ihrem Nez sind Sie sicher – ein gescheuter Mann war bis jezt noch nicht darinn. Ach dann wärs ja zu verzeihn – denn daß ich nicht aus Intoleranz so urtheile, versteht sich wohl. Mein Liebesmantel ist so weit, als Herz und Sinn des Schönen gehn.

Liebe! es braucht nicht eben die zu diesem und jenem Mann zu seyn. Zwar, lieber Meyer, denken Sie nicht, daß ich diese verleugne – ich habe die Furcht nicht – denn wär mein Gefühl schon weniger frey – die Eifersucht es zu verbergen könt ich wohl haben, wenn ich fürchten müste es zu entweihn – aber Ihnen hab ich nichts verhelen wollen – ich habe nur nicht erzählt – und damit leben Sie wohl.

Ansicht von Mainz um 1800

An Luise Gotter 20. April 1792

Ich bin nun hier seit 8 Wochen, und habe recht – es ist viel, das zum Anfang eines Aufenthalts an einen ganz fremden Ort zu sagen, wo man sich unmöglich schon seine ganze Existenz gemacht haben kan. Auch fühl ich, das ichs noch nicht habe, und mehr Beschäftigung mir gut thun würde. Die Zeit wird mehr Mannichfaltigkeit in meine Art zu seyn bringen, weil sie Bande anknüpfen wird. Kein Augenblick geht leer vorüber – meine Theilnehmung an Forsters Haus, Fleiß, Lecktüre und das Kind – das ist schon sehr viel – aber ich war so gewohnt für mehrere zu sorgen, in mehreren zu genießen! Halt das nicht für Unzufriedenheit – sieh es nur als einen Beweis an, daß weit davon entfernt, daß das neue meiner Lage mich blenden sollte, ich ihre Mängel sehe – aber sie sind nothwendig, sind geringer als die schweren Uebel der vorigen, und von einer Art, daß jeder Gegenstand, der sich der unruhigen Thätigkeit darbietet – jede einzelne Freude und Arbeit sie hebt. – Den Frühling hab ich schon in den schönsten Spazierfahrten und Gängen genoßen – er ist aber ja wieder auf eine Weile verschwunden. An meiner Kleinen hab ich mehr Freude wie jemals. Kurz, ich kan Dir sagen, es ist alles wie ich erwartete. Wir können noch sehr lebhafte Scenen herbekommen, wenn der Krieg ausbrechen sollte[1] – ich ginge ums Leben nicht von hier – denk nur, wenn ich meinen Enkeln erzähle, wie ich eine Belagerung erlebt habe, wie man einen alten geistlichen Herrn die lange Nase abgeschnitten und die Demokraten sie auf öffentlichen Markt gebraten haben – wir sind

[1] Am 20. April erklärte Frankreich an Österreich den Krieg, worauf Herzog Karl Ferdinand von Braunschweig mit 80000 Preußen und Österreichern die Grenze überschritt; Herzog Karl August befand sich als preußischer General bei der Armee, Goethe in seinem Gefolge. Mainz war damals selbständiges geistliches Gebiet, regiert von Kurfürst Friedrich Karl Joseph von Erthal bis 1802.

doch in einem höchst interreßanten politischen Zeitpunkt, und das giebt mir außer den klugen Sachen, die ich Abends beym Theetisch höre, gewaltig viel zu denken, wenn ich allein, in meinen recht hübschen Zimmerchen in dem engen Gäßchen sitze, und Halstücher ausnähe, wie ich eben thue. In meiner Nachbarschaft wohnen eine Menge Franzosen – man hört und sieht das Volk allenthalben – die Männer sind im Durchschnitt schöner wie die Teutschen, haben ein spirituellers Ansehn, und derselbe Grad von Verdorbenheit hat nicht so den Charakter von stumpfer schlaffer Abgelebtheit – unter den Weibern sah ich noch keine, die halb so liebenswürdig und einfach gewesen wär, als meine französische Bekante Mad de Liocon in Göttingen, das einzige nebst ihrem kleinen Zirkel, was ich dort regrettirte.

Gelesen hab ich schon viel, und was mehr ist, viel Gutes. – Kent Ihr Mirabeaus Briefe, aus dem Kerker an seine Geliebte geschrieben? ich glaube, Reichard[1] übersezt sie – unter uns, wie will das der kraftlose Mensch anfangen den Aeußerungen des Kraftvollsten Sprache zu geben? oder die in eine andre zu übertragen, die im Original, so unaufhaltsam aus der Quelle strömend, zu der Seele, zu dem Herzen, zu den Sinnen redet. Liebe Madam Luise, Du könntest doch auch dergleichen lesen, aber ich weiß Du Gute bekümmerst Dich nicht um einen häßlichen Böswicht, wie der außerordentliche Mirabeau war, der für tausend andre ehrliche Leute noch Tugenden, Talente und Kräfte übrig hatte, und zu viel wahren Geist um im Ernst ein Böswicht zu seyn, wie mans aus einzelnen Zügen schließen möchte. Häßlich mag er gewesen seyn, das sagt er selbst oft in den Briefen – doch hat ihn Sophie geliebt, denn Weiber lieben gewiß nicht vom Mann die Schönheit – und doch imponirte der häßliche Mann auch durch sein Aeußres der aufrühreriſchen Menge, nachdem er einige Stunden Toilette gemacht hatte, ehe er in die Nationalversammlung ging. Aber er soll mir hier nicht allen Plaz wegnehmen – der groß Cophta[2] muß noch den seinigen haben,

[1] Theaterdirektor, Bibliothekar und Schriftsteller in Gotha. – [2] Goethes

und der muß recht weit und breit seyn, denn es ist die Art leerer Helden, vielen einzunehmen. Ich bitte Dich, wie komt er Euch denn vor? Forster bekam ihn am ersten Aprill von Göthe geschickt, und that einen Sprung vom Stuhl auf, als wäre sein Heiland gekommen – denn wer würde da nichts Gutes erwarten, sey es auch in der simpelsten unscheinbarsten Einkleidung – aber diese da – diese so ganz unbedeutende Behandlung, wo beynah muthwillig alle benuzbarn Situationen weggeworfen sind – ein bloßes Gelegenheitsstück – mich deucht, es kan nur auf die Wirkung thun, auf welche Cagliostro selbst Wirkung gehabt hätte, als der plumpe Betrüger, wie er hier erscheint – und das ist ja wohl eine Art von Lob für das Stück. Göthe ist ein übermüthiger Mensch, der sich aus dem Publikum nichts macht, und ihm giebt was ihm bequem ist. Schreib mir doch ja, ob es ein andres Urtheil über die Sache giebt. In der Vorstellung nahm sichs, mit Hülfe der aegyptischen Loge, wohl beßer aus.

In unserm Haus in Göttingen hängt der Himmel voll Hochzeits Geigen – der Alte ist entzückt von der Schwiegertochter, und der junge ist noch des Sinnes sie zur Frau zu haben, welches nach der Messe unwiederruflich gemacht werden wird.[1] Nun, Ihr Götter, seyd gepriesen – und schickt für Louischen auch einen – der zur Bravheit nichts fehlt, als eines braven Mannes Frau zu seyn.

An F. L. W. Meyer 29. Juli 1792

Mit herzlichem Verlangen hab ich auf ein Lebenszeichen von Ihnen gewartet, und bekomme einen ungeduldigen kleinen Zettel, aus dem ich mir nichts zu nehmen weiß, als was ich nicht gern will. Ich habe Ihnen gleich antworten wollen, und es geschieht erst heute. Trauen Sie dem Anschein von Vergeßenheit nicht – man muß keinem – gar keinem Anschein trauen, lieber

Cagliostra-Lustspiel. – [1] Lotte Michaelis heiratete den Sohn von Bürgers Verleger Dieterich.

Meyer. Ich habe sehr oft an Sie gedacht, mich viel um Sie bekümmert – was thut es, daß Sie es nicht wißen, und es Ihnen nicht hilft? Mir selbst ist doch die Teilnehmung werth, die ich für Sie habe. Helfen sich Menschen überhaupt noch, die sich bis auf einen gewißen Punkt isolirt haben, so ist es nur durch eine gute Stunde, die sie sich durch eine freundschaftliche Unterhaltung machen – und das Vergnügen ist in der Abwesenheit so unvollkommen. Darum schwieg ich wohl, wenn ich gern geschrieben hätte – allein immer schweigen ist auch Thorheit.

Die Zusammenkunft des Deutschen Reichs hat auch für uns zum Fest werden müßen – ohngeachtet es für unsern bürgerlichen Sinn eben keins seyn konte.[1] Zuweilen dacht ich, Sie müßten bey der Ueberschwemmung von Fremden mit herbeyschwimmen – ich hätte Ihnen die Hand gereicht, und Sie heimlich in mein Haus geführt – aber ich habe nichts gesehn, das Ihnen ähnlich war. Wie Sie aussehn, errinre ich mich recht gut, so dick Sie auch geworden seyn mögen, wovon freylich viel verlautet. Ich werde hier auch stark, weil ich mich nicht ärgern und zanken darf, und zwischen dem 30 und 40sten Jahr hoff ich zu dem Rang einer holländischen Schönheit herangewachsen zu seyn. Ein Ingredienz von meinem Wohlseyn haben Sie mit diesem Geständniß – an häuslicher Ruhe fehlt mirs, in meinen einsamen kleinen Zimmern, mit meinem guten Mädchen, nicht. An mütterlichen Freuden auch nicht, denn sie verspricht ein liebes Geschöpf zu werden, das ich durch meine Behandlung gewiß nicht um seine Glückseeligkeit bringe. Man kan sich keine argloßere, neidloßere, frölichere Seele denken. Jedermann hat sie lieb – Therese zieht sie oft ihrer Kleinen vor, die durch Kränklichkeit verstimmt und schlaff geworden ist – Forstern nennt sie Väterchen – und er nimt sich ihrer recht väterlich an. Sie wird unter so viel beßern Eindrücken auferzogen, als

[1] Im benachbarten Frankfurt fand die Kaiserwahl Franz' II. statt; Forster neigte mit seinem Kreis immer mehr zu republikanischer Gesinnung.

es bisher in meiner Gewalt stand ihr zu geben — bey mir lernt sie, wie man sich allein beschäftigen, und wie viel man entbehren kan — und dort ist sie im Schooß einer Familie, und lernt Achtung gegen Menschen — Achtung gegen Männer fühlen. Es wird ihr bey den glücklichen Anlagen also nicht an weiblichen Tugenden fehlen — und um ihrentwillen allein könte mich der Entschluß hierher zu gehn schon nicht gereun. Meine Mutterpflicht war mein Leitfaden, seit meine Kinder keinen Vater mehr hatten — wenn dies Band risse, so würd ich einen ganz andern Weg gehn — ich müste viele andere wieder anknüpfen, wozu ich bisher die Lust nicht hatte — und wohl auch die Fähigkeit bald verlieren könte — Gott gebe, daß es nicht reißt. — Wie es mir weiter geht? — Von dem vorigen Ungemach ist jede Spur verschwunden, sogar die Errinnerung — ich weiß kaum mehr, daß es so wunderliche verdrehte Menschen gab, als ich vorzüglich in meiner lezten Situation kennen gelernt habe. — Die, die ich jezt sehe, sind gut, in mehr wie gewöhnlichem Grade, gewähren meinem Kopf mehr Nahrung als — er bedarf — oder eigentlich mehr als er ihnen wieder geben kan, und erleichtern meine Lage durch alle Dienstleistungen der Freundschaft. Sie genießen ihr Leben, in dieser schönen Gegend — sie arbeiten und gehn spazieren und ich theile das alles mit ihnen. Jeden Abend bin ich dort um Thee mit ihnen zu trinken, die interreßantesten Zeitungen zu lesen, die seit Anbeginn der Welt erschienen sind — raisonniren zu hören, selbst ein bischen zu schwazen — Fremde zu sehn u. s. w. Außer Forsters hab ich gar keinen Umgang. — Darinn hab ich vielleicht unrecht — aber ich mag keinen andern. F. ist mein Freund, wie Sie mirs vorausſagten — ich erkenne alle seine Schwächen, und kan die nicht von mir werfen, ihm gut zu seyn — ich thue alles, was ihm Freude machen kan. Im Anfang drückte es mich, mich theilen zu sollen, zwischen der Neigung für ihn und meinem Gefühl für Therese, aber, nachdem ich klar eingesehen habe, daß alles grade so seyn muß, wie es ist, und nicht anders seyn

kan, vereinige ich es recht gut, und bin gegen keinen mehr ungerecht. Zwar gegen Th. würde ich es nie seyn – ob ich gleich noch immer behaupte, daß sie mich nicht liebt – mich deucht, darinn hat sie unrecht – sie kan es in mehreren Dingen haben – aber Sie, mein bester Freund, haben doch auch nicht recht, und es ist vieles anders, als Sie es sich vorstellen. Ich habe nicht den Eifer Sie bekehren zu wollen, aber die Genugthuung bin ich ihr schuldig, zu sagen, daß ich es nicht so finde, wie Sie mich fürchten ließen – und ich schreibe nicht in den ersten vier Wochen. Mag die Welt sprechen! Kan das Meyern ein Beweis seyn, der gewiß schon der Fälle mehr erlebt hat, wo sie nie den rechten Fleck traf. – Theresens Gesundheit ist sehr gut – Forster seine würde es auch seyn, wenn er nicht so viel arbeiten müste – und mehr arbeiten könte.

Der 2te Theil von Forsters Ansichten ⟨„Ansichten vom Niederrhein"⟩ ist beßer wie der erste – wandelt nicht so sehr auf Cothurnen – und unterrichtet. Mitunter schreibt er doch allerliebste Dinge.

Mir thät es auch Noth zu übersezen ums tägliche Brod – aber es ist noch nicht so weit gediehn, troz einiger Versuche. Sie glauben nicht, mit welcher Geduld ich alle solche fehlgeschlagne Plane ertrage, und fest auf die göttliche Vorsehung traue. – Alles schlägt mir fehl. – Wenn der Nebucadnezar ⟨Tatter?⟩ nicht wäre, so könt ich jezt recht glücklich seyn. Sie sollen sehn, ich werde es niemals werden. Ist das nun wohl meine Schuld? Und dennoch zürnt meine milde Seele nicht mit dem Schicksaal – und trachtet nur darnach, sich auch das härteste zu versüßen. Es ist doch nicht zu läugnen, daß mir vieles fehlt – und wenn ich es tief im Herzen fühle, klag ich mich wohl am Ende darüber an. Nichts verzeih ich mir weniger als nicht froh zu seyn – auch kan der Augenblick niemals kommen, wo ich nicht eine Freude, die sich mir darbietet, herzlich genießen sollte. Das ist mir natürlich – das wird immer meine Unruhe dämpfen, meine Wünsche zum schweigen bringen – und wenn

es auch lange noch keine Gleichmüthigkeit wird, so kan ich doch nie unterliegen. Ich habe mich nun einmal so fest überzeugt, daß aller Mangel, alle Unruhe aus uns selbst entspringen — — wenn Du nicht haben kanst was Du wünschest, so schaff Dir etwas anders — und wenn Du das nicht kanst, so klage nicht — nicht aus Dehmuth, aus Stolz erstícke alle Klage. Die Moral hab ich mir nicht der Strenge wegen erfunden, ich konte aber nie mit einer andern fertig werden. Vom Geschick hab ich nichts gefordert, und bin ihm noch nichts schuldig geworden, als was es nicht versagen konte. Laßen Sie mich davon abbrechen.

Unser väterliches Haus in Göttingen ist verkauft, und ich habe dort nun keine Heymath mehr — mags auch nicht wiedersehn. Der arme Bürger schreibt mir zuweilen und hat doch wieder so viel Kräfte gewonnen, eine Arbeit zu vollenden, die er längst unternommen hatte — die Uebersezung von Popens Eloise. Er schickte mirs und wolte strenge Critik, die ihm geworden ist — Eloise war ein paarmal Bürger geworden.

Leben Sie wohl. Tatter grüßt Sie, das weiß ich gewiß. Ich wünsche Ihnen tausend Gutes — das weiß ich noch gewißer.

An F. L. W. Meyer 12. August 1792

Hier saß ich um zu schreiben, ich weiß nicht mehr an wen — Forster schickt mir noch spät Ihren Brief, und nun ists mir nicht möglich für jemand anders die Feder zu rühren, wie für Sie — auch freu ich mich, daß ich dazu Gelegenheit finde — es ist das einzige, was mich diesen Abend beschäftigen kan. Ich bin sehr unruhig, Auguste hat mich gequält zu wißen, was mir ist, und ich hab es ihr anvertraut — sie will es nicht wichtig finden — vielleicht verstehen Sie sich beßer darauf. Nicht ob ich den Mann sehn werde oder nicht — morgen oder übermorgen — den Mann, der mir sehr lieb ist, sondern ob er so unnatürlich, so unmenschlich und wunderbar seyn kan, sich und mir die Freude

zu versagen, die er haben und geben könte – weil sie nur im Fluge genoßen werden kan – das möcht ich wißen. In diesem Fall fühle ich die Abhängigkeit, die das Herz auferlegt, mit einer solchen Gewalt, daß ich den rebellischen Gedanken, ja den Wunsch haben könte, mich ihr zu entziehn – denn es ist nicht das erstemal, daß sie mich martert. Wenn dies nicht eintrift, so würd ich mich vor meiner Freude fürchten, allein nicht lange – die Gewißheit, glücklich seyn zu dürfen, würde mich bald zur Sanftmuth zurückbringen. Hier haben Sie die Erklärung dieser Worte, die ich Ihnen zwar nicht bey kaltem Blut sage, aber sie gesagt zu haben nicht bereuen kan: Friedrich August macht die Ronde der Bäder, die in unsrer Nachbarschaft liegen – er hat lange gewünscht Tatter bey sich zu haben, statt der Mistgabeln, die als Hofschranzen bey ihm dienen – ein Zufall hat das jezt möglich gemacht. Tatter ist vor ein paar Tagen von Hannover abgereißt. Der Prinz war in Ems – der eigentliche Weg geht nicht über Mainz, und der eigensinnige T. geht immer den graden Weg. Wird er sich besinnen – wird ihm unser freundlicherer Himmel beßere Anschläge einflößen – werd ich ihn morgen sehn – oder die Ungeduld über solche Thorheit mich mit ihm entzwein?

Sehn werd ich ihn gewiß – seit gestern ist der Prinz in Schwalbach – aber diese Freude, die das erste glückliche Ereigniß für uns ist, muß er sie mir verbittern? Ich habe leider in solchen Dingen, die nicht von der strengsten Nothwendigkeit befohlen werden, und in denen ich nicht selbst thätig werden kan, eine Heftigkeit, von der meine stille Außenseite nichts sagt. Wie oft hat er mich schon gegen meine Ueberzeugung nachgeben machen – wenn sie nun einmal stärker würde, als mein Wille sie zu beugen – wenn das Unrecht nun so offenbar wäre, daß ich ihn verdammen müßte? Das ist der Augenblick, gegen den sich meine ganze Seele sträubt. Lieber Meyer, ich würde mich betrüben, wenn Sie dies Gefühl für die Spannung der nächsten Erwartung, oder wenn Sie mich überhaupt für über-

spannt hielten. Ich kan es nicht anders sehen, nicht anders seyn. Wenn eine Empfindung zu quälend wird, wenn der Schmerz nicht mehr süß ist – ists nicht natürlich, daß man sich loszureißen strebt? Aber wenn dieser Sieg das Herz von dieser Seite nun für immer verödet, ist es dann nicht schrecklich? Ich hätte dann nur noch mein Kind, und würde es nicht ohne Angst anblicken können – meine Sorge und Liebe würden von ihrer Entschloßenheit verlieren. – Meine Lage giebt mir nicht die wohlthätige Zerstreuung nüzlich für andre seyn zu können. Begreifen Sie mich nun wohl? Ich habe manches überwunden – nicht aus Stärke – sondern weil ich aus dem Leid noch Freude schöpfen konte – ich schied von dem Gegenstand einer in meinem Leben gewiß einzigen Anhänglichkeit und vergaß den Abschied über ihr – ich fügte mich in Verhältniße, die mich bey einem leeren Herzen unsinnig gemacht hätten – es erhielt meinen Kopf in der Faßung sich damit zu amüsiren. Ein Strom der reinsten Heiterkeit konte sich über mich ergießen, wenn die Sonne schien – oder auch der Wind an die Fenster stürmte, und ich nur über einer Arbeit eifrig saß. Mir ist jede Stunde wohl gewesen, wo mir wohl seyn konte. Bin ich es, die nach fruchtlosem Gram jagt? Nein, mein Sinn gehört jeder möglichen Glückseeligkeit – das Schicksaal gab mir wenig – es ist hart mir dies rauben zu wollen. Das würd ich vielleicht nicht überwinden, denn Gedankenlosigkeit ist mein Leichtsinn nicht.

Morgen lächle ich ihm wohl wieder gutherzig zu? – Sagen Sie, soll und muß sich ein Weib stets einem blinden Glauben ergeben? Könt ich das, so wär ich ruhig. Mir ist seine Rechtfertigung theurer wie das Wiedersehn. Getadelt hab ich ihn mehrmals um ähnlicher Ursachen willen, und er zwang mich mit der Hartnäckigkeit und Sanftmuth, die ihm eigenthümlich ist, seine Grünge zu ehren, wenn sie auch nie die meinigen gewesen wären. Hätte ich mit Mangel an Liebe zu kämpfen, so wär der Kampf bald zu Ende – aber ich streite gegen ein sonderbares Wesen, das mich anzieht, und mich zur Verzweiflung

bringt, weil es meine Gewöhnlichkeit nicht anerkennen will, und seine Ansprüche auf Glück aus Stolz nicht verfolgt, das sein Leben für mich gäbe, und meine heißesten Wünsche unerfüllt läßt – ein Mensch, zum Einsiedler gebohren, der sich der Liebe hingab wie ein Kind – der gefühlvollste Stoiker – der aus Empfindlichkeit gegen Freyheit sich unnöthige Ketten anlegt, und die liebsten Pflichten schlechter beobachtet wie die überflüßigen. Wenn ichs auch endlich müde würde, ihn zu entschuldigen, so soll mirs doch lieb seyn, wenn er von Hannover befreit wird, und mit dem Prinzen nach Italien gehn kan – und wenn ich auch fortfahre ihm gut zu seyn, so ziehe ich diese Trennung der bisherigen vor. Das wird ihm sehr gut thun, aus der Hofetikette, die die Leute wie ein Mühlenpferd umtreibt, herauszukommen.

Und Sie, lieber M.? wie wurden wir uns zanken, wenn wir uns sprächen – nicht über unsre verschiedne Meinungen – sondern über die, welche Sie uns – und mir aufbürden. Das rohte Jacobiner Käppchen, das Sie mir auffezen, werf ich Ihnen an den Kopf. Wir kennen die Helden von Brissots[1] Schlag recht gut, für das was sie sind, und wißen, qu'il nage dans l'opprobre sans s'y noyer, puisque c'est son élément. Forster wolte neulich jemand die Augen auskrazen, weil er die attaque vom 20ten Jun. gut hieß, und die Nationalversammlung – samt den Jacobinern – item la Fayette – alles ist Preis gegeben – nur die Sache nicht. Für das Glück der kaiserl. und königlichen Waffen wird freylich nicht gebetet – die Despotie wird verabscheut, aber nicht alle Aristokraten – kurz,

[1] Brissotisten nannte man die Girondisten, die gegen das Königtum hetzten. Hauptsächlich Brissot hatte zum Krieg mit Österreich und Preußen getrieben; infolge der Mißerfolge wuchs die Aufregung, die am 20. Juni zur Bedrohung des Königs durch die Volksmassen führte. Lafayette eilte nach Paris, um die Bestrafung der Anstifter durchzusetzen. Seither schloß er Kompromisse; auch seiner Kriegführung warf man vor, er habe „das Interesse seines Vaterlandes seinen persönlichen Leidenschaften geopfert."

es herrscht eine reife edle Unpartheylichkeit – und wenn Sie nicht unser Bekentniß annähmen – so ist nur Dein teuflischer Geist des Wiederspruchs schuld.

Ein sonderbarer Zug ist die Bitterkeit der Emigrirten gegen ihre Helfer – mit Freuden würden sie die Waffen gegen diese kehren – und mit demokratischem Unwillen sprechen sie von dem aristokratisch militärischen Betragen der Preußen auf ihrem Marsch durch die hiesigen Lande, und zu Coblenz. Der Herzog von Braunschweig ist der einzige, den sie schäzen. Klopstock hat an diesen eine Ode gemacht, um ihn von dem Zuge abzuhalten – die hat er mit dem Manifest beantwortet, das Sie wohl gesehn haben werden. – Göthe ist der Armee gefolgt. – Nein, gegen die Natur hat er im Gros Cophta gewiß nicht gesündigt. Ungerechter! Göthe hat auch sonst nur gewöhnliche Menschen – keine in die Höhe geschraubten Posas – und die liebte ich. – Aber der Gr. C. ist ein plattes Gelegenheitsstück – als Schauspiel hat er die Situationen, die es wirklich anbot, darinn zu nuzen vergeßen – als Geschichte ists im Ganzen doch Lüge – und Sie sprechen von gesunder Phantasie.

Ich beantworte heut nicht alles – eins hab ich ja wohl schweigend beantwortet – wenigstens nicht mit Worten. Was ich Ihnen gab – mein Zutrauen, meine Freundschaft – ein Ausdruck, den ich selten genug brauche, um es hier thun zu können – ist in Ihren Händen – nur Sie selbst können mich es zurücknehmen machen. Das versteht sich von selbst. Ihre Frage – wirkts? – die würden Sie nicht thun, wenn Sie mich sähen; wenn Sie da nur eine Manier – eine Kopfbewegung – einen Einfall fänden, der Sie dazu berechtigte – wenn nicht ganz und gar die schlichte Caroline vor Ihnen stünde – die sich höchstens bey einer seyn sollenden Conversation ein bischen lebhafter umdreht und schneller spricht – so mögen Sie persiffliren – so gut Sie können. Erhalten Sie mir Ihre Brudergesinnung.

An F. L. W. Meyer 6. Oktober 1792

Vor 8 Tagen ging Tatter mit dem Prinzen nach Italien – er war bey mir ein paar Tage, und ich bin glücklich. Seit 6 Tagen erwarten wir täglich einen Einfall der Franzosen – alle Adlichen sind geflüchtet und der Alte[1] auch in einem Wagen, wo er das Wappen auskrazen ließ. Sie sind wirklich in Worms. – Hier giebts schon Cocardes tricolores. Unser Schicksaal hängt von Esterhazy ab, der vielleicht Custines noch aufhält.[2] Adieu, mein Lieber – noch zehnmal lieberer – gerechtfertigter Sünder.

An F. L. W. Meyer 16. Oktober 1792

So lang hat mir noch niemals ein Brief von Ihnen geschienen – das wollte gar nicht enden – etwa wie der bittre Trank in einem Arzneyglase.[3] – Meine Ungeduld hätte mich zur Verzweiflung gebracht, wenn ich mir nicht immer gesagt hätte – nur gemach! Das ist eine Geschichte von Ehegestern – alles ist vorüber, die Todten ruhn, das Leid ist verschmerzt – und sie werden wohl gar bald auferstehn zu neuen Freuden. Beynah möcht ich mir doch nicht so böse drum seyn, daß ich habe solch eine Thörinn seyn können – denn Meyer wird verzeihn – das schimmert sogar durch seine Invectiven durch – und dann werden wir uns noch zehnmal lieber haben – wie zwischen Liebenden versöhnte Eifersucht, so wird hier der falsche Verdacht seyn, der so rein weggenommen ist daß die Stirn des Beargwohnten doppelt helle glänzt –

Ich will ja gern vor Dir zerfließen,
Gern Thränen bittrer Reu vergießen
Und flehn – ach innig flehn!

Sie haben es mit einem Weiberkopf zu thun – in dem zwar ein Windstoß die Freundschaft nicht erschüttert – allein der sich

[1] Kurfürst Fr. K. J. v. Erthal. – [2] Custine eroberte Mainz am 21. Oktober. – [3] Caroline hatte Meyer fälschlich der Verfasserschaft eines anonymen Gedichtes gegen L. F. Huber bezichtigt, den Freund Körners und Schillers, damals sächsischer Legationssekretär in Mainz.

doch dann und wann auf einem tollen Abwege treffen läßt. Doch kan ich Ihnen versichern, er nimt Warnung an, und wird sich diese, was Sie betrift, zur Lehre dienen laßen. Ihre Indignation bey dieser Gelegenheit bevestigt die Meinung, der ich mich gern überlaßen habe — es giebt so sehr wenig Menschen, von denen ich mich getraue zu behaupten — dies und jenes sey ihnen zu thun unmöglich — war wohl unsre Bekantschaft so geprüft, daß Sie darunter gehören konten? Ein Glaube war meine Freundschaft, der mir nicht oft komt, dem ich also nicht ängstliche Vorsichtigkeiten in den Weg zu legen gewohnt bin — wehe dem, der gar nicht mehr zu wagen im stande ist! Ich habe Ihnen so viel gestanden, was mir lieb und werth ist — ich bin nicht so verschloßen, daß ich nicht mit dem rechtschafnen Mann über Dinge sollte reden können, die ich mir nicht verberge. Wenn ich ganz kühl bin, werd ichs nicht leicht thun, um einen dritten nicht zu compromittiren. Die Errinrung an einen meiner leztern Briefe hat mich einigemal überrascht, und meine Wangen heiß gemacht — doch war ich nie besorgt. — Glaube war es dennoch nur — freylich überlebte er in einem dunkeln Instinkt meinen Unwillen — denn ich besorgte für mich gar nicht, nachdem ich Sie doch dieser Handlung beschuldigte. — Jezt ists mehr wie Glaube — weil er auf einem dauerhafteren Grunde steht — und nun bitt ich Dich, guter Bruder, laß Dir gefallen, es damit von neuem zu versuchen. — Uebrigens hab ich diesen Cameelskopf ganz allein für mich mir erscheinen laßen — es hat mir kein Mensch seine Zauberlaterne dazu geliehen.

Die Post drängt mich — drum kan ich Ihnen von unsrer bisherigen und jezigen Lage nichts erzählen — leider sind wir nicht weggenommen worden — bis Worms drang Custine vor, und hat sich jezt bey Speyer verschanzt, um zu verhüten, daß sich dort die Preußen nicht hinziehn, deren Armee in einem pitoyablen Zustand ist, und sich allenthalben zurückzieht — unsre Mainzer sind in Speyer gefangen — nach Strasburg geführt, sehr gut behandelt, wie auch die Bürger in Speyer und Worms.

Die Offiziere sind auf Ehrenwort losgelaßen – 28 Mainzer Soldaten sind von Strasburg auf Dorsch Vorbitte, weil sie Weiber hatten, zurückgeschickt – haben kleine Büchlein mitgebracht, erzählen Wunderdinge – ist ihnen das Maul schon gestopft – überhaupt fangen jezt die Zeiten hier an, von denen geschrieben steht – gewiße Ideen werden gäng und gebe, und Rescripte ergehn, in denen das Raisonniren verboten wird. Voreilige Demokraten haben schon an dem Tage, wo ein betrunkner Husar, der eine Heerde Kühe gesehn hatte, mit der Nachricht in die Stadt sprengte, daß die Franzosen in Oppenheim wären – wo Schreckschüße geschahn, und die Stadt nicht zu Bett ging – das Ende des Churfürstenthums vor Augen gesehn, und die dreyfache Cocarde – in der Tasche getragen – daß das alberne Leut waren, die nicht zu meinen Freunden gehörten, versteht sich. Wir hatten gar keine Besazung – die paar Reichstruppen liefen weg – die Bürger zogen auf die Wache und wollten steif und vest vertheidigen, bis diese Gueux gekommen wären. Der sämtliche Adel ist geflüchtet – das Schrekken war unbeschreiblich und hat wie gewöhnlich die drollichtsten Wirkungen bey tapferen Personnagen, z. B. bey dem Gesandten eines königl. Hofes, hervorgebracht. Es waren so wenig Menschen zurückgeblieben – daß alle Geschäfte stockten – nur 2 Aerzte unter andern. Auch in Frankfurt flüchtete man, und die Deputation, die mit 200000 Fl. dem Feind entgegen gehn solte, hatte sich versammelt – die Wägen standen angespannt vor dem Rathhaus und hatten die 3 Farben. Wir blieben – aus Neugier und weil wir ein gut Gewissen hatten – nehmlich reine Hände – wir sind nicht reich und ich bin arm.

An F. L. W. Meyer 27. Oktober 1792

Welch ein Wechsel seit 8 Tagen – General Custine wohnt im Schloß des Churfürsten von Mainz – in seinem Prachtsaal versammelt sich der Deutsche Jacobiner-Club – die National-

Cocarden wimmeln auf den Gaßen. – Die fremden Töne, die der Freiheit fluchten, stimmen vivre libre ou mourir an. Hätte ich nur Geduld zu schreiben und Sie zu lesen, so könt ich Ihnen viel erzählen. – Wir haben über 10000 Mann in der Stadt, und es herrscht Stille und Ordnung. Die Adlichen sind alle geflohn – der Bürger wird aufs äußerste geschont – das ist Politik, aber wenn die Leute des gueux et des miserables wären, wie man sie gern dafür geben wolte – wenn nicht strenge Disciplin statt fänd – wenn nicht der stolze Geist ihrer Sache sie beseelte und sie Grosmuth lehrte, so würds unmöglich seyn, so alle Ausschweifungen, alle Insulten zu vermeiden. Die Leute sehn sehr delabrirt aus, weil sie lang im Feld lagen, aber arm sind sie nicht, und Mann und Pferd wohl genährt. Der Zustand der combinirten Armeen hingegen – Göthe, der den Ausdruck nicht zu übertreiben pflegt, schreibt seiner Mutter[1] – keine Zunge und keine Feder kan die traurige Verfaßung der Armee schildern – und ein preusischer Offizier sagt: la situation imposante de leurs armées, et la déplorable de la notre. – Custinens Schritte sind so berechnet – er findet nirgends Wiederstand – hat nichts zu fürchten – ne vous fiés pas à vos armées mourantes, sagte er bey den Unterhandlungen. Frankreich ist geräumt, Longwy und Verdun zurückgegeben – die Belagerung von Lille aufgehoben – Montesquion und Custines ohne Blutvergießen siegreich – und was mich mehr wie alles freut, die Marrats in der Nationalversammlung nach Verdienst gebrandmarkt.[2] Ich glaube jezt dort – hier kan man sich des Spotts nicht erwehren – man macht Projekte – man haranguirt – gestikulirt nach den 4 Weltgegenden hin – will das Volk aufklären. Ein Werkzeug ist mein Schwager George Böhmer, der seine Profeßur in Worms aufgegeben hat, und so was von Secretair bey Custine ist. Mir sank das Herz, wie

[1] Caroline hatte Goethe im August bei Forsters gesehen. – [2] Der Konvent wurde am 24. September mit einem Protest Kersaints gegen die Septembermorde eröffnet.

ich den Menschen sah – o weh – wolt und könt Ihr den brauchen? aber wen kan man nicht brauchen? Die sich bey solchen Gelegenheiten vordrängen, sind nie die besten. – Ich kan Ihnen Forsters Betragen nicht genug rühmen – noch ist er bey keinem der Institute – er macht seinen bisherigen Gesinnungen Ehre, und wird vielleicht mit der Zeit den Ausschlag zu ihrem Vortheil geben.[1] Der Mittelstand wünscht freilich das Joch abzuschütteln – dem Bürger ist nicht wohl, wenn ers nicht auf dem Nacken fühlt. Wie weit hat er noch bis zu dem Grad von Kentniß und Selbstgefühl des geringsten sansculotte draußen im Lager. Der Erwerb stockt eine Weile, und das ist ihm alles – er regrettirt die sogenannten Herrschaften, so viel darunter sind, die in Concurs stehn und die Handwerker unbezahlt ließen. Aber nur eine Stimme ist über den Priester ‹Kurfürst› – er sieht gewiß sein schönes Mainz nicht wieder, wenn es auch, wies wahrlich sehr zweifelhaft ist, seine Thore dem Nachfolger öffnete. Custine bevestigt sich, und schwört den Schlüßel zu Deutschland nicht aus den Händen zu laßen, wenn ihn kein Friede zwingt. Kaum 4 Monat sinds, wie sich das Concert des puissances versammelte um Frankreichs Untergang zu beschließen hier – wo nun auf dem Comödienzettel steht: mit Erlaubniß des Bürgers Custine.

An F. L. W. Meyer 17. Dezember 1792

Daß Sie krank wären, fürchtete ich und sah es – Sie hätten sich sonst menschlicher bewiesen. Warum brechen Sie auch ein Bein – warum verderben Sie den Magen, wenn niemand in Ihrer Nähe ist, der Sie warten kan, der Ihre physischen Uebel linderte, und Ihren moralischen Gebrechen den Dolch aus den Händen wände, deßen Spitze sie gegen sich selbst zukehren. Das ist recht unsinnig schön gesagt, o sieh meine erhabnen Worte

[1] Forster trat am 5. November dem revolutionären Klub bei und hielt dort am 15. eine Rede über die dauernde Zugehörigkeit von Mainz zum neuen Frankreich.

nicht an, mein Thun wär drum nicht geringer. Zweifeln Sie, daß ich für Sie sorgen können möchte und treu sorgen würde? – Ich kenne Sie nicht genug? – Das kan seyn, aber wenn ich mich sehr irre, so ist das nicht zu Ihrem Vortheil. Wir wollen uns mit Wohlwollen und Achtung begnügen? – Meinetwegen, wenn ich sie nach meiner Weise empfinden darf – und ich biete Ihnen Troz, daß die Ihrigen nicht ein herabgestimmter Ausdruck seyn sollten, wie sie tausendmal ein heraufgeschrobner seyn mögen. Verstehn Sie das? Ich bin wohl heute nicht sehr deutlich – das wäre dann nicht Kraft des Beyspiels, sondern ein Vermächtniß – wie Sie am Ende dieses Briefs einsehn werden. Sie sind versöhnt, aber meine Etourderie wirkt doch nach. Meyer, ich will mich nicht dehmüthigen, will meinen Kopf nicht verläumden, allein es ist wahr, daß ich Etourderien begehn kan, die wie Dummheiten aussehn. Mein Verbrechen gegen Sie ist von der Art. Wenn mir dann die Augen aufgegangen sind, begreif ich mich nicht mehr. Sollte man denn das einem Weibe nicht aus vollem Herzen verzeihn können? Bruder, vergieb mir. Wer kan sagen, wie bald mein Haupt eine Kugel trift! Es würde Dich dann gereuen. Wenigstens bitt ich zum leztenmal – ich kan es nicht leiden, über Verdienst belohnt oder gestraft zu werden. – „Nach dem Frieden sprechen wir uns wieder", heist das, ich soll Ihnen nicht schreiben, so lange wir en état de guerre sind? So gehorch ich nicht – ich will schreiben – so wie ichs einrichte, können Sie keinen Nachtheil davon haben – und haben also Vortheil davon. Daß Sie uns en horreur haben, kont ich vermuthen. Wer giebt aber Dir Pillgrim im Jammerthale das Recht zu spotten? Sie sind unter jedem Himmelsstrich frey, unter keinem glücklich. Allein können Sie im Ernst darüber lachen, wenn der arme Bauer, der drey Tage von vieren für seine Herrschaften den Schweiß seines Angesichts vergießt, und es am Abend mit Unwillen trocknet, fühlt, ihm könte, ihm solte beßer seyn? Von diesem einfachen Gesichtspunkt gehn wir aus; der führt auf Abwege – Sie dürfen

deswegen aber nicht glauben, daß wir toll sind und andre Propheten hörten, als die wir immer gehört haben.

Therese ist nicht mehr hier. Sie ist mit den zwey Kindern nach Strasburg gegangen – warum – da fragen Sie mich nicht. Menschlichem Ansehn nach, ist es der falscheste Schritt, den sie je gethan hat, und der erste Schritt, den ich ohne Rückhalt misbillige. Sie, die über jeden Flüchtling mit Heftigkeit geschimpft hat, die sich für die Sache mit Feuereifer interreßirte, geht in einem Augenblick, wo jede Sicherheitsmaasregel Eindruck macht,[1] und die jämmerliche Unentschiedenheit der Menge vermehrt – wo sie ihn mit Geschäften überhäuft zurückläßt – obendrein beladen mit der Sorge für die Wirtschaft – zwey Haushaltungen ihn bestreiten läßt, zu der Zeit, wo alle Besoldungen zurückgehalten werden. Das fällt in die Augen. Er wollte auch nicht – ich weiß weder, welche geheime Gründe sie hat, noch welche sie ihm geltend machte – sie hats aber durchgesezt. Ich müste mich sehr irren, wenn nicht diesmal weniger verzeihliche Antriebe als leidenschaftliche sie bestimmten, vielleicht die Begierde nach Wechsel, und eine Rolle dort zu spielen, wie sies hier nicht konte. Viele vermuthen Trennungsplane – Sie und ich gewiß nicht. Würde sie so gerecht seyn? – Sie hören mich zum erstenmal so sprechen – weil ich zum erstenmal so denke – aber dies hat mich auch aufgebracht. Der Ausgang mag auch nicht zu ihrem Nachtheil ausschlagen – das kan mein Urtheil nicht ändern. Er ist der wunderbarste Mann – ich hab nie jemanden so geliebt, so bewundert und dann wieder so gering geschäzt. Er ging seinen politischen Weg durchaus allein und that wohl daran – Ihr Geist ist nicht für die Sphäre, mehr thätig als würkend darinn. Er geht mit einem Adel – einer Intelligenz – einer Bescheidenheit – einer Uneigennüzigkeit – wär es nur das! aber im Hinterhalt lauscht Schwäche, Bedürfniß ihres Beyfalls, elende Unterdrückung gerechter For-

[1] Die Preußen hatten am 2. Dezember das von Custine gleichfalls besetzte Frankfurt wieder genommen und bedrohten nunmehr Mainz.

derungen – auffahrendes Durchsezen geringeres. Er lebt von Attentionen und schmachtet nach Liebe, und kan diesen ewigen Kampf ertragen – und hat nicht die Stärke sich loszureißen, die man auch da, wo man Superiorität anerkennt, haben müßte, wenn es uns mit uns selbst entzweite. Entweder muß man in Einfalt des Herzens Vollkommenheit anbeten – oder die Festigkeit haben sich nie geringer zu achten, als selbst das, was wir über uns erkennen. Dieses Mannes unglückliche Empfänglichkeit, und ihr ungroßmüthiger Eigennuz verdammen ihn zu ewiger Qual. Ich habe wohl gedacht, ob man ihm die Augen öfnen könte – es versteht sich, daß ich nicht mittelbar noch unmittelbar dazu beitragen darf und werde – ich habe gefunden, man würde seine Liebe tödten können, aber seine Anhänglichkeit nicht. Spricht ihm das nicht sein Urtheil? Sie beschäftigt, sie amüsirt ihn – das kan ihm kein Wesen ersezen – darum ist sie einzig – sie reizt seine Eitelkeit, weil er sieht, daß sie auch andre beschäftigt, und daher nie erfährt, wie nachtheilig die Urtheile sind, die selbst diese von ihr fällen. Wer sie nicht mag, flieht sie – ein neuer Triumph! So hält sie ihn – geht hin, und nuzt seinen Nahmen, und führt ihn mit Stolz. Das ist nicht billig – ach und doch verdient ers. Guter Forster, geh und klag die Götter an.

Ich bleibe hier – man gewöhnt sich an alles, auch an die tägliche Aussicht einer Belagerung. Schreiben Sie mir durch Gotha – Sie könnens ja mit aller Sicherheit. Ich muß wißen, ob Sie gesund sind.

An Luise Gotter 24. Januar 1793

Liebe gute Louise – was seyn soll, schickt sich wohl! Du hast Dich schon freundlich zu dem erboten, warum ich Dich bitten wollte, mich in den ersten Tagen aufzunehmen, bis ich mich arrangirt habe – etwas das ich lieber selbst thun will, weil ich gefunden habe, daß man andern Mühe damit erspaart, und es sich am besten zu Dank macht. Also, bestes Weib – noch einmal unter Dein

Dach – wann, weiß ich noch nicht genau. Ich erwarte erst Nachricht aus Frankfurt, ob Huber mich nach Sachsen mitnehmen kan.[1] Dein Mann ist dort – wird er noch lange bleiben? Ich hätte Lust ihm zu schreiben, daß er mich von Mannheim abholen soll, aber er wird wohl seine Reisegesellschaft nicht verlaßen dürfen. Sag ihm zu seiner Beruhigung, daß ich den Mund nicht öfnen werde über Politika, sobald ich über die freye Gränze bin. Auguste, die leichtsinnige, die immer rosenfarbne Bilder von den Dingen, die da kommen sollen, vor sich her flattern läßt, und mit der Gegenwart beständig zufrieden ist, schreit vive la nation und erkundigt sich dazwischen nach Deinem kleinen Mädchen. Adieu, Liebe.

An Friedrich Wilhelm Gotter 18. März 1793

Vor wenig Tagen theilte ich der lieben Mutter Schlaeger meine Reiseanstalten mit – gleich darauf erhielt ich Ihren Brief, der mir die angenehme Aussicht eröfnet, von meinen Freunden nicht übel empfangen zu werden. Ich bedarf so sehr dieses Trostes, um mich von den hiesigen Gegenden zu trennen, daß ich Ihnen mit verdoppelter Wärme dafür danke. Wohl dem, dem ein solcher Zufluchtsort noch wird! Meine Reise hat viel Schwierigkeiten – allein ich hoffe sie dennoch auf dem gradesten Wege zu bestehn. Auf einen Wagen von Gotha aus steht ein großer Theil meiner Hofnung – sollte nicht die Frankfurter Meße dies Projeckt erleichtern? Wenn ich über Mannheim gehn wollte, so wär nichts leichter als einen Paß zu erhalten – ich möchte mir nur gern den Umweg erspaaren. Dazu wär ein Paß von Braunschweig nöthig gewesen – wir müßen nun schon andre Mittel versuchen, und ich erzähl Ihnen dann meine Abendtheuer. Meine Nahme ist

[1] Huber war in Mainz Forsters Hausgenosse gewesen. Im Sommer 1792 hatte er seine Verlobung mit Körners Schwägerin Dora Stock gelöst. Er war Thereses Freund; auf seinen Rat verließ sie Mainz; sie heirateten sich 1794.

Bergveste und Städtchen Königstein

proscribirt – das weiß ich – gut, daß ich nicht selbst den Fluch über ihn gebracht, denn ein Fluch ist nicht so ehrenvoll wie der andre.[1]

Königstein

An Friedrich Wihelm und Luise Gotter

19. April 1793

Ich danke Ihnen, lieber Gotter, für die Maasregel, sich an den Hrn. Coadjutor[2] zu wenden – es war das, warum ich Sie bitten wollte. Es ist doch das härteste, was einem Weibe begegnen kan, in eine so ernstliche Gefangenschaft zu gerathen – ehe sie das verdient, muß sie sich mehr wie Unbesonnenheiten der Denkart vorzuwerfen haben, und Hr. von Dalberg, der die Menschen kent, wird fühlen, daß diese sogar nicht von ihr, sondern von dem Einfluß ihrer Freunde abhangen – er kan nicht wollen, daß sie darum zu Grunde gerichtet werden soll, wie ichs durch eine lange Gefangenschaft unausbleiblich werden würde. Ich bin nicht Verbrecherin, weder mittelbar noch unmittelbar – aber allerdings hab ich Bekanten gehabt, die es sind, und die mich nun verdächtig machen. Ich hatte mich auf ewig von ihnen zu trennen geglaubt, und es

[1] Der Name Böhmer war durch den auf S. 75 genannten Schwager George kompromittiert; auch war sie als angebliche amie de Forster politisch verdächtig, sogar als maitresse de Custine wurde sie hingestellt – Vorwürfe, mit denen sie auch später in Gotha zu kämpfen hatte. (Ihre Verbindung mit dem jungen Crancé blieb wunderbarerweise verborgen.) – Auf der Reise wurde Caroline in Oppenheim angehalten und, da sie provozierend geantwortet haben soll, nach Frankfurt gebracht und hier verhört. Die gebotene Gelegenheit, rechtzeitig zu entweichen, soll sie nicht benutzt haben. So wurde sie mit Mainzer Klubbisten zusammen gefangen nach der Festung Königstein im Taunus überführt. Caroline selber berichtet darüber an Meyer am 15. Juni 1793. – [2] Karl Theodor v. Dalberg, kurmainzischer Koadjutor in Erfurt.

hat nie zwischen ihnen und mir eine solche Verbindung statt gefunden, von der ich mich nun als Märtyrerin betrachten könte.

Schrecklich ists, von der Dauer der Belagerung von Mainz abhangen zu sollen – und es heißt doch, daß man nicht eher förmlich untersuchen wird. Können nicht die Franzosen bey dem Mangel an auswärtigen Nachrichten rasend genug seyn, sich lange vertheidigen zu wollen?

An Friedrich Wilhelm Gotter 28. April 1793

Wie thätig ist Ihre Freundschaft, lieber Gotter – und wie sind alle Beweise derselben so erquickend für mich! Sie geben mir neues Leben in diesem einförmigen Aufenthalt, sie erwecken die Lust, selbst für mich zu arbeiten, die ich manchen Tag über verliere. Der Herr Coadjutor von Dalberg konte sich wohl noch nicht tiefer einlaßen. Hr. Hofrath von Mörs, der den Auftrag hatte, alle hiesigen Gefangnen vorläufig zu verhören, hat uns selbst eröfnet, was wir schon durch eingezogne Erkundigungen eines Freundes erfuhren, daß man uns als Geißeln betrachten will, wie Sie aus einliegenden Aufsaz näher sehn werden. Dies zeigt freylich an, in welchen geringen Grad man uns für strafbar hält – aber mir verschließt es allen Weg auf Hülfe, wenn man dabey bleibt. Ich habe also gegen ihn ganz abgelehnt, die dahin gehörigen Schritte zu thun. – Wenn Hr. von Humbold[1], an den von hieraus ein Bericht von unsrer Verhaftnehmung abgegangen ist, sich nicht in Erfurt befinden sollte, sondern vielleicht auf seinen Gütern bey Berlin, also nicht gleich dem Herrn Coadjutor dasjenige mittheilen könte, was uns helfen kan, so bitte ich Sie inständig, nuzen Sie diesen meinen Aufsaz bey dem Hrn. Coadjutor, solte es auch persönlich seyn müßen – er wird um so weniger Gottern zurück weisen – ergänzen Sie, was ich nur angedeutet habe, und Sie sicher ergänzen können. Hat aber Hr. von Humbold jenen Be-

[1] Wilhelm von Humboldt verwandte sich bei Dalberg und dem Kurfürsten von Mainz, auch gab er Ratschläge für andere Befreiungsversuche.

richt sogleich empfangen können, so ist Ihnen diese Mühe für mich erspaart, und dann schicken Sie die Einlage meiner Mutter zu.

An Muth fehlt es mir nie. – Meine Gesundheit leidet durch den Mangel an Bewegung sehr. Augustens Geburtstag ist heut – übers Jahr muß es doch beßer sein.

29 April. Die Unmöglichkeit, alles Detail bey meiner Vorstellung zu vermeiden, hält mich auch davon zurück, mich grade zu mit einer solchen an den Churfürsten zu wenden. Ein jeder kan sagen, ich bin unschuldig, es muß doch etwas dafür angeführt werden, und das erfordert Berührung kleiner Umstände, zumal in einem Fall wie der meinige. Wie die Verhältniße in der Nähe oft so ganz etwas anders sind, als sie in der Ferne scheinen. –

Verzeihn Sie das schlechte Papier – in der Gefangenschaft giebts nichts beßers.

Haben Sie nichts von Meyer in Berlin gehört?

An Friedrich Wilhelm Gotter 1. Mai 1793

Sie haben mehr Wahrheit gesagt, als Sie glaubten – daß mein Leben durch eine lange Gefangenschaft in Gefahr kömt – obgleich im andern Sinn – wie Sie auf jeden Fall von mir erfahren sollen. Theilen Sie dies niemand mit.

Schuldig bin ich übrigens gewiß nicht – ich theile den ausgezeichnet bittern Haß, den man auf Forster geworfen hat.[1] Man irrt sich in dem, was man über meine Verbindung mit ihm glaubt – um seinetwillen allein will man mich als Geißel betrachten. Wenn das helfen kan, so sprechen Sie von meinem Verhältniß mit einen Teutschen, der aber jezt zu entfernt ist, um mir helfen zu können.[2]

[1] Forster war im März als Deputierter nach Paris gereist und wirkte dort für eine dauernde Vereinigung der Rheinlande mit Frankreich. –
[2] Tatter war damals in Rom.

Noch hat sich nichts aufgeklärt. Wir sind von einer hiesigen Gerichtsperson verhört, über die Umstände der Abreise. Simon ist vor 3 Wochen oder 14 Tagen mit Reubel, dem Comißar der National Convention, beym König ⟨Friedrich Wilhelm II. von Preußen⟩ im Lager gewesen, um wegen Mainz zu unterhandeln. Man hat nicht einig werden können, und die Franken vertheidigen sich mit so viel Erfolg und Muth, daß die Stadt noch nicht einmal beschoßen werden kan – alles Canonenfeuer geht auf die Schanzen außerhalb, die von beyden Seiten unermüdet aufgeworfen und zerstört werden. Ich höre hier im Schloßgarten den Donner des Geschüzes, und nur ein etwas naher Berg entzieht mir den vollen Anblick des Schauplazes selbst. – Schrecklich ist bey der völligen Dunkelheit über unsre Sache diese langwierige Belagerung, deren Ende uns doch sicher befreyen würde, da wir jezt nicht wißen, *was* uns befreyen kan, so wenig als was uns hieher bringt.

Unser Loos wurde in so fern leichter, daß der Genuß der freyen Luft in diesem verwüsteten Stück Garten uns zu jeder Zeit zu Gebot stand, und der Commendant menschlich gesinnt war – aber es komt ein andrer und es ist nur zu wahrscheinlich, daß wir dadurch *jeden* Trost einbüßen. – War ich nicht schon unglücklich genug? – Muß ich nicht sogar fürchten, daß gehäßige Gerüchte meine hülfreichen Freunde von mir abwenden? daß sie an meinem Charakter irre werden, den wüthende Menschen, die nie mich persönlich kannten, darstellen, wie es ihr Gesichtskreis mit sich bringt?

Gotter, Sie wißen die Wahrheit – die Geschichte meines Aufenthalts in Mainz liegt vor Ihnen – so ist sie! Könt Ihr, die Ihr in jenem Zirkel mich liebtet, zweifeln – ich werde kein Wort weiter zu meiner Vertheidigung reden als dieses – könt Ihr zweifeln – nun so mag denn das die Hälfte des Tropfens seyn, von dem der Becher überfließt. – –

Ich sagte Ihnen in dem kurzen Blatt, wie *dringend* meine *nahe* Rettung für mich sey – Sie werden gethan haben, was

Sie konten. Ich versuche selbst alles, denn Mut und Thätigkeit soll mir nichts rauben.

Vielleicht erhalt ich noch etwas von Ihnen.

An Friedrich Wilhelm Gotter 16. Mai 1793

Vorgestern kam Ihr Brief und die Einlage von Humbold – der sich doch des hofmänniſchen Tons nicht enthalten kan – vielleicht weil er glaubte, sein Schreiben käme nicht ungesehn zu mir. Sie sehn, daß der Trost gering ist, den er giebt – und meine Lage wird täglich unleidlicher.

Die wahre Beschaffenheit der Dinge begreift Ihr alle nicht, wies scheint. Hier ist nur von willkührlichen Verfahren, von falschen Gerüchten die Rede. Geißel soll ich seyn darum: Mainzer Bürger sind ‹von den Franzosen› als Geißeln nach Strasburg geführt – man sucht sie frey zu machen, ehe Mainz übergeht, um nicht da etwa Verbrecher entwischen laßen zu müßen. Man will die Weiber schrecken, denen man genaue Verbindungen, wenn auch nicht avouirte, mit Franzősischen Bürgern zutraut. Mich soll Forster erlősen. – Das kan F. nicht, und ich werds nie von ihm fordern – denn wir stehn nicht in diesem Verhältniß.

Nachher wird man auf Chicanen zurückkommen – das nimt Zeit weg – und indeßen schmacht ich hier, in der nahen Abhängigkeit elender Menschen, denen jede Gefälligkeit mit Geld abgekauft werden muß. – Wir haben unsern braven Commendanten verlohren, und auf der Stelle die Wirkung davon empfunden.

Ich hoffe dennoch jezt auf eine günstige Wendung und nahe Befreyung. Hoff ich zu viel – so ists auch gut.

Es versteht sich, daß ich in keinem Verhőr fremde Dinge einmischen werde noch eingemischt habe. Glauben Sie mir, wir benehmen uns männlicher, wie unglückliche Weiber gewőhnlich thun. Meine Ideen über dies ganze Wesen sind ziemlich klar. – Könt ich nur ein zarteres Gefühl in mir betäuben, und über

die Entweihung meines Nahmens hinweg gehn! Hätt ich die Rolle gespielt, die man mir schuld giebt, so würd ich dazu vermuthlich Stirn genug haben.

Meyer wird mich seit diesem Abendtheuer detestiren – er hätte recht, wenn ich mirs zugezogen hätte. – Von Schillers Freund ⟨Huber⟩ hab ich Briefe und schrieb an ihn. Adieu, lieber Gotter und Louise.

(Nachschrift): Lieber Gotter – sie sagen, man wolle mich auf Bedingungen frey geben, das ist also vermuthlich Caution, eine hübsche Freyheit hab ich da zu erwarten – jezt an eisernen, dann an goldnen Ketten. Noch weiß ich nichts officielles.

Expediren Sie doch die Briefe. Man muß nun in Frankreich um mein Schicksaal wißen – im Moniteur steht ja, qu'on a mené à la forteresse de K. la veuve Böh. amie du Citoyen Forster. – Das ist tröstlich, ich bin seine Freundinn, aber nicht im französischen Sinn des Worts.

Kronberg

An Friedrich Wilhelm Gotter 15. Juni 1793

Dies ist späte Antwort, aber es ist eine. – Seit 3 Wochen hab ich das Bett wenig verlaßen können, denn der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach. Ihr habt mir derweile erzkomisch gedünkt – Louise bildet sich ein, wenn ihr Herzogthum alle seine Canonen abfeuert, so käm es doch wohl einer Mainzer salve gleich, und Sie fertigen mich Gefangne, Bedrängte, Gemishandelte mit einer Galanterie ab! Schöne Werke des Geistes und der Hände! Ja Memoriale, Suppliken und Strümpfe und Hemder für mein Kind! Gehen Sie hin, lieber Gotter, und sehn Sie den schrecklichen Aufenthalt, den ich gestern verlaßen habe – athmen Sie die schneidende Luft ein, die dort herscht – laßen Sie sich von den, durch die schädlichsten Dünste

verpesteten Zugwind durchwehn – sehn Sie die traurigen Gestalten, die Stundenweis in das Freye getrieben werden, um das Ungeziefer abzuschütteln, vor dem Sie dann Mühe haben sich selbst zu hüten – denken Sie sich in einem Zimmer mit 7 andern Menschen, ohne einen Augenblick von Ruhe und Stille, und genöthigt, sich stündlich mit der Reinigung deßen, was Sie umgiebt, zu beschäftigen, damit Sie im Staube nicht vergehn – und dann ein Herz voll der tiefsten Indignation gegen die gepriesne Gerechtigkeit, die mit jeden Tage durch die Klagen Unglücklicher vermehrt wird, welche ohne Untersuchung dort schmachten, wie sie von ohngefähr aufgegriffen wurden – muß ich nicht über Euch lachen? Sie scheinen den Aufenthalt in Königstein für einen kühlen Sommertraum zu nehmen, und ich habe Tage da gelebt, wo die Schrecken und Angst und Beschwerden eines einzigen hinreichen würden, ein lebhaftes Gemüth zur Raserey zu bringen. Und doch war das Ungemach der Gegenwart nichts gegen die übrigen Folgen meines barbarischen Verhaftes.

Meine Gesundheit ist sehr geschwächt – aber wahrlich die innre Heiterkeit meiner Seele so wenig, daß ich heute den Muth habe mich in einem eignen Zimmer, wo es Stühle giebt (seit dem 8ten Aprill sah ich nur hohe hölzerne Bänke), und an einem Orte, wo ich keine Gefangenwärter und Wache mehr zu sehn brauche, glücklich zu fühlen, so heftig mein Kopf schmerzt und ein unaufhörlicher Husten, der ganz anhaltend geworden ist, mich plagt.

Sie werden vielleicht schon erfahren haben, daß der Churfürst (auf sehr dringende Vorstellungen hin, die ihr Gewicht haben konten) uns die Wahl zwischen zwey kleinen Städtchen ließ, um dort Orts Arrest ohne Bewachung zu haben. Wir wählten dieses Städtchen, das nur eine Stunde von Königstein und 2 von Frankfurt liegt.

Der Gesichtspunkt, uns als Geißeln zu behandeln, ist fest gefaßt, und von persönlicher Schuld nicht die Rede. Wir haben

uns endlich an unsre Regierung gewandt und ihren Schutz begehrt, auch an den König von Preußen. – Diese bedingte Freyheit kan mir nicht genügen – ich muß vom Schauplaz abtreten können. Ist diese Erleichterung, die das wenigste ist, was man thun konte, wenn Königstein nicht mein Grab werden sollte, Befreyung? Wer giebt mir Ersaz für diese schrecklichen Monate, für öffentliche Beschimpfungen, die ich nie verdienen konte, für den Verlust meiner liebsten Hofnungen? – Sie sprechen von Formalitäten, die sezen Anklage, Vertheidigung, Untersuchung voraus – wo fand dergleichen Statt? Räuberformalitäten übt man an uns – und Sie thun nicht wohl im deutschen Eifer einer Nation ausschließend das Räuberhandwerk zuzueignen. Mir müßen Sie es wenigstens nicht sagen, die ich 160 Gefangne sah, welche durch deutsche Hände gingen, geplündert, bis auf den Tod geprügelt worden waren, und ohngeachtet die wenigsten von ihnen den Franken wirklich angehangen hatten, jezt der deutschen Grosmuth fluchen musten. Königstein bildet eifrige Freyheitssöhne – alles, was sich noch von Kraft in diesen Armen regt, lehnt sich gegen dies Verfahren auf. Ich kan es begreifen, daß man scharf straft, aber daß ganz Unschuldige ohne alles Verhör so lange jammern müßen, da die Mainzer Regierung M. nicht wieder einzunehmen, sondern Muße genug für die Uebung der Gerechtigkeit hat – das ist unverantwortlich und sehr unpolitisch.

Verzeihen Sie meine Lebhaftigkeit um so eher, lieber G., da sie Eurer Freundschaft kein unwillkomner Beweis seyn muß, daß die Härte des Schicksaals mich nicht in den Staub gedrückt hat.

Ich lache die Großen aus, und verachte sie, wenn ich tief vor ihnen supplicire, aber ich bin wahrhaftig nur eine gute Frau, und keine Heldin. Ein Stück meines Lebens gäb ich jezt darum, wenn ich nicht auf immer, wenigstens in Deutschland, aus der weiblichen Sphäre der Unbekantheit gerißen wäre.

Im März haben Sie meiner noch gedacht und mir etwas alte Tugend zugetraut – ob Sie gleich viel Albernheit bey mir vermutheten. Wie es jezt mit Ihrer Meinung steht, weiß ich nicht. Ich schrieb Gotter lezthin: „Wenn Meyer hört, was mir wiederfahren ist, so wird er mich detestiren, und er hätte recht, wenn ich es mir wirklich zugezogen haben könte."

Wie viel hätte ich Ihnen zu sagen, wodurch Sie freylich um nichts weiser werden würden, wenn Sies wüsten, denn Menschen Thorheit und Schlechtigkeit und die wunderbaren Verkettungen unvermeidlicher Zufälle kennen Sie lange. – Ich habe zwey schreckliche Monate durchlebt – meine Gesundheit hat sehr ernstlich gelitten – aber gieb mir morgen Ruhe und Verborgenheit, so vergeße ich alles und bin wieder glücklich.

Seit Jänner war ich fest entschloßen Mainz zu verlaßen und nach Gotha zu gehn – auch Sie schloß ich mit in meine Rechnung – in Gotha hofft ich Sie zu sehn. Theilnahme an Forster, der eben um die Zeit erfahren sollte, daß Therese die halbe Gerechtigkeit üben wollte, sich von ihm zu trennen, hielt mich in M. Gänzliche Unbekantheit mit allem, was außerhalb Mainz vorfiel, ließ mich diese Verzögerung als eine gleichgültige Sache betrachten, und mich selbst hielt ich für völlig unbedeutend bey meiner Art zu leben, die durch keine einzige öffentliche Handlung, kein Zeichen des Beyfalls oder eine solche Absurdität, wie Sie nahmhaft machen (sich Mährchen aufbinden zu laßen, dem Schicksaal scheint kein Mann entgehn zu können), unterbrochen oder befleckt wurde. Einer Gemeinschaft mit meinem tollen Schwager, der nie meine Wohnung betreten hat, macht ich mich nicht schuldig. Allein meine Verbindung mit Forster in Abwesenheit seiner Frau, die eigentlich nur das Amt einer moralischen Krankenwärterin zum Grunde hatte, konte von der sittlichen und politischen Seite allerdings ein verdächtiges Licht auf mich werfen, um das ich mich zu wenig bekümmerte, weil ich selten frage, wie kan das andern erscheinen? wenn ich vor

mir selbst unbefangen oder gerechtfertigt dastehe. – Der Himmel weis, welche treue Sorge ich für F. trug. Ich wuste nichts von Theresens Planen – Ende Dec. schrieb sie mir: Lieb und pflege F. und denke vor dem Frühling nicht an Aenderung des Aufenthalts, bis dahin läßt sich viel hübsches thun. Das war der einzige und lezte Brief seit ihrer Abreise – seit dem keine Silbe. Ich errieth indeßen ihre Absicht, und sah, wie vielmehr F. bey jeder Verzögerung leiden würde, da er nichts zu ahnden schien – darum schrieb ich im Jänner an Huber, worauf er mir antwortet: „Sie sind gut und brav mir so entgegen zu kommen, und ich danke Ihnen, daß Sie mir noch fühlbarer machten, daß ein Aufschub unedel sey". Hierauf folgte auch bald ein Brief von ihm an George, deßen Ueberbringerin ich seyn muste. – Therese schrieb zu gleicher Zeit – und die Sache ward ausgemacht, daß Huber Th. und Claren haben und George das älteste Kind behalten sollte. Forsters Stimmung war so schwankend, daß es alle unermüdliche Geduld weiblicher schwesterlicher Freundschaft erforderte ihn zu ertragen, allein Du, der Du alle seine anziehenden Eigenschaften kenst, wirst es leicht begreifen, wie sie eben in der Verbindung mit mitleidenswürdiger Schwäche mich zur allerfreywilligsten uneigennüzigsten Ausdauer bewegten. Hier sind ein paar Zettel von ihm, die ich Sie aufzuheben bitte – es sind die einzigen, die ich noch habe, ich zernichtete alles, was von seiner Hand war, und mag auch diese nicht mehr bey mir führen. In der Mitte des Febr. ging er aufs Land und blieb 3 Wochen aus – ich war indeß so krank an Gicht Anfällen, daß ich zu Bett lag, und nicht reisen konte. – Bis zu Ende März litt ich bald mehr bald weniger so schmerzhaft, daß ich eine Reise noch am 26sten für unmöglich hielt und in Todesangst da lag. Am 24. ging George nach Paris, und ich trennte mich auf immer von ihm. Endlich mach ich mich am 30sten auf den Weg, um über Mannheim nach Gotha zu gehn, wo Gotter schon seit langer Zeit mein Absteigequartier bereitet hatte. Wir musten umkehren,

weil die Preußen schon das Land im Besiz hatten – wir vertrauen uns einem Mann an, um nun grade zu nach Frankfurt zu reisen, der einer von den Leuten ist, die im Geruch der Rechtschaffenheit stehn, aber aus Furchtsamkeit aller möglichen Schurkenstreiche fähig sind – das war dumm, da ich ihn bey dieser Gelegenheit zum erstenmal sah – aber wie kont ich an Verrath denken, da mirs nicht einfiel, mich für verdächtig zu halten? Sobald man uns auf unsre ominösen Nahmen hin anhält, überliefert uns dieser Mensch, um seine Loyalität zu retten – immer ohne Ahndung des schrecklichen Ausgangs bleiben wir 3 Tage in Frankfurt und halten heilig den auferlegten Stadtarrest, indem er ins Hauptquartier geht, auf welche Expedition erst Bewachung im Hause, und dann ein Transport nach Königstein folgt. Ich erzähle Dir nur kurz, ohne die Empfindungen zu schildern, in die Du Dich noch wirst versezen können, so hartherzig Du seyn magst. Ich bin ja niemals eine unnatürliche Heldin, nur immer ein Weib gewesen – ohne zu erliegen fühlt ich *alles* – weich machte mich nur der Anblick meines Kindes. Nach meinem Verhaft von mehreren Wochen erfahren wir, daß man uns als Geißeln gegen Mainzer nüzen will, die nach Frankreich geführt wurden – man erwartete, wir würden in der Verzweiflung alles thun, um eine Auswechslung zu bewürken, und sie durch Forster zu stand bringen können. Wir haben uns bis diesen Augenblick standhaft dagegen gesezt, und der Schritt wär auch nothwendig fruchtlos – häufige und dringende Verwendungen habens endlich dahin gebracht, daß man uns hier Orts Arrest gegeben hat, statt des ungesunden, fürchterlichen, unverdienten Gefängnißes in Königstein – Wie man diese Sache zu endigen denkt, weiß ich nicht – wir haben uns jezt an unsre Regierung gewandt – was ich da erlangen kan, ist wenigstens der Beweis nicht als Geißel dienen zu können – dann kan man mich noch mit falschen Anzeigen chikaniren – hätte man mit Untersuchung angefangen, so könt ich schon ganz erlößt seyn – allein man hat vorher gestraft – um

eine Erbittrung zu befriedigen, die ich mit Forster theilen muß — wenn etwa nichts zu erweisen wär. Noch hab ich kein Faktum erfahren, daß man mir schuld giebt, nichts wie allgemeine schändliche und absurde Gerüchte.

Mir kan nicht genügen an dieser bedingten Freyheit — ich muß bald vom Schauplaz abtreten können, wenn ich nicht zu Grund gehen soll. Wolte Gott, Sie wären in der Nähe, und ich könte Sie sprechen. — Ueber meine Schuld und Unschuld kan ich Ihnen nur das sagen, daß ich seit dem Jänner für alles politische Interreße taub und todt war — im Anfang schwärmte ich herzlich, und Forsters Meinung zog natürlich die meine mit sich fort — aber nie bin ich öffentliche noch geheime Proselytenmacherin gewesen, und in meinem Leben nicht aristokratisch zurückhaltender in meinem Umgang, als bey dieser demokratischen Zeit. Von allem, deßen man mich beschuldigt, ist nichts wahr. Bey der strengsten Untersuchung kan nur eine Unvorsichtigkeit gegen mich zeugen, von der ich noch nicht in Erfahrung bringen konte, ob man sie weiß, und die grade nur Mangel an Klugheit ist.[1]

Du mußt mir auf mein Wort glauben — es ist sehr möglich, daß es das lezte ist, was ich zu Dir rede.

Huber schreibt mir noch, von Therese kein Zeichen des Lebens und der Theilnahme. Ich verachte es, jemand mein Unglück schuld zu geben, — sonst könt ich fragen — wer hat mich nach Mainz gelockt? warum blieb ich dort? — Ich denke an Therese nicht. Forster schrieb ich — er konte vielleicht noch nicht antworten. Aber mögen sie doch alle sich nur mit sich beschäftigen.

Meine Existenz in Deutschland ist hin. Es gibt keinen Mann, von dem ich noch abhängig wär, oder ihn genug liebte um ihn

[1] Ihre Hingabe an den neunzehnjährigen französischen Leutnant Dubois-Crancé; in Königstein entdeckte sie, daß sie sich Mutter fühlen mußte. Darauf spielt sie im Brief an Gotter (1. Mai) an. Für den Fall, daß eine lange Dauer der Gefangenschaft ihren Zustand ans Licht zu bringen drohte, hatte sie sich Gift verschafft.

schonen zu wollen. Tatter hätte mich durch etwas mehr männlichen Muth und ein entscheidendes Wort retten können – der einzige Mann, deßen Schuz ich je begehrte, versagte ihn mir. Meine sehr entschiedne instinktmäßige Neigung zur Unabhängigkeit ließ mirs nie zu, meine Gewalt über irgend einen andern nuzen zu wollen. Tatter wird sich quälen – warum konte er nur das für mich? Er wolte nicht glücklich seyn – und für mich verfloß die Zeit auch, wo Entbehrung Genuß ist. Hätte Tatter im December, wie ich ihm ängstlich über meine Zukunft schrieb, gesagt – verlaße Mainz, so hätt ich ihm gehorcht – statt deßen heißts – ich bin in Verzweiflung nichts für Dich thun zu können. Meine Geduld brach, mein Herz wurde frey, und in dieser Lage, bey solcher Bestimmungslosigkeit meinte ich nichts Beßers thun zu können, als einem Freund trübe Stunden erleichtern, und mich übrigens zu zerstreun. – Seit dem Jan. hab ich Tatter nicht geschrieben und werde es auch nicht wieder – außer in einem Fall.

Ich bin nun isolirt in der Welt, aber noch Mutter, und als solche will ich mich zu erhalten und zu retten suchen. Was mich beunruhigt und zuweilen die Frölichkeit meines Muthes schwächt, ist der Zustand meiner Gesundheit.

Von meiner Zukunft muß ich schweigen, weil ich nicht alles, was die Gegenwart betrift, dem Papier anvertraun kan. Schreiben Sie mir sogleich, wie lange Sie noch in Berlin bleiben. Sie können sich darauf verlaßen, daß Sies mit Sicherheit dürfen, und mir liegt an der Antwort.

Lebe wohl. Was Du von mir hören magst, jezt da ich einem gehäßigen Publikum schmälich überantwortet bin – und was für Entschlüße ich ergreifen möge – denk, ich sey dieselbe Frau geblieben, die Du immer in mir kanteſt, geschaffen um nicht über die Gränzen stiller Häuslichkeit hinweg zu gehn, aber durch ein unbegreifliches Schicksaal aus meiner Sphäre gerißen, ohne die Tugenden derselben eingebüßt zu haben, ohne Abendtheurerin geworden zu seyn. Nochmals lebe wohl.

Ich habe hier das Zimmer noch nicht verlaßen, aber einen Arzt bekommen, woher ich ihn nicht vermuthete. Mein jüngster Bruder ⟨Philipp⟩ eilte auf die Nachricht meiner unglücklichen Lage aus Italien herbey, um mir beyzustehn. Er ist in Frankfurt sehr thätig.

Diese Nacht habe ich den Wiederschein der Flammen von Mainz gesehn – ich habe keine Ruhe mehr – der Laut des Geschüzes macht hier die Fenster zittern, ob Mainz gleich 3 starke Meilen davon ist. O dies unaussprechliche Elend!

An Friedrich Wilhelm Gotter Frankfurt, 13. Juli 1793.

Meine theuren lieben Freunde – ich bin frey durch die unabläßigen und edlen Bemühungen meines jüngsten Bruders – vielleicht wißt Ihr es schon, wenn dies zu Euch komt, aber heiße Dankbarkeit für solche Theilnahme, wie ich bey Euch fand, heißt mich den ersten Augenblick eines wiedergegebnen Lebens Euch widmen. Ohne alle Bedingungen, ohne ein Wort von Untersuchung mußte man mich entlaßen. Philipp schickte dem König eine gut unterstüzte Bittschrift in seinen Nahmen – der mainzische ⟨kurfürstliche⟩ Minister Albini hatte behauptet, nur von dieser Seite würde meine Befreyung verzögert. Aber es zeigte sich wohl anders – ja die Mainzer hatten schon einmal eine Untersuchung von dorther gehindert, und fest bey der Idee beharrt, als Geißel mich zu nüzen und zu quälen. Friedrich Wilhelm hatte bis dahin geglaubt, ich sey ⟨George⟩ Böhmers Frau – er gewann Interreße, und sezte es troz aller Wiedersezlichkeiten der Mainzer Minister, die sich dem Guckguck ergeben wollten, durch drey auf einander folgende Briefe an seinen Commendanten zu Frankfurt durch. Hier sind die Rescripte – wo doch wahrlich im preußischen gütiger ⟨Sinn⟩ und im andern bonne tournure à mauvais jeu sichtbar ist. – Was mir süß ist, ist dies alles dem braven Bruder zu verdanken, und vielleicht in dieser guten That Belohnung für ihn aufblühn zu sehn.

Sein Betragen gegen eine unglückliche Schwester hat ihm ⟨dem König⟩ so wohl gefallen, daß etwas für seine Beförderung im preußischen zu hoffen steht – er hat in der Dankschrift seine freywilligen Dienste in den Hospitälern der Armee angeboten.

Du erwarteſt nun, meine liebe liebe Louiſe, Deine unglückliche Freundinn wieder aufheitern zu können – Du erwarteſt mich in Deinen Armen – aber das iſt nicht möglich. Ich konte die lezte Zeit nicht viel ſchreiben – die Verhandlungen, die mich an dies Ziel brachten, ſind Dir alſo unbekant geblieben, und noch läßt ſich nicht alles entwickeln – aber der dringende Rath ſolcher, denen ich hiebey viel zu danken habe, iſt, bis alles, was Mainz betrift, geendigt ſeyn wird, mich verborgen, unter fremden Nahmen aufzuhalten, obgleich im Preußiſchen. Mein Bruder fordert, daß ich in der nächſten Stunde gehe – ich muß alſo – ich darf Gotha nicht berühren, und ich brannte vor Begierde euch wenigſtens auf kurze Zeit zu ſehn – denn Erholung in tiefer Stille hat meine Geſundheit und meine Seele nöthig, und in ſo fern iſt mir jenes Muß lieb. Ich ſchreibe bald wieder. Sprecht nicht von mir – laßt niemand rathen, in welcher Gegend der Welt ich ſeyn könte, – ja, nicht einmal, daß ich verborgen ſeyn will. Vors erſte heißt es nun, daß ich darüber mit meinen Verwandten erſt zu Rath gehe, Gott ſegne Euch.

Lieber Gotter – ich danke Ihnen jezt noch einmal wörtlich, wie ich im Stillen Ihnen lebenslang für Ihre Freundſchaft danken werde.

An F. L. W. Meyer Leipzig, 30. Juli 1793

Sie wißen nicht, welch eine Wirkung Ihr Brief vom 26. Juli auf mich haben muſte, vielleicht ahnden Sie es um etwas deutlicher ſeit meinem lezten. Ihr Rath raubt mir die einzige Zuflucht, die ich mir beſtimt dachte. Ich habe mich gehütet Ihnen in der erſten Stunde zu antworten, nicht als wäre eine unwillige Bewegung gegen Sie in mir geweſen – aber ich fürch-

tete mich meiner ganzen Bestürzung zu überlaßen und Sie damit zu bestürmen. Ich will ruhig seyn, so viel ich vermag — bedenken Sie nur, daß ich von allen Seiten angegriffen bin, von denen ein Weib leiden kan. Von einer Kleinigkeit, von einer Thorheit, über die ein Mann, der die Welt kent, die Achseln zuckt, ist hier nicht die Rede — so wenig wie von einer unedlen herabwürdigenden That — sondern von einem Unglück, über welches ich mir in einer Rücksicht bittre Vorwürfe zu machen habe, das ich aber zu sehr büße, als daß fremde mich rühren könten. Von Ihnen erwartete ich, daß Sie es ansehn würden, wie ich selbst, da ich mich nicht mit Entschuldigungen verzärtele, allein der Rettung werth halte. — Ich habe vergeßen, was ich meinem Kinde schuldig war — ich habe in einer gespannten Lage meines Gemüths aus leichtsinniger Kühnheit mich hingegeben, und die Folgen rächen sich in dem Nahmen, gegen den ich sündigte. Jezt übersehn Sie die Leiden der vergangnen Monate. Als ich Mainz verließ, war ich unbekant mit meiner Lage, und entdeckte sie in — ⟨Königstein⟩, damals kont ich doch noch mehr Muth haben wie jezt — ich hatte mir eine bestimmte Zeit gesezt; wurde ich innerhalb dieser nicht gerettet, so hätte ich zu leben aufgehört, denn meinem armen Kinde war es ja beßer ganz Waise zu seyn, als eine entehrte Mutter zu haben. Die Mittel dazu waren durch die Hülfe eines Freundes[1], den ich von der Nothwendigkeit überzeugt hatte, in meinen Händen — sie sollten mir nur im äußersten Fall dienen — ich würde also erst Flucht versucht haben — um mir im Leben oder im Sterben beyzustehn kam er zu mir — wenig Tage nachher wurde ich frey, und er begleitete mich hierher. Weiter kont er nicht weil sein Dienst ihn zurück forderte — ich wollte nicht jenes Land zu meinem Zufluchtsort wählen, weil mich die Theurung und das Clima schreckten. In Berlin dachte ich Hülfe jeder Art, Geheimniß und einen Mann zu finden, deßen Kopf

[1] August Wilhelm Schlegel, damals Hauslehrer in Amsterdam. Caroline hatte ihn schon in den Mainzer Freiheitstagen nach Mainz gewünscht.

A. W. Schlegel

den meinigen in Zeiten beschäftigt hätte, wo ich mich nicht mit ihm allein trauen kan – einen Mann, auf deßen menschliches Gefühl und Rechtschaffenheit ich rechnen konte. Zugleich hätte dieser Aufenthalt meinen Verwandten mehr Beruhigung wie einer außerhalb Deutschland gewährt, und an politischem Schuz zweifelte ich nicht – oder glaubte vielmehr daran nicht weiter denken zu dürfen, weil der König sich meiner bestimmt angenommen hat, weil Menschen, auf deren Wort er es that, mir den Rath gaben, am ersten nach Berlin zu gehen, weil, wenn ich auf meinem Namen da erscheinen wollte, ich die schüzendsten Empfelungsschreiben hätte bekommen können, weil mein Bruder als freywilliger Arzt in preußischen Diensten steht, und hoffentlich ordentlich angesezt wird – und endlich der Paß des Commendanten in Frankfurt mich vors erste auch in Berlin sicher stellen muste. Ich muß Ihnen sagen, dürfte ich meinen Nahmen führen, so würden mich alle diese Umstände noch gegen Ihren Rath bestimmen, dem ich jezt wohl folgen muß, wenn Sie dabey beharren. Vielleicht ändert sich aber Ihre Ansicht, ich will Ihre Antwort hier abwarten. – Ist denn Berlin nicht groß genug um ein Weib zu verbergen? Ich will von der Idee abgehn auf dem Lande zu seyn. – Läßt sich denn nicht ein Zimmer haben, wo sich eine Frau mit einem Kinde einmiethet, etwas Aufwartung von den Leuten im Haus hat, und übrigens unbemerkt wie tausend andre existirt! Was man von mir sähe, würde keinen Verdacht gegen mich erregen, und mein Ansehn auch nicht. Außer Ihnen besuchte mich niemand – das geschähe nicht täglich – und möchte man davon denken, was man wollte. Für das weitere hätte ich nun Nachrichten von Ihnen gehoft. Gäb es Anstalten, so gut, wie die in Göttingen jezt ist, so hätte ich diese genüzt, und vorher dafür gesorgt, das arme Geschöpf gleich bey einer guten Bauerfrau unterbringen zu können. Wenn meine zerrüttete Gesundheit unterlag, so brachten Sie Augusten nach Gotha, und richteten meine übrigen Aufträge aus. Wenn ich es überlebte, so verließ ich dann Berlin um dahin zu gehn,

wohin ich anfangs wollte – denn indeſſen waren alle Verhandlungen ⟨Lücke: Witwenpenſion??⟩ betreffend vermuthlich geendigt, und ich brauchte mich um meiner Sicherheit wegen nicht weiter zu verbergen, wie ich es jezt glauben mache, und als Vorwand die einzige Unvorſichtigkeit, die ich wirklich in politiſchem Betracht beging, angegeben habe. Was hab ich zu thun, wenn das alles fehlſchlägt? Gotter kent mich – er iſt diskrett – ich habe ſeine und ſeiner ganzen Familie Theilnehmung in einem Grade, die meine herzlichſte Dankbarkeit auffordert, aber kan ich mich ihm ganz vertraun? Er rieht mir hier den Aufenthalt auf dem Lande ab, denn in der Nähe dieſer Stadt iſt das Land im Sommer ärger wie die Stadt – man erregt dort mehr Neugierde. – Bis zur Meße, noch zwei Monat, kan ich in dieſem Haus nicht bleiben[1] – man müſte mich längſt entdeckt haben, wenn man mich je vorher geſehn hätte. Bleiben Sie dabey mir Berlin zu misrathen, ſo muß ich darauf dringen, daß Göſchen mir auf dem Lande einen Aufenthalt verſchaft – ich muß ihm etwa daßelbe ſagn, was ich meiner Mutter vorwandte, und Sie holen mich dann nach Erledigung Ihres Engagemens ab, um, wo wirs dann für gut finden, bis zu Ende Nov. oder Anfang Dec. zu bleiben. Sie ſehn, daß ich kein Mistrauen gegen Sie gefaßt habe, und thaten Unrecht ſich ſo ſtark dagegen zu verwahren. Die Ueberzeugung hab ich einmal, daß Sie ein ehrlicher Mann ſind, der eine ernſte Sache ernſt behandeln kan. Es kan ſeyn, daß ich daßelbe Zutraun hätte, wenn Sie es auch weniger verdienten, denn Argwohn kan mein Talent nicht ſeyn, ſo lange ich aus der Erfahrung meines Herzens weiß, daß Redlichkeit eine mögliche Sache iſt. Soll ich jederman für weniger gut halten wie mich ſelbſt? – Ich zweifle nicht daran, daß Sie einen kleinen Embarras überwinden werden um mir zu helfen. Mehr fordre ich nicht – es könte mir nicht einfallen, das Opfer eines gegebenen Worts zu begehren, und ich würde mich

[1] Schlegel hatte Caroline im Juli zum Verleger Göſchen nach Leipzig gebracht.

überhaupt scheuen Ihnen irgend etwas zu verdanken, wenn Sie mir das mindeste zu verdanken haben könten. Vielleicht ist es diese Denkart, diese unauslöschlich nothwendige Handelsweise, die in diesem Augenblick mich alles Schuzes beraubt. Mag es seyn! – Wie ich, von jederman verlaßen, mir allein nicht einmal die Möglichkeit zu sterben hätte verschaffen können, vertraute ich mich einem Mann ⟨Schlegel⟩, den ich von mir gestoßen, aufgeopfert, gekränkt, dem ich keinen Lohn mehr bieten konte, wie es wohl in der Natur meines Vertrauens lag – und er betrog mich nicht. Das sanftere Gefühl, das seine gränzenlos edle Güte in mir wieder aufweckte, ließ mich für die Hofnung aufleben, die Prüfungen, die ich nun nicht mehr gewaltsam endigen kan – dazu ists zu spät – würden erträglich vorübergehn. Daß aber mein Muth nicht dadurch erstickt ist, fühl ich heute, wo ich von neuem wahrnehme, daß die Vernachläßigung einer heiligen Pflicht jeden meiner Schritte mit Mühseeligkeit bezeichnen wird. Ich zürne nicht mit Ihnen – ich verzweifle nicht. Sie werden thun was Sie können – Können Sie nichts, so wird die Hülflosigkeit selbst Rettungsmittel werden.

Lucka

An F. L. W. Meyer 15. August 1793

Es muste mir sehr erwünscht seyn, meinen Entschluß gefaßt und schon seit 8 Tagen ausgeführt zu haben, da ich vorgestern Ihren Brief erhielt. Ich sah ebenfalls ein, daß Göschen so viel wuste, und er und seine Frau so viel errathen konten, daß es sichrer war, mich ihnen zu vertraun. Sie sind mir so thätig und herzlich entgegengekommen, daß ich mich sehr irren müßte, wenn ich ihnen nicht zulezt wie zuerst zu danken hätte. Göschen scheint so redlich, wie er diensteifrig ist, und sie ist gewiß ein gutes, aus Güte wirkendes Weib. Ich bin durch seine Vermittlung in einem kleinen Grabesstillen Landstädtchen 3 Meilen von

Leipzig im Altenburgischen gelegen, im Hause eines ältlichen unverheyratheten kränklichen Arztes, der in dem Fach, worin ich ihn brauche, geschickt seyn soll, und mehrmals Kranke bey sich beherbergt. Göschen kante den Mann vorher nicht — er gab mich für seine Stiefschwester, Verwandte zu versöhnen, der Mann noch nicht im Stande eine Heyrath zu erklären u. s. w. Ich überließ ihm die Fabel. Ihre Rathschläge sind so vortreflich und so vernünftig, daß ich sie befolgt haben würde, wenns nicht zu spät gewesen wär, und ich überhaupt anders als in einen Anfall von Muthwillen Lügen an den Mann zu bringen wüßte. Ich habe nichts gesagt, als es müste jezt Geheimniß bleiben, weil ich mich mit meiner Familie entzweyen, sie betrüben, weil die Welt in der Stimmung, in welche sie meine Gefangenhaltung versezt, die Wahrheit selbst nicht gelten laßen und ich eine Pension verlieren würde, die ich noch nicht aufgeben könte. Das ist denn auch sehr wahr. Göschens rathen vielleicht auf jemand, vermuthen vielleicht eine heimliche oder doch zukünftige Ehe — allein ohne mein Zuthun.

Für mein Kind ist gesorgt, wenn ich selbst nicht sollte sorgen können. Der Vater lebt, und verlangt es, aber wenn ich irgend vermag, so soll es mein bleiben. Ich habe nie geglaubt, daß Auguste durch das, was es ihr entziehn könte, verlieren würde — nur die Überzeugung hatte ich, daß die Schande, der Scandal sogar, der in der Lage, worin ich mich befand, eine Entdeckung begleiten mußte, dem Schicksaal des achtjährigen Mädchens eine nachtheilige Wendung geben, und alles, was fern und nahe theil an mir nahm, unvergeßlich bitter kränken mußte. Darum kont ich den Gedanken faßen, den ich selbst für eben so abscheulich als nothwendig innerhalb der Mauren hielt, die mich umschloßen. Ich fühle ganz, wie wenig Sie von mir wißen, wenn Sie mit einer harten Bemerkung eine Schwärmerey niederschlagen zu müßen glauben, die mir meinen Kopf und mein Herz verächtlich machen würden, wenn sie ihrer fähig wären. Meine Pflichten kenne ich, und ich hoffe, ich übe sie jezt

Caroline Rehberg: Friedrich Schlegel

in ihrem ganzen Umfang, indem ich gut zu machen trachte, was ich verbrochen habe, und weder Muth noch Geduld noch Freundlichkeit verliere. – Sie können mich verwunden, denn ich bin weicher wie gewöhnlich, und Sie hätten mir Gutes thun können, aber meine Faßung bleibt die nehmliche, wenn Sie auch den Ton gegen mich ändern. Ich müste nicht argwöhnisch, sondern blind seyn, wenn ich die Aenderung nicht bemerkte. Nur eine einzige Vermuthung habe ich über die Ursache – der Canzleysekretair Br. hat Ihnen geantwortet und Sie über eine Frau zurechtgewiesen, die er durch pöbelhafte Gerüchte genugsam kent. Sie haben Verdacht gefaßt, weil Sie mit dem Weltlauf bekant sind. Worte, Briefe sind *nichts*. Das ist auch mein Glaube. Seit 4 oder 5 Jahren sahn wir uns nicht, was kan seitdem aus mir geworden seyn?

So viel ist gewiß, daß wir uns von nun an misverstehn müßen, bis uns der Zufall zusammenführt. Ich glaubte lezthin, Sie vielleicht noch innerhalb der 3 nächsten Monate zu sehn, aber Sie kündigen mir ein langes Verweilen in Berlin an. Was nachher geschehn kan, ist wenigstens zweifelhaft.

An Friedrich Schlegel in Leipzig[1] ⟨Ende August 1793⟩

Sie fühlen, welch ein Freund mir Wilhelm war. Alles, was ich ihm jemals geben konnte, hat er mir jezt freywillig, uneigennützig, anspruchslos vergolten, durch mehr als hülfreichen Beystand. Es hat mich mit mir ausgesöhnt, daß ich ihn mein nennen konte, ohne daß eine blinde unwiderstehliche Empfindung ihn an mich gefeßelt hielt. – Sollte es zu viel seyn, einen Mann nach seinem Betragen gegen ein Weib beurtheilen zu wollen, so scheint mir doch Wilhelm in dem, was er mir war, alles umfaßt zu haben, was man männlich und zugleich kindlich, vorurtheilslos, edel und liebenswerth heißen kan.

[1] A. W. Schlegel hatte seinen in Leipzig studierenden Bruder Friedrich mit der Sorge um Caroline beauftragt. Es bildete sich eine enge Freundschaft heraus, die auf Friedrichs Entwicklung von großem Einfluß wurde.

An F. L. W. Meyer 13. September 1793

Schreiben mag ich nicht mehr, aber die Aussicht, daß Sie kommen, ist mir sehr lieb, und ich möchte sie um alles nicht aufgeben. Es ist keine Gefahr dabey. Wenn Sie nach Leipzig kommen, fragen Sie nur Böschen nach dem Nahmen des Orts, und dann kostet Sie der Besuch höchstens 2 Tage. G. weiß, daß Sie meine Lage kennen; das fand ich schon vorlängst gut ihm zu sagen. Sie werden schon gehörig mit ihm sprechen, und sich errinnern, daß er sie nicht kennt. Ich war krank, sonst hätte ich gleich geschrieben, denn sehn will ich Sie. Kan mich die Nahmensvielheit Ihnen etwa auch interreßant machen – ich bin beym 4ten. Genug – kommen Sie – es ist ein Beweis Deiner Gesinnung, den Du mir schuldig bist.

An Friedrich Schlegel 30. September 1793 früh

Seit zwey Tagen bin ich weniger wohl – Gehts so fort, so kann ich nächstens nicht mehr die Treppe herunter, die geringste Bewegung giebt mir Schmerz und Ermattung.

An Friedrich Schlegel 6. Oktober abends

Was kann es Ihnen oder Wilhelm helfen, zu erfahren, daß ein Lahmer nicht gehn kann? Ein Tag ist erträglich, der andre schlecht, heute zum Beyspiel schlecht. Wenner hat einmal die Gabe, schmerzliche und verhaßte Ideen in mir zu erregen – dann überfällt mich ein gelinder Schauder – eine Schläfrigkeit, und mit eins wachen alle Nerven auf, und sehen aus tausend Augen.

Morgens. Nachdem ich obiges geschrieben, ging ich zu Bett und schlief gut, bin aber gar nicht lustig.

⟨Postskript:⟩ Das ist eine gute Art, die Leute zärtlich zu grüßen, und wollen, daß nichts zum Bösen gekehrt werden soll, wenn man sie erst mishandelt hat.

An Friedrich Schlegel 11. Oktober 1793

Das köstliche Wetter hat mich gestern herausgelockt, und ich bin bis an die Berndorfer Mühle gegangen – aber dafür muß ich heute im eigentlichsten Verstande kriechen; es würde selbst Ihr Mitleid zum Lachen bringen. Sonst ist alles ganz gut. Schreiben Sie denn wirklich postäglich? Sie sind die Gewißenhaftigkeit selbst – Wilhelm wird sich zulezt nichts mehr aus Ihren Nachrichten machen, die Bülletins bey Seit legen, und in der nächsten Minute so wenig davon wissen, ob wohl oder übel darin gestanden hat, als wenn von einer alten schwindsüchtigen Hofdame die Rede wäre. Seyn Sie doch ein wenig cokett, mit dem, was Sie ihm angedeihen lassen – in meiner Seele. Denn das glauben Sie nur, wir cokettiren mit Leben und Sterben.

An Friedrich Schlegel 13. Oktober abends

Wohin denken Sie, daß ich Ihnen medicinisch berichten soll? Das könnte doch nur unter der Bedingung geschehen, daß Sie es nicht läsen. Hier ist aber ein Resumé meiner Gesundheit – es ist nicht schlimmer damit, wie sonst in ähnlichen Fällen. Wenn ich schlafen kann, so möcht ich es eher beßer nennen, und so glücklich bin ich jezt die meiste Zeit. Eßen muß ich sehr wenig, und nur eine halbe Vierthel-Stunde lang gehn, wenn ich nicht groß Ungemach haben will. Es läßt sich gar nichts voraussehn – viele Ubel könen jezt ruhen, und kommen nachher in Aufruhr – wir werden das erfahren in – etwa so viel Zeit, als der Teufel brauchte, Christus zu versuchen. Jezt leid ich an geschwollenen Zahnfleisch und Blattern an der Zunge. Das mögen wohl Zeichen himlischer Verdamniß seyn.

An Friedrich Wilhelm Gotter 4. November 1793

Also wäre das Ihr Ernst, lieber Gotter, mich, so verdammt und verbant ich bin, auf einige Zeit in Ihr Haus aufzunehmen – Sie fürchten nicht, durch mich in böse Nachrede zu kommen?

Ihr ganzes Bezeigen ist wahrhaftig das, was man ächte Freundschaft nennt. Ich wünschte – und habe einige Hofnung, früher wie um Ostern Gelegenheit zu finden nach Gotha zu kommen – bis Ostern, wo mein Schicksaal weiter entschieden werden würde, bäte ich Sie dann wohl mich in die Kost zu nehmen – ordentlich auf und an – sonst komm ich gar nicht über die Schwelle – wir werden das noch weiter verabreden. –

Meyer hat mich besucht, und das hat mir ganz außerordentlich viel Freude gemacht. Haben Sie den Bürger General Schnapps gelesen? Die Leute sagen, es wär von Göthe.

An Friedrich Schlegel ⟨November 1793⟩

Ich kann diesen Mann ⟨Crancé?⟩ nie geringschätzen – werde mich des Verlohrnen immer mit Liebe erinnern.

An Friedrich Schlegel ⟨November 1793⟩

Seit 14 Tagen bin ich um nichts stärker geworden; Montag Abend fing ich an, alles mögliche Schlimme zu fürchten – die drauf folgende Nacht lößten Schmerz und Krampf sich in einen Opium ähnlichen Rausch auf – in dem ich seelenvergnügt war und starr, ohne Schlaf und sehr betäubt da lag – das wechselte mit heftigem Kopfweh ab, und hielt ein paar Tage an. Der Artzt hat keine Schuld – er kann nicht davor, daß sich die Zunge immer wieder belegt, wenn er noch so viel Unheil wegschafft. Der Schmerz im Bein ist gelinder – aber diese verhaßte Schwäche.

An Friedrich Schlegel 5. Dezember 1793

Ich bin wohl und gehe aus dem Stübchen ins andre Haus. Julius[1] hat die Augen hell offen – ist hübsch und ruhig. Mor-

[1] Nach dem Luckaer Kirchenbuch wurde am 3. November geboren: Wilhelm Julius. Mater: Madame Julie Krantz, verehelicht mit Herrn Julius Krantz, Speditions- und Handelsherrn auf Reisen. – Friedrich Schlegel war Pate. Das Kind starb bereits am 20. April 1795.

gen ist Bustag und ich werde wohl ein Übriges thun, und zu des Herrn Tische gehen. Der Doktor meynt, er könnte mich nun nur noch aufs Heimweh curiren.

An F. L. W. Meyer 9. Dezember 1793

Lieber M., ich hoffe Sie sind doch nicht ohne einige Besorgniß geblieben, wie es mir möchte ergangen seyn. Es ist alles glücklich, sehr glücklich vorüber – ich bin voll Dank und Freude – sagen Sie mir nun gegen wen und worüber. So zahm sind die Menschen, daß wenn das Schicksaal ihnen recht gräslich mitgespielt hat, sie bey der ersten Erholung sich gleich einen Götzen errichten möchten, um ihm Dankopfer darzubringen. Ich will aber auch mein frohes Gefühl nicht durch solche Reflexionen entweihen. Mir ist sehr wohl. Mein Leben ist mir wieder so lieb. Die glückliche ehrenvolle Mutter kan kein reineres Entzücken fühlen, wenn sie sich ihrer Familie gerettet und sie nun vermehrt sieht, als ich, da mein Kind gebohren war und ich mich gleich wohl genug befand, um doch die Erhaltung meiner Kräfte wahren zu dürfen. Ich habe jedesmal aufs kläglichste gelitten, und diesmal war der erste Anschein gar übel, die Augenblicke selbst gewaltsam, aber schnell geendet – und jezt sind die ersten Wochen vorbey, ohne die mindeste Spur von Zufällen, die ich so sehr fürchtete. Ist das nicht wunderbar und Gnade des Himmels, who did temper the mind! Das Kind ist ausgezeichnet groß, stark, gesund – ruhig wie ein Lamm, und das ich Dir das beste zulezt verkünde – kein Mädgen. Meine erste Frage war das, sagt der Arzt. Der Zufall hatte wenig Tage vorher einen hier etablirt, der mir vortrefliche Dienste geleistet hat. Die zweite Frage soll gewesen seyn, ob er schwarze Augen hätte. Bey der Gelegenheit müßen Sie wißen, daß er mir nicht ähnlich sieht, außer etwa im Mund und Kinn – übrigens kan er mir nie ausgetauscht werden. Beßer hätte ich es nun auch nicht wünschen können, als ichs mit seinen Pflegeeltern getroffen habe. Die Leute sind dem Jungen wahr-

haftig gut. Weiß ich aber, ob diese Nachrichten von dem Kind der Glut und Nacht Sie interreßiren? Und nun also! – Gut, ich hab es auch beßer gehabt, wie ich verdiene; eine sorgfältigere und liebevollere Wartung ist mir in ehemaligen Tagen nicht geworden wie jezt. O lieber M., wenn es nur dabey bleibt, daß ich meine nächsten Verwandten nicht kränke und ärgre – (noch steht alles gut) – wie gut ists, daß ich den Ausgang abgewartet habe, und wenn ich die Folge vor mir sehe – kan ich den Ursprung bereun? Eben diese brachte mich in die verzweiflungsvolle Lage, und sie ists nun, warum ich mir verzeihe. Gustel hat eine unmäsige Freude über das Kind, als müste es nur so seyn. Wer hier Schuld finden will, darf nicht in unsre Nähe kommen, nicht in dies Stübchen – hier herscht unschuldiges Vergessen alles Unrechts und aller Sünden.

Ein paar Tage, nachdem ich Sie gesehn hatte, kam ein Brief von Theresen an, ein Manifest der Selbstherscherin der Reußen an die Republik Pohlen. Sie berichtet mir, daß sie nun seit 12 Jahren an der Existenz meines Herzens gezweifelt, und mir ein bloßes Kunstgefühl zugetraut hätte – das soll ihr Unrecht gegen mich erklären. Haben Sie darum gewußt? Mir komt das wie ein rechter Kunstgedanke vor. Auch wären wir Rivalinnen gewesen von Kindsbeinen an. Es will hervorleuchten, als hätte sie mich mehr für die ihrige gehalten, als ich jemals selbst mich dafür hielt, und weiß der Himmel, daß es nie Einfluß auf meine Beurtheilung und meine Liebe hatte. – Ferner hätte sie immer gar viel Böses von mir gehört. Das will nun freylich etwas sagen. Ich hab ihr geantwortet, für eine Frau von Verstand hätt ich mich mein Leben lang erbärmlich betragen, und wär also nach ihrer Vorstellung so geist wie herzlos. Eines andern sie zu überführen möchte zu spät seyn. Sie will mich wieder – was ist das nun? Ich könt Ihnen mehr aus dem Brief sagen, aber ich thu es nicht, denn Sie würden Anlaß zum Spott finden, und wir könten ihr beide Unrecht thun, was ich nicht mag.

An Luise Gotter ⟨Anfang 1794⟩

Du wirst Deine Freude an Augusten haben – freylich ohne dies Kind möcht ich die Einsamkeit nicht, aber sie ist so voll Lebens, daß ich am Ende eines Tages nicht weiß, daß ich nicht vom Zimmer gekommen bin, und kein Menschenantliz gesehn habe. Dies Kind meines Herzens – die frühe Vertraute der Leiden ihrer Mutter – Du mußt sie segnen, wenn Du mich jemals lieb hattest. Ich umarme Deine Töchter – wie forschend werden sich die Mädchen anblicken.

Gotha

An F. L. W. Meyer 20. Februar 1794

Lange hab ichs aufgeschoben Ihnen zu schreiben, denn es sollte erst hier geschehn, und so wie ich nun die Feder hinnehme, wünscht ich, daß alles, was ich zu sagen habe, schon stände, und von Ihnen erwogen worden wär – dann könt ich mich schon Deines Mitleids trösten. Mitleid, lieber Meyer – denn unter Menschen ist die Frölichkeit meiner Ruhe von mir gewichen. Ich bin seit 12 Tagen hier. Die drey Familien, die Sie kennen, Gotter, Schläger und Bertuch nahmen mich sehr freundschaftlich auf, aber die Stimme aller Uebrigen ist wieder mich, und so viel ich noch urtheilen kan, in einem Grade, den Sie, der Sie diesen Ort beßer wie ich kennen, nicht erwartet haben. Ich habe niemand besucht von der Menge meiner Bekanten – niemand gesehn, denn die acht Tage über, da ich in Gotters Haus war, vermied man es. Das politische Urtheil, das hier so schneidend ist, wie an irgend einem Ort, gilt als Vorwand, um sich erklärt von mir zu wenden. Für meine Freunde selbst bleibt so vieles im Dunkeln, daß sie vielleicht bald den Muth verlieren, für mich zu streiten. Die Verschuldungen meiner ehemaligen Freunde, die Fehltritte, zu denen ich hingerißen wurde, ja meine Tugenden selbst haben sich gegen mich verschworen –

der wunderbare Zufall so gut wie die natürliche Folge meiner Handlungen drückt mich nieder – und ich kan nicht verlangen, daß es anders seyn soll. Wer kent mich, wie ich bin – wer kan mich kennen! Man hält mich für ein verworfnes Geschöpf, und meint, es sey verdienstlich, mich vollends zu Boden zu treten. Die Verwünschungen, die über Therese ausgesprochen werden, treffen mich mit. Um diese Situation zu überwinden, müßt ich wahrhaftig eine Zauberinn seyn – die Natur war wohlthätig gegen mich – sie rettete mir Leben und Gesundheit, und erquickte mich mit süßen Freuden – o hätte ich in meiner Einsamkeit bleiben können! Wißen Sie keine Hütte für mich? Ich bin ja ausgestoßen und muß wenigstens ins Freye blicken können – in einen Spiegel, der mich nicht entstellt zurückwirft. Ich fürchte, der Schritt war falsch, unter bekante Menschen zu gehn. Zwar will ich nicht zu früh urtheilen – vielleicht kan ich auch dies noch durch Sanftheit besiegen – die Gefahr lauf ich nicht, es durch Erniedrigung zu thun. Du wirst mich nicht für muthlos halten, weil ich lebhaft gerührt bin – Du kanst nicht von mir erwartet haben, daß ich mit gemachten Heldenmuth dieser Art von Leiden trozen sollte – so wenig als daß es mich mit mir selbst sollte uneins machen. Der gewöhnten Achtung entbehren ist das härteste – ich habe Genügsamkeit, die mich jede Einschränkung tragen lehrt – ich bedarf den Umgang und die Liebe der Menge nicht – aber kan ich gleichgültig bleiben, wenn meine Freunde in Verlegenheit durch meine Gegenwart gerathen? Dürft ich dann nur noch frey bekennen – es ist so, und meine Vertheidigung aus vollen Herzen ohne Lüge führen. Tröste mich, wenn Du kanst. Gotters sind sehr edel gegen mich, aber Du weißt, sein Schuz hilft mir nicht. Ich werde mit Fragen gequält, zu denen die Frager gedrängt werden, weil sie gern andern möchten antworten können. Die Hofnung, von hier aus die Familie des Vaters meiner Tochter zu versöhnen und das Bild, was man sich von mir macht, durch mich selbst auszulöschen, führte mich her. Wenn man mich aber nicht

einmal sehn will – so weidet man sich nur an meiner Verbannung.

Was Sie mir wegen Augusten schrieben, war längst meine Sorge, aber die glücklichen Anlagen des Kindes besiegen alle Schwierigkeiten. Da ist keine Spur von Heimlichkeit oder Verstocktheit, und doch bin ich überzeugt – sie wird mich nie verrathen. Blos die Gewohnheit nicht zu plaudern, die Anhänglichkeit an ihre Mutter, die Furcht mir zu schaden, läßt auch die Versuchung nicht bey ihr aufkommen, ein Wort von dem zu sagen, was ich ihr ganz einfach zu sagen verbiete, ohne je Drohung oder Verheißung hinzuzusetzen, oder selbst ängstlich zu scheinen. Wenn wir allein sind, sprechen wir von ihren Bruder, den ich sehr sehr wohl, schön und lebendig verlaßen habe. Auguste ist ein glückliches liebes Mädchen – sie gefält sehr durch ihre entschloßnen und graden Antworten und das Leichte in ihrem Thun und Wesen. Ich habe sie gefragt, ob Du ihr gefiele, was Du mir auftrugst – sie hat sehr weise erwiedert: ich kenne ihn noch nicht. – Göschens in Leipzig waren außerordentlich freundlich, und aufrichtig darinn – sie wißen alles – aber – ich darf ja wohl sagen – sie sahen mich daneben und verziehen mir. – Louise Gotter behauptet auch, ich wär noch die alte C. so vor 16 Jahren und vor zweyen. Mich freut das – ich bin also gewiß nicht verdorben. Wie fandest Du mich denn? Aber was hilft mirs? Bei Forsters Tod[1], den ich am lezten Tag meines einsamen Aufenthalts erfuhr, war mir – als hätt ich ein Kind in den Schlaf gewiegt. Er hat mir wenig Wochen vor seinem Tod geschrieben – unter andern: ich habe den Schlag verziehn, der mich so schrecklich um allen Genuß bringt, daß er mir auch die Errinnerung an die Vergangenheit vergiftet – die lezten Worte waren: so mag denn des Leidens bis zur Auflösung kein Ende seyn. Von Hubers hab ich seit dem keine Briefe. Therese hat mich mit Rath überschüttet. Du

[1] Forster erlag am 10. Januar 1794 in Paris einem schweren Gichtanfall.

kanst ruhig meinetwegen seyn – Von dem Einfluß dieses Sternes bin ich entzaubert – und was meine Meinung über Dich betrift, so hab ich mich darinn, wie in der über andre, nur immer von eignen Gefühl leiten laßen. Warum bist Du nicht hier! Wegen Berlin schreib ich künftig mehr. Göschen rieth mir dazu, wolte mir auch Empfelungen geben.

Schreib mir gleich – die Stimme des Freundes wird mir Wohllaut seyn. Dies republikanische Du ist übrigens um so wunderbarer, da Du mündlich vermuthlich zu viel Ehrfurcht hast, um es zu brauchen.

An F. L. W. Meyer 16. März 1794

Sie haben eine viel zu sanguinische Vorstellung von meiner Lage, und kennen den hiesigen Boden ganz und gar nicht. Ich kante ihn auch nicht, sonst hätte ich mir diesen Aufenthalt, ob er gleich nicht ganz unfruchtbar ist – denn hätten mich meine Freunde nicht gesehn, so dachten sie mit der Zeit auch wohl von mir wie die Welt – aber ich hätte ihn mir doch erspart. Ich muß es durchaus für entschieden halten, daß sich nichts ändern kan. Mit welchem Gewebe von Abscheulichkeiten bin ich umstrickt gewesen – und die Schuld, die ich wirklich habe, dient dazu, Glauben an eine jede zu erwecken, die ich nie haben konte. Allein dies brauchte nicht einmal zu seyn, wie es ist – ich würde doch nichts über ein allgemeines und schon mehrmals hartnäckig befolgtes System gewinnen. Gegen mich haben sie alle ihre drohende Hand erhoben – was ich that, ist verdammenswerth vor jedermann – was ich nicht that und es vor mir seyn würde, das wird von mir geglaubt, weil die unglücklichste Verkettung es wahrscheinlich macht. Dazu ists Politik, nichts Gutes von mir zu denken. Die Worte, die ich Ihnen sagte, und die ich in einen Ihrer Briefe wiederfinde – meine Existenz in Deutschland ist hin, ich bin einem gehäßigen Publikum schmälich überantwortet – die sind wahr – und beynah alles ist wahr geworden, was ich damals voraussah, als ich überlegte, ob es beßer

sey zu sterben oder zu leben. – Daß ich lebe – ist mir lieb – denn Sie wißen, was mich bindet – Liebe und Güte können in meinem Herzen nicht sterben, also auch nicht die Freude. Nur unter bekante Menschen hätt ich nicht wieder gehn sollen – warum soll ich mich quälen laßen? Meine Phantasie wird sich nicht mit der Meinung beschäftigen, welche ich so unbekümmert hindan gesezt habe, wenn ich nur der unmittelbaren Wirkung entgehn kan.

Mein Entschluß ist, auszuharren, aber doch nur so lange, bis ich einen sichern Ort gefunden habe, und das wird freylich Berlin wohl nicht seyn. Die Idee von Erwerb wird mich auch nicht dabey bestimmen. Ich will vergeßen und vergeßen werden. Hätte ich eine Hütte in einer freundlichen Gegend – ich verstünde so gut allein zu leben mit meinen Kindern – hier tief in der Brust wohnt ein Frieden, den kein Geschick vernichten konte. Wenn ich zuweilen im einsamen Zimmer mit Auguste über einer emsigen Beschäftigung mich vergeßen habe, und komme darauf zurück, welche Welt mich umgiebt, so frag ich – bist du es, der man wohl kein einzig gutes Gefühl mehr zutraut – Du? vor der die Reinen schaudern? Wärst Du nicht geschaffen zum stillsten häuslichen Glück, wenn es Dir das Schicksaal erlaubt hätte – Du kanst es ja noch genießen – die Stunden der heitersten Ruhe gewanst du oft der Verzweiflung ab.

Du fühlst, mein Freund, daß ich nicht verzweifle – keine menschliche Macht kan mich je dahin bringen weniger gut zu seyn. Der Weg, den ich gehe, wird – vielleicht nie die Verläumdung zum Schweigen bringen, aber das schwöre ich mir und jedem, der mich liebt, nie soll er sie rechtfertigen.

Was sprichst Du von guten Ruf? Soll ich retten wollen, was nicht zu retten ist, und darüber das kostbarere verlieren? Soll ich mich Eindrücken aussezen, die bey aller Standhaftigkeit meine Ruhe stören müßen – meine Gesundheit untergraben und das Gute, was ich noch thun kan, mir erschweeren? Noch hab ich immer meine arme Gustel froh machen können – sie

sieht oft meine bittren Thränen, die dann erst fließen, wenn ich mich jemand mittheile im Gespräch oder im Schreiben – aber sie sieht mich auch wieder lächeln. Zu ihrer Warnung wird sie sich einst der Thränen errinren – und des Lächelns, um die Mutter zu lieben, die gegen sie fehlte, und ihr trauriges Andenken zu segnen.

Was ich Dir hier sage bedarfst Du zwar so wenig wie irgend etwas, was man Dir erzählen könte – aber ich bedarf es, obwohl ich Deiner nicht so gewiß bin wie mein selbst. Ich habe so sehr selten eine Lindrung erfahren, daß ich nicht einzig aus meiner eignen Seele genommen hätte – ich würde nicht staunen, wenn auch Du, der Du die blinde Wuth des Ohngefährs kenst, dennoch ihr erlägst, und ihr Werkzeug würdest, mich noch von einer Seite zu verwunden, von der ich nicht fühllos bin. Ja! Das Unglück kan selbst die in ihm verschwisterten zum Scheiden zwingen – Bleib mein Freund, so lange wie Du kanst. – Laß Dichs nicht stören, wenn ich Dir wiederspreche – ich dulde auch Deinen, weniger sanften, Wiederspruch. Wie kanst Du meinen, daß Forster je ein Mann geworden wäre? Und Männer, die nicht Männer sind, machen, auch des vorzüglichsten Weibes Unglück. So hat F. Theresens Unthaten befördert. Errinre Dich der Veranlaßung meines Untergangs, von der ich Dir imer nicht genug gesagt habe – wozu bey der Vergangenheit verweilen?

An F. L. W. Meyer 10. Mai 1794

Wir eßen oder trinken, wachen oder schlafen, so sey es alles zur Ehre des Herrn! – Und ich? – Ich spreche oder schweige, so ist es, gegen Sie – immer aus Liebe zum Freund. Soll ich Ihnen unaufhörlich Sorgen und Ungewißheiten mittheilen? Wenigstens will ich mit stillen Herzen schreiben, denn das kan ich jezt. Das leztemal schien mein Gefühl wohl sehr aufgebracht zu seyn – ich schließe es aus Ihrer Antwort. Aber was Unwillen dabey war, ist gerecht, und um so leichter vergaß ich ihn,

der Verdruß, mich in diese schwierige Lage gesezt zu haben, kan nie Qual der Reue werden — jede Rücksicht auf mich selbst giebt mir Muth und Frieden wieder. Daß ich Unrecht gethan habe, ist sehr gewiß, in so fern ich mich nicht allem Ungemach der Folgen hätte aussezen sollen — das war nicht gut und nicht klug, aber damals riß mich mein verderblicher Wille, mein Unmuth hin — ich hätte eben so gut den Tod getrunken, wenn er nicht bittrer gewesen wäre. An und vor sich habe ich nichts Böses gethan — wenn ich das je glauben könte — nun — dann möcht es auch wahr seyn. Möchten Sie mit der ganzen übrigen Welt mich verdammen, ich werde dies niemals glauben. Aber Sie werden auch nicht, so lange Sie nicht Ihre Begriffe über mich ändern. Ich konte fürchten, daß die Menge der Anklagen endlich Ihre gute Meinung ermüdete, zumal wenn sie Ihnen da vorgetragen würden, wo Dein Ohr gern hinhorcht, und Dein Auge Dich das Interreße an Abwesenden vergeßen läßt. Mit Deiner guten Meinung ist dann unsre Freundschaft hin — Du mußt über mich urtheilen, wie ich es selbst thue, oder ich kan Deine Theilnahme und Deinen Rath nicht mehr wollen. Also schien es mir möglich, daß mein böses Geschick mich auch von Dir trennte — ich will abwarten, was es beschloßen hat, und Dir indeßen gut bleiben. Werden wir Dich noch sehn? Gotter erwartet Dich alle Tage. Ich bedarf sehr wenig zu meiner Zufriedenheit, aber ein erträgliches Clima ist dazu und für meine Gesundheit nothwendig. Ich hatte Anschläge auf Prag gefaßt, das mir Böschen wiederräth, der noch immer für Berlin stimmt. Noch ist nichts entschieden, und selbst wenn es wäre, müßt ich hier noch warten, bis die Angelegenheiten der väterlichen Erbschaft geendigt sind, und bis ich weiß, wie es mit meinem Witwengehalt wird. Behalt ich dieses, so brauch ich nicht an Erwerb zu denken, und kan aufs Land gehn, etwa in der Nähe von Dresden. Auguſtens wegen würde ich eine Stadt vorziehn, denn daß sie einen Dorfprediger heirathete, wär mir doch nicht sehr gelegen. Sie ist ein liebenswürdiges Mädchen — ich

möchte Dir vielerley von ihr erzählen, wenn ich mich nicht blos auf das Nothwendigste einschränkte. Ihr Bruder lebt und ist gesund – ich bekomme die besten Nachrichten daher; das ist immer ein Festtag für sie und mich. Ich habe Dir nichts vom Vater gesagt, und doch verdient ers – er hat alles gethan, was in seiner Gewalt stand, um das Schicksaal des Kindes auf die Zukunft zu sichern, und auf den Fall, daß er selbst noch in dem blutigen Abgrund unterginge. Er ist ausgewechselt und seit dem Ende März nicht mehr in Deutschland, wo der Onkel[1] noch zurückbleiben mußte – hoffentlich rettet dieser dadurch sein edles Leben. Der Neffe ist als solcher, und selbst durch die nahe Verwandtschaft mit einem der ersten Jakobiner in Gefahr. Ich zittre, wenn ich eine Zeitung sehe, schon mehr wie ein bekannter Kopf ist mir entgegen gefallen – und diese! Sein Onkel hat mir auch geschrieben, wie ichs von ihm erwarten konte. Es hat mir viel Freude gemacht von diesen beyden Gutes denken zu dürfen, und sie ganz so zu finden, wie ich sie damals sah.

Weißt Du, daß Bürger sterben wird – im Elend, in Hunger und Kummer? Er hat die Auszehrung – wenn ihm der alte Dietrich ⟨sein Verleger⟩ nicht zu eßen gäbe, er hätte nichts, und dazu Schulden und unversorgte Kinder. Armer Mann! Wär ich dort, ich ginge täglich hin, und suchte ihm diese lezten Tage zu versüßen, damit er doch nicht fluchend von der Erde schiede. Schreib ihm doch.

An F. L. W. Meyer 7. Juni 1794

Ich schreibe schon wieder – aus keiner andern Ursache, als weil ich Dir viel zu sagen habe. Auch ich bin nicht die personifizirte Gerechtigkeit und am allerwenigsten die, welche vom Kaiser Carl V. her meinen Nahmen trägt[2], wie ich von meinem Schwiegervater weiß. Aber dagegen wacht auch alles, was in

[1] General d'Oyré, seinerzeit als Vertreter Custines Kommandant von Mainz. – [2] Das Kriminalgesetz Carolina von Karl IV.

dieser Tugend Leidenschaft ist, in mir auf, wenn es drauf ankömt, ein Urtheil zu mildern. Schäme Dich, mir so von Theresen zu sprechen, und wiße, daß Deine diesmaligen Voraussezungen grundfalsch sind. Ich habe nicht die Absicht, Deine Meinung zu bekehren, aber Du solst nicht schmähen. Das ist so häslich an Euch, daß Ihr mit Füßen treten könt, was Ihr geliebt, vielleicht geehrt habt. Du magst ein Recht haben Theresen zu verabscheuen, so gut wie ich: gleichgültig gegen sie geworden zu seyn, in so fern man das gegen jemand seyn kan, in dem man ein so großes Genie zum Guten erkennt – allein Du hast bey weiten nicht Recht in allem, was Du ihr zutraust, und sobald es so unartige Dinge sind, solst Du mir nichts von ihr sagen. Ich habe Dir nicht erzählen mögen, daß ich zuweilen von diesen Menschen erfahre, weil es Dich blos auf die Befürchtung leitet, daß sie einen Einfluß über mich wieder erlangen, der mir nicht gut ist. Wenn ich Dich sprechen könte, lieber Freund, Du würdest einsehn, daß ich diese große Schwachheit meines Lebens abgelegt habe – aber ich kan das Gefühl nicht ablegen, welches es mir unmöglich macht, Haß und Bitterkeit an die Stelle derselben zu sezen. Therese hat mir so unendlich viel Böses gethan, wovon ich fast täglich neue Spuren entdecke, daß es niederträchtig seyn würde sie zu lieben – ich wüßte auch nicht, wie ich das anfangen sollte – eben so wenig als wie zu glauben, daß sie zu nichts von dem mehr fähig sey, wozu sie gebohren war.

〈Plan der Übersiedelung nach Dresden:〉 Es wäre sehr reizend für mich – diese Gegend – nach jenen Rhein Ufern, die schönste von Deutschland, in der Stadt Künste, Gallerien, Bibliotheken, Theater! Außer Körners weiß niemand von mir. – Göschen kan ich nicht weiter fragen. G. kan von der politischen Seite nichts mehr thun, ohne sich zu schaden – von andern brauch ich ihn nicht. Auch ist ers gewiß satt sich mit mir abzugeben. Er hat mir so große Dienste geleistet, daß ich Zeitlebens mit inniger Dankbarkeit daran denke. Ganz diskret ist

er nicht gewesen — dies ist keine Ursache undankbar zu werden, aber eine, ihn nicht mehr in meine Angelegenheiten zu ziehn. — Wenn dies nicht gelingt, so ist mein Entschluß gefaßt, Deutschland zu verlaßen. Mit allen den andern Vorschlägen ist es nichts — an allen den Orten z. B., die Du nenst, kan ich nie das thun, was ich thun will und muß — meinen Sohn zu mir nehmen in ein bis zwey Jahren. Der Krieg hat die Orte nicht blos bis zum Frieden für mich und andre verhert, auf die Du sonst wohl rechnetest, am Rhein und in der Pfalz. Kurz ich stehe jezt vor einer Wahl stille. Ist es mit Dresden möglich, so werd ich mich freun — ist es nicht, so nehm ich meine Kinder — und leb dann wohl, lieber Freund — dann suchst Du mich im October zu spät hier auf. Außerdem könten wir uns unter wegens treffen, wenn Du von Berlin hierher und ich von hier nach Dr. gehe. — Es ist mir lieb, daß ich wenigstens so weit entschieden bin. Thu Dein Möglichstes, um in Dresden die lezten Bestimmungsgründe für mich aufzusuchen. Der jüngere Schlegel ⟨Friedrich⟩, der jezt auch dort ist, den wirst Du wohl nicht aufsuchen wollen? Il m'a toujours paru que vous avés une dent contre les Schlegel. Pour moi — j'ai un tendre pour eux. Au moins je ne puis leur nier de l'influence sur mon sort, car si je ne vais pas a Dresde, j'irai en Hollande — et ceci c'est une chose si bien résolue, qu'il y auroit lieu à delibérer, si on ne devroit pas prendre d'abord ce parti, qui leveroit tout embarras et couperoit touts les noeuds de ma situation embrouillée. Ich beichte Dir deutsch und französisch alles was ich auf der Seele habe — Du wickelst Dich in Geheimniß. Es ist nicht anders, Du bist ein geheimer Emissar — den kein Mensch geschickt hat und der zu niemand geht. —

Mit Bürger, das ist völlig so arg — ich weiß es von Dietrich. Die Finanzräthe ⟨wie Meyer!⟩ glauben dergl. nicht gern, das inkommodirt sie. Er hat nichts zu eßen, als was ihm seine Freunde schicken, und ist von der übelsten Laune.

Hast Du mir nun nicht vergebens geschmeichelt, so können wir uns noch sehn, und dann doch wohl in Dresden, denn in Leipzig möcht ich nicht gern verweilen – ich bin meiner nicht sicher genug, daß ich gewiß die Thorheit nicht beginge, meinen Sohn sehn zu wollen, was mich verrathen würde. Ich muß da vorüber eilen. Beßer als ich wirst Du beurtheilen können, ob es möglich wär, Dich in L. zu treffen, und Du mein Begleiter bis Dr. würdest. Vielleicht bringt mich G⟨otter⟩ bis L. Wenn mans erfährt, so wär es wohl nicht schicklich – muß man es denn wißen? Ich habe mir vorgenommen Dich künftig immer um Rath zu fragen, wenn ich etwas Unschickliches unternehmen will, ich kenne die Moral und Anstandsgeseze der Tugendhaften – ich möchte auch gern die reine Moral der Gottlosen erforschen. Die Deinige scheint streng – denn so viel ich sehe, hat sie mich von nun an zum heiligen Feuer verdammt – nein – nicht um darinn verbrannt zu werden, sondern um es zu unterhalten, versteht sich. So deut ich wenigstens eine Stelle Deines Briefs, wo Du Hofnungen erwähnst, über die unwiederruflich entschieden wäre. Wie könt ich Dir wiedersprechen? Allein ich möchte Deine Meinung ganz erfahren über diesen Theil meiner Zukunft. Hoffentlich raisonnir ich bald als Grosmutter darüber – denn schon erlaub ich Dir nicht mehr meine Tochter zu umarmen, außer durch mich – am Ende eines Briefs. Sie ist ein liebenswürdiges, holdes, schüchternes Geschöpf. Wenn Gotter ihr sagt, bring mir ein Glas Waßer, Fräulein Isabelle, so erröthet sie von einem sanften Wiederschein, als wenn ein rosenfarbner Schleyer sie umwallte. Es ist schade, daß sie dabey ist, wenn wir zusammen nach Dresden fahren, sonst könt ich Dir viel von ihrer himmlischen Einfalt, ihrer Lebensweisheit, von allem, was sie weiß und nicht weiß, erzählen. Sie ist gewiß ein sehr interreßantes Wesen und ich glaube, sie erhält grade die Bildung, welche dieser Stoff bedarf.

Ich habe nur auf den Rath der Mutter ein Herz gefaßt, sie nach Göttingen zu begleiten. Man hat mich viel beßer empfangen, wie ich erwartete. – Die Böhmersche Familie war sehr gut. Ich gewann viel durch die Reise – die Böhmers sahen Gustel wieder, und ich – gewinne auch, wenn man mich sieht. Man kan auch nun nicht mehr sagen, daß ich mit B.s entzweit bin. Hier bleiben die Leute sich ziemlich gleich – doch hab ich manchen einzelnen wieder erobert.

Noch eins hat mir unaussprechliche Freude – gemacht – mein Onkel, oder meines Sohnes Grosonkel, ging hier durch. Die zurückgebliebenen franz. Geißeln wurden von Wesel nach Erfurt geführt. Ich habe den vortreflichen Mann wieder gesehn – Du würdest ihn selbst anbeten, wenn Du ihn kenntest. Ich habe nie für seinen Neffen so viel Zärtlichkeit gehabt wie für ihn. Er blieb von früh bis Abend. Das war endlich einmal ein günstiger Zufall.

Wenn ich Dich wiedersehe, so ist es unser vernünftiger Wille. Laß es den Deinigen bleiben. Bis dahin spar ich mir noch auf, Dich recht auszulachen, und Dir zur Belohnung, daß Du mirs mit guter Art erlaubst, vieles zu sagen, worüber Du lachen wirst. Du lachst doch noch? Ach wenn Du nicht mehr könntest, wie würdest Du Dich schämen müßen vor meinen unüberwindlichen Leichtsinn, der nichts anders ist, als meine unermüdliche Güte.

Braunschweig

An Luise Gotter 16. April 1795

Es ist mir auf alle Weise nicht leicht geworden von Euch wegzukommen, meine liebe gute Louise; die Reise war äußerst beschwerlich[1]; doch sind wir nun da, Gefahren und Stöße sind vergeßen, und ob gleich noch an keine Ruhe, keine Gemächlich-

[1] Caroline zog mit ihrer verwitweten Mutter nach Braunschweig.

keit zu denken ist, so sind wir doch alle wohl und munter genug um uns mit der Hofnung zu begnügen. Gustel hat, wie ich sehe, die Wohnung schon ein wenig herunter gemacht, aber es sind bereits Mahler und Tapezierer beschäftigt, um sie inwendig so licht, wie ihre äußere Lage ist, zu machen. Gestern bin ich ausgegangen um Tapeten einzukaufen; ich kam weit herum, es gefiel mir gar nicht übel. Wir haben noch niemand gesehn als die Bekannte aus dem Kloster, mit der eben meine Mutter und die Andern spazieren gegangen sind, ich blieb zu Haus um dies niederzuschreiben. Für den Sontag sind wir ins Kloster geladen und ich werde wahrscheinlich schon alsdann die Mlle. Jerusalems sehn.[1] Der Herzog muß noch nicht wißen, daß ich hier bin, denn er hat mir nicht andeuten laßen sein Land zu räumen.[2] Auch ist ja Friede; Gestern Mittag ist der Courier hier angekommen.[3]

Fräulein Isabellens ⟨Auguſtens⟩ Thränen waren anfangs nicht zu stillen; sie schlief darüber ein, und ging nun zu übler Laune und dann in Zärtlichkeit gegen ihre Puppe über. Bey jedem Begegniß sagte sie: das will ich an Gotters schreiben; sie hat ihre kleinen Freundinnen so getreu, wie diese vermuthlich sie, von Morgen bis in den Abend, aus dem Bett, ins Bett begleitet, und ich habe ihr bey ihren Rückerinnerungen von dem, was wir verließen, mit vollen Herzen Gesellschaft geleistet.

An Luise Gotter 20. Mai 1795

Mit meinem Umgang wird sichs wohl machen, aber für das arme Fräulein Isabella zeigt sich noch kein Schein, auch nur in etwas ihre kleinen unvergeßlichen Freundinnen zu ersezen. Gustel bekomt ihre Lecktüre aus Campens[4] Händen;

[1] Die Töchter des 1789 verstorbenen Theologen und Schwestern des Urbilds von Goethes Werther. – [2] In Göttingen wurde Caroline der Aufenthalt damals und später untersagt. – [3] Frieden zu Basel, in dem Preußen das linke Rheinufer abtrat. – [4] Der Pädagog Campe, der u. a. den „Robinson" für Kinder bearbeitete.

Du kanst Dir nicht vorstellen, wie sehr es sie entzückte, mit dorthin, wo wir ein sehr artiges Souper hatten, eingeladen zu werden. Wir gehn oft nach Campens Garten spazieren. Das Clavier wird sie nun viel beschäftigen. Sie hat recht ernstlichen Unterricht und ein gutes Instrument bekommen, und ich verzweifle nicht daran, daß sie mir mit der Zeit die Romanze[1] und: Kenst du das Land wo die Citronen blühn? vorsingen kan. Kenst Du das Land auch schon? Hats Gotter gelesen? Ich wünsche ihm Glück zu dem Vergnügen, was ihm auch der 2te Theil gewähren wird, gegen den die Welt sich gewiß noch heftiger wie gegen den ersten auflehnt, denn nun wird sies bestätigt finden, daß sich unser Freund in schlechter Gesellschaft umhertreibt und zu nichts Beßerem taugt. Nun wird sie sich noch tiefer unter die erste Erwartung von der Vollkommenheit eines neuen Göthischen Romans, den sie in ihrem Gemüth entworfen, herabzusteigen genöthigt sehn. Wer vermag ihre schweren Ideale zu erfüllen? Denk an mich, Louise, wenn es heißt – „es ist der Charakter der Deutschen, daß sie schwer über Allem werden und Alles schwer über ihnen". Wird Dein Mann bald nach Weimar gehn?

An Luise Gotter 28. Juni 1795

Unsere Kinder plappern hoffentlich mehr mit dem Mäulchen von einander als mit der Feder. Dies ist auch nicht die Lebenszeit zum sizen, sondern zum hüpfen und springen. Ich kan Deine lieben Mädchen versichern, daß ihr Andenken um nichts bey Mutter und Tochter geschwächt ist. Gustel ist jezt sehr regelmäßig beschäftigt, von 9–10 Clavier, welches sehr gut geht, vorzüglich was das Notenlernen betrift – ihr Kopf ist gelenkiger wie ihre Finger. von 10–11 Französisch. von 11–12

[1] Die Romanze: „Was hör ich draußen vor dem Tor" erschien im Frühjahr 1795 im ersten, das Lied der Mignon im Mai 1795 im zweiten Bande von „Wilhelm Meisters Lehrjahren", deren Held bekanntlich oft als „unser Freund" bezeichnet wird.

Zeichnen. Nach Tisch Schreiben. Gegen Abend unterichtende Lecktur. Es wird eine ruhmwürdige Edukation werden und ich werde Dir à la Genlis[1] Bericht davon abstatten, wobey Du die Rolle der leichtsinnigen Vicomtesse übernehmen mußt (s. Adêle und Theodore) und ich die der ungeheuer vernünftigen Baronne zu meinem Antheil bekomme.

Zu einem vertraulichen Umgang fand sich sonst noch niemand. Ich begnüge mich auch gern, wenn die Mutter nur einen findet, den sie ein bischen häufiger haben kan. Die Stadt ist zu groß, als daß sich dies sehr bald machte; jeder hat einmal seine angewiesenen Cirkel. Alle vorräthige Gastfreundlichkeit und Gefälligkeit gegen Fremde wird an Ausländern erschöpft; das ist deutsche Art und Sitte. Wirklich, es ist wunderbar: man schimpft auf diese Menschen, weil sie zur Theurung beytragen, aber man unterstüzt, man nimt sie in Gesellschaft auf, läßt alte Bekante durch sie verdrängen, und selten ist es Mitleid oder entschiednes Wohlgefallen, um des willen man so viel für sie thut; die Blödigkeit unsrer Nation unterwirft uns nur so leicht einem fremden Einfluß – wir laßen uns fortreißen durch die dreistere Selbstschäzung einer jeden andern; man braucht uns nicht einmal zu bezaubern und zu überreden, um den Herrn über uns zu spielen. Es hat mir immer hart und engherzig geschienen, diese armen Flüchtlinge allenthalben zu verjagen, und doch deucht mich, wenn ich das Wesen hier so mit ansehe, ich würde als Fürst die Parthie ergriffen haben, welche Euch vor ihrem Besuch schüzt. Das sag ich keineswegs als Gegnerin ihrer Meinungen, sondern als Deutsche.

An Friedrich Schlegel 〈Juni 1795?〉

Friz, es giebt 2 Bücher, die Sie lesen müßen, und das Eine derselben knüpft sich in meiner Errinnerung an die Materie vom Wißen an. Das ist Condorcet.[2] Er gehört in Ihr Fach – in-

[1] Madame de Genlis (1746–1830), die eine Fülle pädagogischer Bücher schrieb. – [2] Noch im selben Jahr veröffentlichte Friedr. Schlegel eine

dem Sie die Stuffe der Cultur eines Volkes, und den Werth dieser Cultur, gegen den Begriff, den wir von frühster menschlicher Vollkommenheit haben können, gehalten, bestimmen wollen. Von Ihrer einzelnen großen Umschwingung weiß Condorcet nichts – aber von den Schwingungen ins Unendliche mehr, wie wir beyde je davon geträumt haben. Er legt sehr großen Accent aufs Wißen – durch Erkentniß baut er uns Brücken in die himmlischen Gefilde. So sehr ich nun selbst jezt das Nöthige und Erfreuliche deßelben einsehe, so kan ich mich denn doch in meiner Dehmuth – wie die Dehmüthigsten oft die Stolzesten sind – nicht enthalten, zu meinen, daß dem, der den kunstreichern Instinkt des Brückenbauens entbehrt, der einfache Instinkt des Fliegens gegeben ist, durch welchen die Lerche an einem schönen Morgen hoch in den Lüften schwebt. Das Gleichniß vom Adler, der zur Sonne dringt, war mir hier doch zu prächtig. Condorcet schreibt mit großen Ansichten, aber vielleicht war sein Geist doch nicht ganz frey – nicht als feßelte ihn der Druck der Lage – ich sehe ein andres Stück Feßeln, und er hält sie für ein Ausmeßungswerkzeug und paßt sie an alles an – mit einem Wort – er wendet die Mathematik und die Berechnung nicht nur auf das Sinnliche, sondern auch auf das Unsinnliche an, das sie erzeugte. Sie werden sehn, wie flüchtig er die Sittlichkeit des Menschen berührt, und wie sie sich aus den Zahlen, als Zahl ergeben soll, und nicht einmal für die Summe der Rechnung gehalten wird. Und wir haben sie doch nicht zu suchen unter den Himmelscörpern, wohin die Leiter der Zahlen reicht – sie ist nicht dort – sie ist hier – ja das Gefühl, mit dem wir von jener Betrachtung anbetend zurückkehren, ist es nicht, worin sie vorzüglich liegt. Die Verhältniße zum Menschen sind dem Menschen wichtiger wie die zum Schöpfer, und mir hat es sogar oft geschienen, als hingen sie nur schwach

Besprechung von Condorcets Buch »Esquisse d'un tableau historique des progrès de l'esprit humain«, die vor allem den ermutigenden Zukunftsglauben des Verfassers rühmt.

zusammen. Freylich deutet das darauf hin, wie viel Stuffen wir noch zu durchwandern haben, wozu uns denn die Ewigkeit ihre Zeit gönnen wird. Nur auf der Erde, fürcht ich, ist unser Loos begränzt – und der Mangel, den ich im Condorcet, in eines Menschen Übersicht der Menschheit fühle, mahnt mich sehr an die Unvollkommenheit, welche er im Bilde mir entrücken möchte – wenn es auch nicht der Blick auf das Nächste thäte – auf alle die Vorurtheile, die er in seinem Zirkel weniger sah, da er unter den geistreichsten Menschen einer geistreichen Nation in ihrem gespanntesten Moment lebte – auf den bösen Willen, auf die Plattheit, über welche sich immer nur so wenige Einzelne erheben.

An Georg Joachim Göschen in Leipzig 9. August 1795

Das Gefühl, an meiner Glückseeligkeit, an meinem inneren Frieden selbst, durch den Tod[1] eingebüßt zu haben, wird keine Zeit lindern, und wenn es weniger lebhaft in mir ist, so ist es nur die Gewöhnung an Schmerz und Verlust, welche es dämpft.

Schlegel einige Monate bis zu seiner weiteren Bestimmung hier zu haben ist wirklich ein Trost für mich – den ich genieße, bis er auch wieder vorüber geht.

An Friedrich Schlegel ⟨August 1795?⟩

Darinn ist er ⟨Wilhelm⟩ verändert, daß er die französische Sprache den übrigen vorzieht, daß sie ihn fortreißt, und daß er allerliebste französische Briefe schreibt, die ich denn doch nicht mit den deutschen, die er mir geschrieben, eintauschen möchte. Auch denkt er etwas anders über meine Freunde, die Republikaner, und ist gar nicht mehr Aristokrat. Seine Partheylosigkeit über diesen Gegenstand ist ein Reiz mehr seiner Unterhaltung. Ach ich werde ihm noch Leidenschaftlosigkeit ablernen – und dann ist meine Erziehung vollendet.

[1] Ihr Julius war am 20. April 1795 gestorben.

Wahrlich, lieber Friz, ich werde zulezt wohl auf die Idee gerathen mich zu bilden und zu meistern, um alles was da geschieht ruhig mit ansehn zu können. Sie werden es kaum glauben, daß ich in diesem Betracht aus dem Aufsaz über den französischen Nationalcharakter[1] Nuzanwendungen gezogen habe. Diesen Aufsaz, den Wilhelm unreif nennt, in welchen er Ursache und Wirkung mit einander verwechselt und die Thatsachen selbst nicht treu dargestellt findet. Mir fiel die Richtigkeit der Ansicht auf, daß Leidenschaft, aus welcher die höchste Kraft und Genuß hervorgehn, gemäßigt und abgeleitet werden muß, um Tugend und Glück zu erzeugen. Ist es nicht so, daß der wesentliche Unterschied zwischen Ihren alten Griechen und meinen Neufranken in dem Grade der Leidenschaft besteht? Geben Sie diesen etwas weniger heißes Blut, so müsten alle Völker der Erde sie beneiden und lieben. Woher komt es ihnen aber und wie sollen sie es vertilgen? Das Clima und seine Produkte bleiben dieselben — die Phantasie hat eine Richtung genommen, welche die Revolution noch nicht dadurch anders gelenkt hat, daß sie ihr andre Begriffe unterschob. Mir scheint sie mehr durch den Zufall verstimt zu seyn, der Gallien einem Eroberer unterwarf, als durch jeden sonstigen Einfluß.

An Luise Gotter 20. August 1795

Du hälst genaue Rechnung mit Deinen Briefen, meine gute Louise — denn gewiß bildest Du Dir ein, nicht schreiben zu dürfen, weil es zweifelhaft ist, wer zulezt geantwortet hat. Ich bin gar zu fleißig gewesen, sonst hätte ich eher danach gefragt; die Meße gab uns manches zu thun. Du solltest nur sehn, wie auf der Gallerie unsre Arbeiten prangten. Es hat sich auch bis auf weniges ziemlich verkauft unter ausländischer Firma. Ein andermal gehts wohl noch beßer.

Das neuste ist, daß ich von dem Freunde in Berlin ⟨Meyer⟩ durch die dritte Hand Nachricht habe. Die Campen war dort, lernt

[1] Ein Aufsatz des Historikers Karl Ludwig Woltmann in Schillers „Horen".

ihn von ohngefähr kennen, und hat ihn seitdem fast täglich gesehn. Ich hatte ihr vor der Reise kein Wort von Berliner Bekannten gesagt, muß es also wohl glauben, daß sie eine Menge Grüße von Zöllner, Biester usw., die sie mir mitbrachte, wirklich empfangen hat. Zulezt nannte sie Meyer – sie hätten viel von mir gesprochen – er hätte die Hände über den Kopf zusammengeschlagen, wie er gehört hätte, daß ich hier wäre – ich hätte einen warmen und braven Freund an ihm. Nun sag mir, ob das nicht der Mensch in der Fabel ist, der kalt und warm aus einem Munde bläßt. Das wett ich, ohne Aneckdoten ist es doch nicht abgegangen. Er führt ein sehr regelmäßiges Leben, wie sie mir sagt. Das ist eine Tugend seines Egoismus. Aristokrat ist er nicht mehr, vermuthlich weil man sich in Berlin allgemein der Neigung für Frankreich überläßt, und es öffentlich thun darf, da es einem Bundesgenoßen gilt, so hat er für gut gefunden sich zu conformiren. Er hat gegen Campen völlig den Demokraten gemacht, und Braunschweig die erste Stadt in Deutschland genannt. Sie war sehr eingenommen von seinem Wiz. Es gehört aber auch Wiz dazu gewiße Dinge zu behaupten.

An Luise Gotter ⟨Herbst 1795⟩

Grüße aber Minchen und sage: ich wäre nun doch viel glücklicher wie sie – ich hätte meinen Freund ⟨Wilhelm Schlegel⟩ nicht in Breslau, sondern, wenigstens auf den Winter, ganz nahe bey mir. Und er wäre theils deswegen hergekommen, weil er gern einmal bey mir hätte seyn mögen, und theils weil er in dem verfluchten Hannover nicht seyn möchte. Im Frühjahr schick ich ihn nach Sachsen, und da komt er durch Gotha.

An Luise Gotter 13. Oktober 1795

Du bist ein Kind, was Schlegeln und meine Nahmensveränderung betrift. Kan man denn gar keinen Freund haben, ohne sich auf Leben und Tod mit ihm zu vereinigen?

An Georg Joachim Göschen ⟨Januar 1796⟩

Ich kann mich auch von dem Freunde nicht trennen, von dessen Treue und Liebe niemand beßer überzeugt seyn kann als Sie – das heißt denn so viel, es ist ihm ebenfalls unmöglich wieder ganz entfernt von mir zu leben, und wenn über kurz oder lang der Augenblick kommt, wo seine Bestimmung ihn von mir ruft, so werden wir uns wohl entschließen müßen, dies Bündniß in ein anderes zu verwandeln, damit ich ihm mit Anstand folgen kann. Dann seh ich Sie auch wieder und Ihre Frau und Ihr ganzes Haus.

An Luise Gotter 10. Februar 1796

Von den Leuten, die ich meine Freunde nenne, weiß ich wenig. Ich habe Hubers lezten Brief vom October erst eben beantwortet. Nachgerade bin ich so weise mich nur um die wenigen zu bekümmern, von denen ich so gewiß, wie eine Sonne am Himmel steht, weiß, daß sie mich lieben. Mithin bekümmre ich mich auch nicht um Meyer, außer daß ich der Vieweg[1] aufgetragen hatte ihn mit der Ebert[2] zugleich zu bitten und sie neben einander zu sezen. Das ist geschehn; nach Tische komt er zu ihr: den Poßen würd er ihr nicht vergeßen. Da vertraut sie ihm, daß sich Mad. Böhmer empfelen ließe und er es ihr zu danken hätte. Artige Sachen von ihm stehen in Schillers Allmanach. Ich ruhe nicht, Gotter muß künftiges Jahr etwas in diesen Allmanach geben – das wird allerliebst gegen die hochfahrenden Poesien abstechen, die gereimten Metaphysiken und Moralen, und die versifizierten Humboldeschen Weiblichkeiten.[3] Schillern hängt das Ideal gar zu sehr nach – er meint, es ist

[1] Frau des Verlegers Vieweg. – [2] Die Witwe des „Bremer Beiträgers" J. A. Ebert, die auch von Schiller als „widerwärtig" bezeichnet wurde. – [3] Von Schiller enthielt der Almanach außer der „Macht des Gesanges", den „Idealen" u. a. auch die „Würde der Frauen", die Caroline mit zwei Aufsätzen W. v. Humboldts über den „Geschlechtsunterschied" usw. in Verbindung bringt.

ſchon gut, wenn ers nur ausſpricht. Das hat mich ſehr divertirt, daß man die Epigramme[1] abſeits gethan, eine Schranke gezogen, und ſie ſo zu ſagen wie junge Ferklein in ein Kövchen allein geſperrt hat. Es ſind muntre Dinger und ich mag ſie gern.

An Luiſe Gotter 5. Juni 1796

Du haſt mich vergeßen, liebe Louiſe – Seit Monaten fleh ich vergebens um ein Wort. Auguſte verſchmachtet faſt – wirklich, ich habe zu thun gehabt um ihre heftige Sehnſucht nach einem Brief von Cécilen zu mildern, ſie ſtieg mit jedem Poſtag, und brach in Klagen und Schmähungen aus. Wie komt es, daß Ihr unſrer ſo gar nicht achtet? Wir haben in unſrer Verzweiflung den Vorſaz gefaßt, euch in eigner Perſon darum zu fragen, und Du mußt nicht erſchrecken, Liebe, wenn ich Dich um ein Obdach für ein oder zwey Nächte, etwa in der Mitte des Julius, erſuche. Diesmal ſolſt Du nicht vergebens nach mir ausſehn – ich komme unter guten Schuz, aber für den Schuz bitt ich auch um ein Quartier. Du haſt ja zwey Betten, Guſtel ſchläft bey Cécilen.

Gotter wird meinen Schuz gewiß gut und in den ſeinigen aufnehmen. Schilt übrigens ja nicht auf mich, daß ich ſo lange ſchweigen konte. So viel Kummer und Sorgen können das Herz wohl verſchließen, aber der erſte Strahl der Freude öfnet es, wenn es von Natur ſo wenig verſchloßen iſt, wie das meinige.

Jena

An Luiſe Gotter 11. Juli 1796

Liebe Louiſe, ich hoffe, Du biſt ſo glücklich wieder in Gotha angelangt, wie wir in Jena. Daß Du nicht mit her kamſt, war doch gut, denn zu Anfang ging alles drunter und drüber, doch kamen wir ſämtlich die Nacht noch zur Ruhe, und es macht ſich

[1] Goethes anonyme „Epigramme Venedig 1790."

nun schon alles. Das Haus ist klein, aber recht artig. Nur in Einem Stück hat Schlegel mich betrogen – hintergangen! Er schrieb von weißen Vorhängen. Die Wahrheit ist, daß kleine graue Läpchen vor den Fenstern hängen. Da mußt Du mir gleich helfen, meine Liebe Gute. Ich kan diesen Gräuel nicht mit ansehn. Auch hab ich meinen Thee bey Dir gelaßen. Darüber hat S. sehr geschmält, und ich habe gestern, da Hufelands[1] zu mir kamen, bey der Schiller Thee borgen müßen. Schick mir den auch mit... Vorgestern nach Tisch gingen wir zu Schillers, denn an demselbigen Abend wars nicht mehr möglich. Ich hatte mir alles grade so gedacht, wie es war – nur schöner fand ich Schillern, und sein Knabe ⟨Karl⟩ ist prächtig. Eben gingen wir hin, da kam man uns mit der Nachricht entgegen, daß sie von einen zweyten Knaben ⟨Ernst⟩ vor einer Vierthelstunde entbunden sey. Er kam zu uns heraus und war gar freundlich und gut. Morgen, meint er, würd ich sie wieder sehn können, denn sie ist recht wohl. Das erstemal kam die Kalb[2] hin mit der kleinen Rezia. Die Schiller hat noch glücklich ein Mädchen für mich aus Rudolstadt bekommen, das schon da war, und mir bis jezt äußerst behäglich scheint, und kochen kan. – Wir gingen von ihnen zu Hufelands, die uns wie Verwandte empfiengen. Gestern waren sie schon wieder bey uns, und luden uns auf Morgen Abend ein. Da will ich denn vorher zu der Schüz[3] gehn.

Habe ich sonst noch etwas bey Dir gelaßen, so vorenthalte es mir nicht, ob Du mir gleich unzählig mehr Verpflichtungen mit auf den Weg gegeben. Wir danken euch noch herzlich für alles so sehr Gute und Liebe. Wann werden wir es euch nur ein

---

[1] Der Jurist Gottlieb Hufeland hatte eine Braunschweigerin zur Frau. Als Mitherausgeber der „Allgemeinen Literaturzeitung", deren eifriger Mitarbeiter Schlegel damals war, kam er später in heftige Streitigkeiten mit ihm. – [2] Schillers Mannheimer Freundin lebte 1794 bis 97 in Weimar. – [3] Ihr Gatte war Professor der Eloquenz und Mitherausgeber der Literaturzeitung.

Ansicht der Stadt Jena vom Rasenmühl-Berge

wenig vergelten können? Nun geht es doch aber endlich über Stock und Block, die wir hinter uns laßen, weg, im graden Gleise, wie Ihr lange gegangen seyd, und in einem nachbarlichen dazu. Ich bin auch unbeschreiblich froh. Grüße die Deinigen.

Die Luft vertrieb mein Kopfweh. Schlegel war angst, die Felsen am Eingange möchten mich abschrecken. Aber ich achtete nichts, als das Gute und Angenehme, und bin schon mit diesem romantischen Thal ganz befreundet. Gustel lebt noch in der Errinnerung.

An Luise Gotter 17. Juli 1796

Diesen Morgen lag ich noch im Bett, als ich ein weitläuftiges Billet von Schüz bekam, worinn wir zu einer Spazierfarth eingeladen wurden, allein das schlug ich ab.

d. 18. Jul. Und wohl mir, daß ich es that. Ich hätte Göthen versäumt. Gestern Nachmittag da ich allein war, meldete man mir den Hrn. Geheimerath. Ohngemeldet hätte ich ihn nicht erkant, so stark ist er seit 3 Jahren geworden. Er war gar freundlich, freute sich, mich in so angenehmen Verhältnißen zu treffen, sagte viel schönes von Schlegel, bis dieser selbst kam. Er hat mir gedroht, oft, auf seinen Weg ins Paradies, bey uns einzusprechen. Wir gingen nachher zu Schillers, und Abends in den großen hiesigen Clubb, wo er an beyden Orten war. Diesmal wird er nicht lange bleiben; er hat nur das Ende von Wilhelm Meister herüber gebracht, um mit Schiller darüber zu sprechen.

Frau von Kalb hab ich oft bey der Schiller getroffen, die fortfährt sich wohl zu befinden. Jene sagt mir mit einer leichten Wendung, daß ich sie des Morgens einmal besuchen möchte. Ich habe dies für einen Befehl gehalten und bin hingegangen. Höre – es ist doch eine Adliche, et même très fort, so artig sie ist. So viel ich durch den Adel hindurch sehn konte, scheint sie wirklich Geist zu haben. Giebt es aber vielleicht nicht mehr

wie Eine Fr. von Kalb? Dieſes kan ohnmöglich diejenige ſeyn, die bey der Eſther[1] in Thränen zerfloßen iſt. Sie hat mir eben ſo leichthin geſagt, daß ich ſie in Weimar beſuchen möchte.

d. 20 Jul. Das wird ein ordentliches Tagebuch. Ich bin geſtern erbärmlich krank geweſen, darum blieb der Brief liegen. Es war am Sontag ſo heiß, daß ich den halben Tag in Einem Röckchen und ohne Strümpfe ging, da hab ich mich verkältet und einen geſchwollnen Hals — und Fieber bekommen, ſo daß ich nun dieſen Abend aus einer Geſellſchaft bey Woltmann bleiben muß, wo Göthe iſt, wenn er nicht noch geſtern Abend weggeritten iſt.

Auf dem großen Clubb ſah ich Loders[2], Rath Hufelands u. ſ. w. Man war von allen Seiten ſehr artig. Geſtern beſuchte uns Böttticher[3] aus Weimar. Du kanſt denken, was es da für ſüße Reden gab.

An Karl Schlegel und Frau in Hannover ⟨Juli 1796⟩

Die Bewohner der Hügel und Felſen an dem Ufer der reißenden Saale grüßen die Einwohner der Reſidenzſtadt an den flachen Ufern der ſtillen Leine, und verſichern, daß ihnen recht wohl zu Muth iſt. Vors erſte werdet Ihr auch ſicher nichts anderes von uns erwarten. Ich habe Mütterchen gemeldet, auf welche Art es uns wohl geht, und bitte, ihr nur zu enträthſeln, was ſie in meinem Brief nicht ſollte leſen können. — Göthe hat den letzten Theil des Wilh. Meiſter, hinter ſich aufs Pferd gebunden (denn er reitet troz ſeiner Corpulenz wacker darauf los), in Manuſcript herüber gebracht, und Schiller ſagte geſtern, daß er uns in den nächſten Tagen zu einer Vorleſung deßelben einladen würde. Ich wünſchte, daß Sie das, ohne ſich von der Stelle zu bewegen, mit anhören könnten. Es hat mir große

[1] Paroditiſches Drama von Gotter. — [2] Profeſſor der Medizin. — [3] Gymnaſialdirektor in Weimar, Archäolog, Mitherausgeber von Wielands Zeitſchrift „Teutſcher Merkur", genannt „Herr Überall".

Freude gemacht Göthen, und zwar so holdselig, wiederzusehn. Er sprach davon, wie lustig und unbefangen wir damals noch alle gewesen wären, und wie sich das nachher so plötzlich geändert habe. Fichten habe ich auf dem Clubb kennen lernen, ein kurzer untersäzziger Mann, mit feurigen Augen, sehr nachläßig gekleidet. Er hat seinen Sohn Immanuel Hartmann taufen laßen. Jena scheint mir ein grundgelehrtes, aber doch recht lustiges Wirthshaus zu seyn. Unter uns, die Studenten sehn immer noch etwas barbarischer wie in Göttingen aus, es komt mir vor, als hätten sie alle einen ganz verbrannten teint.

An Luise Gotter 4. September 1796

Bisher, meine liebe Louise, hast Du Dich der Nachbarschaft nur in Comißionen zu erfreuen gehabt, aber so Gott will, wird auch eine andre Zeit kommen. Vorgestern war Deine Schwester bey mir und da hab ich mirs recht lebhaft gedacht, Dein liebes Gesicht bald bey mir zu sehn. Sind wir erst in der Stadt, so verschmäh keine Gelegenheit, mir die Vorstellung wahr zu machen, denn da hab ich gleich mit auf eine Herberge für Dich gerechnet. Ganz en famille sollt Ihr freylich erst nächsten Sommer kommen, wenn jeden Tag eine andre Herrlichkeit der Gegend vorgenommen werden kan.

Es geht mir noch immer über alle Maaßen wohl hier, und ich habe mich recht angesiedelt, mit dem Gefühl, als wenn meines Bleibens hier seyn könte. Meinem Vorsaz wenig Bekantschaften zu machen bin ich treu geblieben. Von der studierenden Jugend werd ich nichts gewahr, und ich bin wenigstens gesichert, daß sie mir die Fenster nicht einwerfen kan, da wir künftig über einen Hof hinüber wohnen. Spaziergänge nehmen wir jeden Abend vor, und die heilige Dreyzahl unsres häuslichen Zirkels hat sich in eine partie quarrée seit der Ankunft meines Schwagers ⟨Friedrich⟩ verwandelt, der uns mit seinem inn und auswendig krausen Kopf viel Vergnügen macht. Für den Spätherbst bekommen wir das Weimarische Schauspiel. Göthe ist

jezt wieder hier und läßt das Theater arrangiren, sonst giebt er sich diesmal viel mit Raupen ab, die er todt macht und wieder auferweckt. – Wenn Du den Allmanach siehst, so wirst Du auch sehn, wie er sich seither mit dem Todschlagen abgegeben hat. Er ist mit einer Fliegenklappe umhergegangen, und wo es zuklappte, da wurde ein Epigramm ⟨die Xenien⟩. Schiller hat ihm treulich geholfen, sein Gewehr giebt keine so drollige Beute von sich, aber ist giftiger. Göthe hat eine Parodie auf den Calender der Musen und Grazien ⟨von Manso⟩ gemacht, die einem das Herz im Leibe bewegt. Es heißt die Musen und Grazien in der Mark –

ach wie freu ich mich, mein Liebchen,
Daß Du so natürlich bist!
Unsre Mädchen, unsre Bübchen
Spielen künftig auf dem Mist

so sagt er unter andern darinn.

Wir hatten wieder einige Gastirungen. Göthe war mit bey Hufelands. Schillers haben andre Gäste, deren ich für mein geringes Theil allenfals entübrigt wäre, das ist ihre Schwester ⟨Karoline⟩ und Schwager, ein dicker Hr. von Wohlzogen, der während der Revolution viel in Paris gewesen ist. Die Schwester ist nicht halb so natürlich wie die Schiller, und kan einem faut soit peu Langeweile machen.

An Luise Gotter 3. Oktober 1796

Wenn ich Dir den Allmanach schicke, solst Du auch den Commentar dazu haben. Hier schreib ich Dir ein paar Epigramme vorläufig ab.

Uebrigens, liebster Schaz, zwingt mich das Wizige freylich zum Lachen, aber zur Billigung nicht.

Ich habe gestern bey Schillers Geheimrath Voigts[1] aus Weimar kennen lernen. Er sagte meinen Mann, man hätte ihm gar viel Gutes von mir erzählt. Siehst Du, so dringt die

[1] Goethes Kollege im Staatsministerium.

Wahrheit zu den Thronen durch. Ich umarme Dich herzlich, liebes Weib.

An Luise Gotter 15. Oktober 1796

⟨Bestellungen.⟩ Sieh, dafür bringt sie ⟨Luises Schwester⟩ Dir auch den Allmanach mit, den Du schon hättest, wenn ich mehr wie ein Exemplar besäße, und das hat Schlegel mitgenommen – der – im Vorbeygehn – noch nicht wiedergekommen ist. Allein solt ich eins kaufen, Ende der Woche hast Du ihn! Wie ich höre, sind der falschen Deutungen unzählige. Schützens waren in Leipzig und haben den Specktakel recht mit angesehn. Gutes Kind, wie wirst Du noch erschrecken, wenn Du ihn in die Hand nimst! Freylich sind die Nahmen vollaus geschrieben, wenigstens Manso und Nicolai. Das wäre auch nichts, je öffentlicher, je weniger darf man ihnen Vorwürfe über diese hinterlistigen Waffen machen. Sie hätten alles vollaus nennen sollen, und sich dazu. Ich kan Dir sagen, daß mir das Ding immer weniger gefällt, und ich Schiller (ganz unter uns) seitdem nicht gut bin, denn das glaub, fünf Sechstel rühren von ihm her, und nur die lustigen und unbeleidigendern von Göthe. Schiller wird aber den Handel auch allein ausbüßen müßen – er giebt so unendlich viel Prise – man kan ihn bey allen Ecken faßen, und er ist empfindlich, wie eben seine Rache zeigt.

Fromman nahm mir Schlegeln in aller Eile weg[1], und ich weiß noch nicht, wann er wieder kommen wird. Vermuthlich geht er noch weiter. Allerdings habe ich die Zeit genuzt um herein zu ziehn, und bin auch schon leidlich etablirt. Im Haus selbst wird nur noch allerley getrieben. Tischler und Mahler sind noch dabey, so daß die Avenuen wenigstens nicht so nett sind, wie meine Stuben. Ich habe eine rechte Freude darüber, daß Schlegel der Unruhe entgangen ist, und ich ihn in die ordentliche Wohnung einführen kan. Er ist keiner von den Gelahrten, die für Ordnung und Eleganz keinen Sinn

[1] Schlegel reiste mit dem Buchhändler Frommann nach Leipzig.

haben; nun ist zwar die Eleganz noch auf einen frugalen Fuß bey mir, indeß sieht es doch schon anders aus, wie im Gartenhause.

Mein erster Besuch in der neuen Wohnung war Blumenbach, geschmeidig und liebevoll wie immer. Ich hatte kaum gedacht, daß er zu mir käme — es that mir nur leid, daß Schlegel nicht da war, und Blumenbach nicht länger blieb. Es wäre mein Stolz gewesen, wenn er auch ein bischen von meiner zweyten glücklichen Ehe gesehen hätte. An meiner ersten hat er sich mehrmals erbaut, und ich bin wahrlich seitdem nicht schlimmer geworden.

Die Paulus[1] ist wieder hier, und trägt die dreyfarbige Cocarde. Das darf sie nun hier thun — und ich habe es in Mainz nie — nie — gethan. So gerecht gehts in der Welt zu. Sie ist übrigens eine artige kleine Frau, die den Franzosen gewiß gut gefallen hat.

d. 17ten. Eben ist Schlegel wieder zu Haus gekommen, der liebe Mensch. Ich habe eine rechte Freude. Er ist in Deßau bey Tischbeins[2] gewesen.

An Luise Gotter ‹22.? Oktober 1796›

Ich erhalte eben Dein Briefchen, liebe Louise, da ich damit umgehe Dir den Allmanach durch den Zeitungsboten zu schicken, weil Deine Schwester erst Dienstags weggeht. Das will ich denn auch gleich ausführen, aber ich erschrecke, da ich an den Commentar denke. Das wird schriftlich eine weitläuftige Comißion seyn. Vieles erklärt sich wohl selbst. Manches kan ich wirklich nicht erklären, weil Schiller ein unverbrüchliches Stillschweigen beobachtet und nur dies und jenes verneint und bejaht hat. Doch will ich frisch dran gehn in aller Kürze...

[1] Die später mit Caroline verfeindete hübsche Frau des Theologen H. E. G. Paulus. — [2] Der Porträtmaler J. A. Tischbein, ein Vetter von Goethes italienischem Freund, mit W. Schlegel von Holland her bekannt, Hofmaler in Dessau, seit 1800 Direktor der Kunstschule in Leipzig.

⟨Seite⟩ 239 ⟨d. i. Xenion 161 bis 176⟩ komt Göthe mit der Naturgeschichte und Optick. Ich habe ihn viel darüber reden hören, also versteh ich sie wohl, aber sie können nicht jedermann so lustig dünken, wie dem, der ihn diese Epigramme sagen hörte, denn er macht die seinigen nicht erst auf dem Papier: sie entwischen ihm.

An Luise Gotter ⟨Oktober/November 1796⟩

Am Sonnabend gab die Schütz eine Theegesellschaft, wo es deliziösen Aepfelkuchen, lauter kleine artige Frauen (eine ausgenommen) und einen höchst skandaleusen Busen zu schauen gab. Der arme Mann hatte Krämpfe. Sie ist denn doch wirklich ein ganz schamloses Geschöpf, und ihre Artigkeit wird einem bald wiederwärtig. Adieu, Liebe.

An Luise Gotter 12. Dezember 1796

Hier haben es die Leute auch alle mit dem Schauspielen gekriegt, und ich habe in dieser Woche ebenfals die Reise nach der Stadt ⟨von Iffland⟩ gesehn von einer Gesellschaft, bey der die Döderlein ist, auf einem ganz kleinen Theater 2 Ellen ins Gevierte in einem kleinen Parterre, das grade 2 Duzend Menschen faßte, aber darunter waren einige Kunstrichter von Gewicht, als zum Exempel ich und der Kammerherr von Einsiedel.[1] Wir haben uns nicht gesprochen, aber vermuthlich ist doch so viel Sympathie zwischen uns gewesen, um gemeinschaftlich zu bemerken, wie sehr es an Raum, an Leben und an Seele fehlte. Wenn wir uns mit einander hätten unterhalten können, so wären wir für das Zusehn doch wahrscheinlich ein wenig belohnt worden. Das ließ sich aber nicht thun. Es war der Geburtstag des alten Eckard und Einsiedel in Geschäften hier, wo er Mittags bey Eckard aß, und so mit ins Schauspiel kam. Drey Plätze waren leer gelaßen, ich saß zunächst, aber der alte E.

[1] Kammerherr der Herzogin Anna Amalia, der u. a. mit Gotter mehrere Dramen verfaßte.

wurde mein Nachbar, und Einsiedel kam zwey Personen von mir. Ich konte ihm doch nicht zurufen, Hr. Cammerherr, setzen Sie sich hierher, ich möchte mich gern von einen gemeinschaftlichen Freund mit Ihnen unterhalten! Und also hab ich nichts davon gehabt, als daß ich einen Kammerherren gesehn habe, der sich auch in einen engen Raum recht artig zu behelfen wußte.

Die Gegengeschenke sind mir gleich zu Gesicht gekommen; es ist nur Eine Stimme darüber. Daß Jacobs[1] nichts davon wußte, ist mir recht lieb, und ich hab es auch Schillern gesagt, auf den sie übrigens gar keinen Eindruck machten. So weit hab ich es denn doch nach und nach bey Schlegel gebracht (tropfenweis, wie der Fels ausgehölt wird), daß er weit günstiger für Jacobs gesinnt ist, und ihn nun recht freundlich bewillkomnen würde. – Wenn Du den Wilhelm Meister hast, was soll ich Dir denn schicken? Daran kanst Du lange lesen und nachdenken.

Um auf unsere Theaterlust zurückzukommen – die Schütz hat mir offenbart, daß sie auch eins in ihrem Hause anlegen will. Sie hat mir, wie es schien, nicht mit großer Zuversicht eine Rolle angeboten. Das erste Stück soll der Geizige von Moliere seyn, übersezt von ihrem Hrn. Sohn. Sie scheint also den guten alten Geschmack wieder emporbringen zu wollen, nur schade, daß es durch Hülfe eines Schülerexercitiums geschieht. Wir haben von andern aufführbaren Stücken gesprochen, ich habe mir verlauten lassen, daß ich in der Stella wohl die Cäcilie mir zutraute, und da hat sie es mit beyden Händen ergriffen, weil sie gern die Stella übernähme. Nun denk Dir! Wer würde alsdann für die verlaßene Cäcilie nicht eine liebevollre Theilnahme wie gewöhnlich haben?

Ich gehe heut zu der ⟨Sophie⟩ Mereau, die lezthin auch mitspielte; sie machte die verdorbne Tochter vom Hause.

[1] Philolog, Uebersetzer, Ästhetiker und Romanschriftsteller in Gotha.

Grade zu rechter Zeit traf gestern Dein Päckchen noch ein, liebste Seele, und Auguste und ich danken Dir herzlich für die gütige und gute Besorgung. Täglich und stündlich denk ich an Euch, und wäre Weimar nicht weiter von Gotha wie von hier, so hätte ich nicht geruht, bis ich von dort aus zu Euch gekommen wäre. Sey nicht ganz sicher vor einem solchen Ueberfall. Wenn ich mir ihn selbst nur als möglich vorstelle, so ists bald geschehn. Meistens scheint es mir freylich gar nicht thunlich meine 4 Wände zu verlassen. Auch nach Weimar reißte ich nicht sowohl, als daß die Pferde mit mir davon reißten. Nachher war ich es freylich ganz zufrieden – ohngeachtet ich wieder den Cammerherrn von Einsiedel nicht kennen gelernt. Was mag das Verhängniß dabey für schlaue Absichten haben! Am ersten Abend waren wir im Schauspiel. Wir hatten gar nicht gewußt, was gegeben werden würde, zum Glück war es nichts uninteressanters als eine Oper, die heimliche Heyrath, italiänische Musik, von Cimarosa, die ich in Braunschweig von den Italiänern und immer sehr gern gehört hatte. Mit dem aller Welts Cicerone, dem theuren Böttticher, und seiner lieben Frau, die eben so süß und so feyerlich ist, und die Augen bis zum Weißen verkehrt, die Hände faltet und schön! schön! ruft, gingen wir hin, und Mlle. ⟨Corona⟩ Schröder[1] saß vor mir. Ich merkte, daß sie sich bey meinen Nachbarn nach dem fremden Gesicht erkundigte, und erkundigte mich auch, mit einer Ahndung, daß sie es seyn könte. Da präsentirte man uns einander. Nun ging ich am 2ten Morgen drauf um 11 Uhr zu ihr, nachdem ich es ihr früh wißen laßen. Schlegel ging mit und wollte Einsiedel besuchen; der hatte eben ausgehn müßen. Abends um 5, wie wir von Göthe zurückkamen und gleich wegfahren wollten, ließ sich Einsiedel ansagen und war vielleicht schon unterwegs, aber wir auch unterwegs in den Wagen, und das ist nun die traurige Geschichte, wie sich Menschen verfehlen! Nachdem bey der

[1] Kammersängerin Anna Amalias; die erste Darstellerin der Iphigenie.

Schröder die erste Steifigkeit gelenkig geredet worden war, hat sie uns, und Schlegeln noch besonders für sich, doch recht wohl gefallen. Ich habe sie sehr nach Jena eingeladen, und wenn Ihr im Sommer kommt, so wollen wir sehn, ob sie sich nicht einen Tag herüber verfügt. – Frau von Kalb habe ich auch gesehn, aber Ihr mögt sagen was Ihr wollt, sie kan am jüngsten Gericht als eine ächte Adliche bestehn, und wird so erfunden werden. Über Mangel an Artigkeit hab ich gar nicht zu klagen – allein ihr Geist – und Geist hat sie – ist doch in eine etwas schiefe verrenkte Form gegoßen. – Wer mich entzückt und fast verliebt gemacht hat, das ist Herder. Wir hatten einen Thee dort, zu welchen Wieland beschieden worden war, den ich in einer außerordentlich guten Laune gesehn haben soll, und es ist wahr, er sagte lustige Sachen, unter andern schimpfte er gegen die Schweine, deren Schöpfung er dem lieben Gott nie verzeihn könte – und die er in dem höchsten Anfall von Unwillen darüber Antigrazien nannte – dann über die Xenien – und über Fr. von Berlepsch, Genlis, Staal ⟨Staël⟩ usw. Aber von mir hat er nachher gutes gesagt, ob er gleich einen argen Schnupfen von dem Abend gekriegt hatte. Er hätte auch den Hals brechen können, weil es just so glatt wurde, als sich „die ältesten Menschen" (ists nicht so der rechte Styl?) nicht errinren konten. Madam Herder habe ich mir kleiner, sanfter, weiblicher gedacht. Aber für die fehlgeschlagne Erwartung hat mich der Mann belohnt. Der Curländische Accent stiehlt einen schon das Herz, und nun die Leichtigkeit und Würde zugleich in seinem ganzen Wesen, die geistreiche Anmuth in allem, was er sagt – er sagt kein Wort, das man nicht gern hörte – so hat mir denn seit langer Zeit kein Mensch gefallen, und es scheint mir sogar, daß ich mich im Eifer sehr verwirrt darüber ausgedrückt habe. Den Mittag darauf waren wir bey Göthe, und Herder auch, wo ich bey ihm und Knebeln[1] saß, allein ich hatte den Kopf immer nur nach

[1] Der Dichter und Übersetzer K. L. v. Knebel lebte, nach seiner Pensionierung als Weimarer Prinzenerzieher, zeitweilig in Jena, ständig seit 1805.

Einer Seite. Göthe gab ein allerliebstes Diner, sehr nett, ohne Uberladung, legte alles selbst vor, und so gewandt, daß er immer dazwischen noch Zeit fand, uns irgend ein schönes Bild mit Worten hinzustellen (er beschrieb zB. ein Bild von ⟨J. H.⟩ Fueßli aus dem Sommernachtstraum, wo die Elfenköniginn Zetteln mit dem Eselskopf liebkoset) oder sonst hübsche Sachen zu sagen. Beym süßen Wein zum Desert sagte ihm Schlegel grade ein Epigramm vor, das Klopstock kürzlich auf ihn gemacht, weil Göthe die deutsche Sprache verachtet hat, und darauf stießen wir alle an, jedoch nicht Klopstock zum Hohn; im Gegentheil, Göthe sprach so brav, wie sichs geziemt, von ihm. Gern wär ich noch länger dageblieben, um bey Göthe nicht allein zu hören, sondern auch zu sehn, und daneben freylich auch zu hören, aber das muß auf den Sommer verspart bleiben. Was ich sah, paßte alles zum Besitzer — seine Umgebungen hat er sich mit dem künstlerischen Sinn geordnet, den er in alles bringt, nur nicht in seine dermalige Liebschaft, wenn die Verbindung mit der Vulpius (die ich flüchtig in der Comödie sah) so zu nennen ist. Ich sprach noch heute mit der Schillern davon, warum er sich nur nicht eine schöne Italiänerinn mitgebracht hat? Jezt thut es ihm freylich auch wohl nur weh die Vulpius zu verstoßen, und nicht wohl sie zu behalten. — Du siehst, daß wir unsre Zeit in Weimar recht gut zugebracht haben. Sollten wir einmal wieder hingehn, so will ich doch Schlegel bitten, daß er sich der Herzogin Amalie bekant machen läßt, und Einsiedel soll uns alsdenn gewiß nicht entgehn. Knebel ist seitdem hier bey uns gewesen — ein ehrlich Gemüth von einem Edelmann! — Wenn wir — oder auch ich allein — im Gasthof waren, so leistete uns Falk Gesellschaft, der Satiren schreiber, das gutmüthigste Kind von der Welt, der sich jezt in Weimar aufhält und von den Weimeranern lieb haben läßt, die immer jemand des Schlages haben müßen. Im Frühjahr war es Jean Paul Richter, in deßen Büchern Gotter gewiß nicht Eine Seite läse.

Von ⟨Friedrich Schlegel⟩ steht mit seinem Nahmen im Journal Deutschland ein Aufsatz über Göthe, der ihn allenfals als Panegiristen gelten lassen könte, obwohl eine vollkomne Freymüthigkeit darinn herrscht. Hingegen mein Schlegel hat nie etwas über Göthe besonders geschrieben, ob er ihn gleich im Innersten seiner Seele lieb und werth hat.

An Carl August Böttiger in Weimar 5. Januar 1797

⟨Nachschrift zu einem Brief Schlegels.⟩ Ich bin Ihnen noch ganz besonders für die Mittheilung des Mercur verbunden, da ich das Gespräch ⟨Wielands über die Almanache⟩ wirklich schon, zwar in aller Eile, indem Schlegel schrieb, aber doch mit einigem Verstande (in der Eile haben wir Weiber gewöhnlich beßern Verstand als in der Ruhe) gelesen habe, und ganz außerordentlich damit zufrieden bin, welches nicht anders seyn kann, da ich mir einbilde ohngefähr eben so geurtheilt zu haben. Schicken Sie uns ja das nächste Stück, sobald es gedruckt ist, und Sie sollen im voraus schönstens bedankt sein.

An Luise Gotter 13. Februar 1797

Hab ich Dir geschrieben, daß mein jüngster Bruder ⟨Philipp⟩ fast närrisch vor ehelicher Seeligkeit ist – es mag ein Monat seyn, daß er getraut wurde, und er bittet schon zu Gevatter. Man muß sagen, es schien zwar dann und wann mit einigen von unsrer Familie nicht recht fort zu wollen, aber am Ende sind wir doch im Heyrathsfach sehr glücklich und loben Gott alle Tage. Wären wir so reich wie seelig! Obschon das nicht mein Hauptwunsch ist.

Aber Beste, Schlegel wird Dich noch inkommodiren müßen. Er bedarf auch der ungebundnen Bibliothek der schönen Wissenschaften. Gotter kan sich darauf verlaßen, daß ihnen nicht ein Häärchen gekrümmt wird. Schlegel ist der ordentlichste Mensch von der Welt und kan keinen Faden liegen sehn ohne darüber zu stolpern.

An Luise Gotter ⟨Anfang 1797⟩

Du würdest Dich über Gustel freun — sie wird täglich niedlicher und heller im Kopf, ohne im mindesten ihre reine Güte einzubüßen. Ich bin überzeugt, blos die Entfernung vom Gemeinen, in welcher Auguste beständig erhalten worden ist, hat sie zu dem, was sie ist und werden kan, erzogen.

An Friedrich Schiller

⟨Nachschrift zu A. W. Schlegels Brief vom 1. Juni 1797[1]:⟩ Vergönnen Sie mir, selbst zu bestätigen, was mein Mann Ihnen in meiner Seele betheuert hat. Ich habe so wenig wie er je den entferntesten Antheil an dem Vorgefallnen genommen — ich habe die Rezension, von der jezt die Rede ist, noch bis diese Stunde nicht gesehn, und mische mich in so verwickelte Dinge nicht. Wir verehren und lieben Sie so aufrichtig, daß diese grade und feste Gesinnung uns auch auf einen graden Weg führte, wenn noch so viel anscheinende Collisionen da waren. Vergeben Sie mir, daß ich diese Versichrung jezt nicht unterdrücken kan, da Schlegel in Gefahr ist ein Glück einzubüßen, wovon ich weiß, wie sehr es ihm am Herzen liegt.

An Luise Gotter 7. September 1797

⟨Einladung⟩. Wenn ich es irgend möglich machen kan, so komme ich auf einen Tag herüber. Auf länger gehts nicht. Du glaubst nicht, wie unentbehrlich ich dem Freund Schlegel bin, und wirst überhaupt Deine Freude an unsrer artigen Wirthschaft haben. Ich sende Dir ein paar Damen, die ich gern begleitet hätte, wenn Plaz da gewesen wäre, und nicht sonst eini-

[1] Schiller hob den Umgang mit A. W. Schlegel auf, weil er nicht „zugleich der Freund Ihres Hauses und der Gegenstand von den Insulten Ihres Bruders seyn könne." Friedrich Schlegel hatte Schillers „Horen" Programmlosigkeit vorgeworfen: jetzt habe bei ihnen die „Periode der Übersetzungen" begonnen; Schiller rechne offenbar darauf, daß „das Publikum sich alles gefallen lasse".

ges mich zurück hielte, als z. B. ein ganzes Shakesp. Stück[1] abzuschreiben, das unter die Presse muß, und wo sich kein Fremder in die erste Handschrift finden kan – aber ich habe sie bevollmächtigt meinen Bitten an Dich mündlichen Nachdruck zu geben. Sie können Dir sagen, daß ich Schlegeln schon in die dritte Etage geschickt habe, damit wir in der zweyten hübsch beysammen seyn können. Ja, es ist schon gescheuert, und ich habe heut eine Wäsche, wozu mir der liebe Gott Regen geschickt hat. – Aber freylich wirds wohl trocken werden und die Stuben wieder schmutzig, ehe Du kommst.

Auguste scheut sich Cecilen[2] zu schreiben aus mehr wie einer Ursach; sie fürchtet sich sogar, Cecile möchte zu groß und gescheut für sie seyn, und sich nicht mehr mit ihr abgeben wollen. Lezthin träumte sie sogar, Cecile hätte sie sehr kalt empfangen und immer nur auf ein Bild gesehn, das sie in der Hand gehalten hätte. J'espêre, ma chere Cecile, que tu détruiras ces tristes rêves.

Apropos – ich bekomme eben einen Brief von meiner Schwester, und auf der lezten Seite find ich Meyers Hand, der eben auf einer Wanderung durch Niedersachsen in Braunschweig angelangt ist, und mir zärtliche Vorwürfe über mein Schweigen macht. – Er wird sie noch lange zu machen haben.

Auguste hat sich doch in aller Stille ein Herz gefaßt und schickt Cecilen ich weiß nicht was alles für Herrlichkeiten.

An A. W. Schlegel ⟨1797?⟩

Ich habe mir so das Ganze überlegt.[3] Kurz muß er durchaus seyn – höchstens Ein Bogen. Das Stück ist voller Leben, voller Bedeutung, aber doch auch so einfach – es sind keine

[1] „Romeo und Julia" in A. W. Schlegels Shakespeare-Übersetzung. Der Wert von Carolinens Mitarbeit wird neuerdings in Zweifel gezogen. – [2] Die älteste Gottersche Tochter. – [3] Entwurf zu Wilhelm Schlegels Aufsatz „Über Shakespeares Romeo und Julia", in den aus diesem Brief manches wörtlich übergegangen ist.

Räthsel darinn zu lösen. Der Charakter des Mönchs hat Tiefe, ohne Geheimniß. Kein Heiliger, ein würdiger, sanft nachdenkender Alter, ein edel betrachtender Geist, fast erhaben in seiner vertrauten Beschäftigung mit der leblosen Natur, und äußerst anziehend, pickant (wenn Du erlauben willst) durch seine eben so genaue Bekantschaft mit dem menschlichen Herzen. Seine Kentniß deßelben ist mit einer frölichen, ja wizigen Laune gefärbt. Er hat einen schnellen Kopf, sich in den Augenblick zu finden und ihn zu nuzen, muthig in Anschlägen und Entschluß, fühlt er ihre Wichtigkeit mit menschenfreundlichen Ernst. Von seinem Orden scheint er nichts zu haben, als ein wenig Verstellungskunst und physische Furchtsamkeit – er ist frey von Herschsucht, und sezt sich ohne Bedenken aus, um etwas Gutes zu stiften, ist freymüthig und Herr seiner selbst in einer Gefahr, der er nicht mehr entrinnen kan. Es ist sonderbar zu sagen, aber es giebt nichts liebenswürdigres als diesen Mönch, und die erste Szene, in der er auftritt, dient dazu, uns eine achtungswürdige Gewalt in seinem Wesen fühlen zu laßen, die jenen Eindruck durch Verehrung stärkt. Er thut was die jungen Leute haben wollen, aber er scheint uns nicht ihrem Ungestüm, sondern der beynah heiligen Empfindung, der Erfahrung, von dem was Leidenschaft ist, nachzugeben. Er thut an Julien eine Forderung wie an eine Heldin, er mahnt sie zur Standhaftigkeit in der Liebe, wie an eine hohe Tugend, und scheint vorher zu wißen, daß er sich nicht in ihr betrügen wird – in der sich zur Leidenschaft schon die reine gewißenhafte – die fromme Treue der Gattin gesellt. – Julie ist nichts wie Liebe, und doch wär es unmöglich sie nur für ein glühendes Mädchen zu nehmen, das zum erstenmal erwacht, und gleichviel auf welchen Gegenstand verfällt. Diese beyden scheint wirklich ihr guter Geist sich einander zugeführt zu haben – sie treffen sich in einem Blick, und jedes nächste Wort ist wie dieser Blick. Man glaubt mit ihnen, daß hier keine Täuschung stattfinden kan. Selbst Romeos Flatterhaftigkeit giebt uns keinen Zweifel – es ist, als wär seine

erste Anhänglichkeit nur ein Gesicht der Zukunft gewesen, ein Traum seiner Fantasie, ihn vorzubereiten. Und ob wir gleich an beyden nichts sehn wie ihre Leidenschaft, so zeigt sie sich doch so, daß sie auf eine edle Bestimtheit der Seele schließen läßt. Zürnt nicht mit Julien, daß sie so leicht gewonnen wird — sie weiß von keiner andern Unschuld als ohne Falsch dem mächtigen Zuge zu folgen. In Romeo kan nichts ihre Zartheit, und die feinen Forderungen eines wahrhaftig von Liebe durchdrungnen Herzens zurück scheuchen und beleidigen. Sie redet frey mit sich und ihm, sie redet nicht mit vorlauten Sinnen — sondern nur laut, was das sittsamste Wesen denken darf. Der heißen Italiänerinn verzeiht man die Lebhaftigkeit der Vorstellung. Von dem Augenblick an, da sie seine Gattin wird, ist ihr Leben an das seinige gefeßelt; sie hat den tiefsten Abscheu gegen alles, was sie abwendig machen will, und scheuet gleich die Gefahr, entweihet oder ihm entrißen zu werden. Da sie gezwungen wird sich zu verstellen, thut sie es mit Standhaftigkeit, und deswegen ohne Gewißenszweifel, weil sie ihre Eltern nach solcher Begegnung nicht sehr achten konte. Ihren Monolog halt ich für einen von Sh. Meisterzügen, die ohne Flecken sind. Erst der Schauer sich allein zu fühlen, fast schon wie im Grabe — das Ermannen — die Überlegung, der so natürliche Argwohn, und wie sie ihn heldenmüthig, mit einer Seele über alles Arge erhaben von sich weißt — größer wie der Held, der wohl nicht ohne Ostentation die Arzney austrank.

〈Fortsetzung in einem andern Brief:〉 Die Hufland hat vorgestern fast die ganze Rolle der Julie aus Gotters Oper[1] gesungen; die Musik ist sehr edel nach meinem Gefühl. In die Oper selbst ist nichts vom Geist des Originals übertragen. Die Liebenden kommen mir immer wie Julie und St. Preux[2] darinn vor — die sich — Mad. de Stael mag es anders sagen — ein

[1] „Romeo und Julie", Musik von Benda. — [2] In Rousseaus „Neuer Heloïse".

wenig nach Grundsäzen liebten. Sh. Julie ist so jung, so aufrichtig glühend. Dort haben wir eine moralische, hier eine romantische Leidenschaft. Darinn gleicht Romeo dem St. Pr., daß er seinen Schmerz nicht verhehlen und nicht bemeistern kan. Wer aber würde dieses auch von dem Jüngling fordern? Was dem Manne ziemt, weiß der Mönch wohl, aber auch, daß er in die Luft redet und nur die Amme erbauen wird, doch vergingen darüber einige Minuten, in denen sich der verzweifelnde sammeln und dann auf den reellen Trost des tröstenden horchen konte, der ihm eine Julia zusagt, wies die Philosophie nicht konte. Romeos milde Festigkeit wird bei andern Gelegenheiten sichtbar. Seine Tapferkeit sucht keinen Streit, auch ohne Liebe scheint er über den Haß hinaus zu seyn – diese läßt ihn eine Beleidigung verschmerzen. Der Tod des edlen Freundes nur wafnet seinen Arm.

Im ersten Ausbruch von beyder Verzweiflung sind unstreitig – wir mögens uns so sanft vorsagen wie wir wollen, lieber Freund – einige Sh=rische Härten und Unschönheiten – aber dagegen ist es auch wieder himmlisch, wie in dem Abschiedsauftritt die Freuden der Liebe den wilden Kummer gebrochen haben – wie wehmüthig, hofnungsvoll und unglückahndend zugleich sie aus ihnen spricht. Du wirst nicht unterlaßen zu bemerken, daß in diesem Auftritt ganz vorzüglich die poetische Schönheit mit dem einfachsten Ausdruck eines zerrißnen Gemüthes verschmolzen ist. Die erste Unterredung im Garten hat einen romantischern Schwung, aber sie hat auch eben solche Ausdrücke der innigsten Zärtlichkeit, wie sie unmittelbar dem Herzen und der von Liebe erfüllten Phantasie entschlüpfen. Romeo ist nicht mehr niedergeschlagen – Die Hofnung, die blühende jugendliche Hofnung hat sich seiner bemächtigt – fast frölich wartet er auf Nachricht. Er nennt das selbst nachher den lezten Lebensbliz. Dergleichen Züge gehören ganz Shakesp. Ich weiß niemand, der ihm darinn ähnlich wäre – das sind solche, womit er die Seelen der Menschen umwendet. – Was

Romeo nun hört, das verwandelt auch wie ein Bliz sein Inners – zwey Worte – und er ist zum Tode entschloßen, entschloßen in die Erde hinabzusteigen, die ihn kaum noch so schwebend trug.

Den nächsten Auftritt sind ich sehr gut, auch nicht etwa das Ganze unterbrechend. Hier ist eine Spur vom Ton des Hamlet – der könte so geendet haben, wenn er Gift zu kaufen nöthig gehabt hätte.

Laß Romeos lezte Szene für sich selbst reden – merke nur an, wie verschieden die Todtenfeier des treuen Bräutigams von der des Geliebten ist, wie gelaßen er seine Blumen streut. Und dann, daß Romeos Edelmuth auch hier hervorbricht, wie ein Stral aus düstern Wolken, da er über dem in Unglück verbrüderten die lezten Segensworte spricht. Ich kann deswegen auch nicht fragen, war es nöthig, daß diese gute Seele hingeopfert wurde, und Romeo noch einen Menschen umbringt? Paris ist eine durchaus nothwendige Person im Stück – und eine solche, denen im Leben und Sterben wohl ist. – Von einer gewißen Oeconomie (vortreflicher) neuerer Stücke – Lessings Stücke sind so eingerichtet – wo alles überflüßig scheinende erspaart wird, und auch oft Personen nur erwähnt, nicht dargestellt werden, wo jedes so genau berechnet ist, daß kein Wort wegfallen darf, ohne Nachtheil des Ganzen, wußte Sha. freylich nichts. Er war so freygebig wie die Natur, der man zuweilen auch müßige Rollen und unnöthige Begebenheiten vorwerfen möchte. – Es ist viel, daß er Rosalinden nicht erscheinen läßt, da es ihm auf einen mehr oder weniger gar nicht ankomt. – Vielleicht könte Rosalinde ganz wegfallen, ohne Schaden des Stücks. Und doch pflegt man, je tiefer man in den Gang eines Shak. Stücks eindringt, desto mehr Harmonie und Nothwendigkeit, so daß man sich zulezt nichts nehmen lassen mag, zu entdecken (Cimbelyne wird diese Freude schwerlich gewähren; es ist wenig Zusammenhang darinn, nur die Ausführung einzelner Sachen *schmelzend* schön).

Die Geschichte, die Fabel ist nicht sein eigen, heißt es oft. Der Geist ists immer. Der rohe Plan, und der Geist, wie ich hier immer den feinern Plan nennen will, sind sehr verschieden. So wie Hamlet jezt ist, ist er Sh. eigenste Schöpfung (wie wir längst wißen). Ich bilde mir ein, es ist eher vortheilhaft für das Genie, nicht stets zugleich zu erfinden und auszuführen. Sollte nicht eben die Fremdheit des rohen Stoffs zu Schönheiten Anlaß geben, indem das weniger Zusammenhängende in dem, was der Dichter vorfindet, durch die Behandlung erst wahre Einheit gewinnt? und diese, wo sie sich mit scheinbaren Wiedersprüchen zusammen findet, bringt den wundervollen Geist hervor, dem wir immer neue Geheimniße ablocken, und nicht müde werden, ihn zu ergründen. (Wenn Ihr Euch nur versteht, ich begreif es recht gut). Ich entsinne mich nicht der Legende von Hamlet, aber vermuthlich war das Ende wie im Trauerspiel, daß der Zufall die Rache übernimt mehr wie Hamlet. Und wem sind wir dann den Hamlet schuldig? – Im Romeo fand Sh. weit mehr Stoff vor, und ist ihm sehr treu gefolgt, aber wie ist er sein eigen geworden. Die Charaktere helfen der Geschichte nach und bringen die lebendigste Wahrscheinlichkeit hinein. – Die Heftigkeit des Vaters, das Gemeine im Betragen beyder Eltern ist sehr anstößig, allein es rettet Julien von dem Kampf zwischen Leidenschaft und kindlicher Liebe, und von allem Tadel. Jener wäre hier gar nicht an seiner Stelle gewesen (wie er es allerdings in dem moralischen Liebeshandel der nouvelle Heloise war). Dieser bleibt nun lediglich Johnsons Strenge ⟨in seiner Shakespeare-Ausgabe 1765⟩ überlaßen (denk an die Note). Das muß ich sagen, alle Schimpfwörter des Vaters sind mir nicht so anstößig als der Mutter Wort: I would the fool were married to her grave ⟨III. Aufzug, 5. Szene⟩. So was übersezt ich nun so gern weg. Ist es nur ein pöbelhaft gedankenloser Ausdruck – warum sollte mans nicht thun dürfen? Selten wird sich *solch* eine Gelegenheit zur Untreue finden. In Margarethens Munde (King Richard III.)

will ich keinen Fluch unterdrücken, und auch Lady Macbeth mag sagen: ich weiß, wie süß es ist, ein Kind an eigner Brust zu tränken ꝛc., statt — ich habe keine Kinder ꝛc. Aber Mislaute wie jener, wo sonst alles so harmonisch ist, thun weh.

Den Merkutio und die Amme, die man auch ihrer eignen schwazhaften Zunge überlassen kann, magst Du allein behalten.

Und ob Romeo und Julie ein Trauerspiel ist, mögt Ihr beyden ⟨W. und Friedrich⟩ ausmachen. — —

Dienstag 19ten. Heute muß ich etwas von Dir hören. Mein guter Freund, wie läßt mich die Hofnung des Tages Last so leicht ertragen.

Gestern bin ich wieder mit 40 bis 50 Menschen zusammen gewesen, ohne deß froh zu werden.

An Luise Gotter 1. November 1797

Liebe Louise, Du hast mir freylich gar keine erfreuliche Dinge von Dir gesagt, und Dein Brief hat eine lang gehegte liebe Erwartung vereitelt. Darum hast Du auch sehr recht, wenn Dir das Herz zuträgt, daß wir höchlich unzufrieden mit Dir sind. Du hättest Dich viel früher entschließen sollen zu uns zu kommen, so brauchtest Du Dich nun nicht durch einen verdrießlichen Umstand festhalten zu lassen. Auguste ist gar nicht zu beruhigen, denn ich kan ihr nun nicht versprechen, daß ich hinüber fahren will. Ohne einen besondern Zweck, macht das immer Umstände, die jener mich zwar leicht überwinden ließ, aber wozu es nun wieder eines neuen Entschlußes bedarf. Ja, Dein festes Versprechen im Frühjahr zu kommen kan uns nicht befriedigen, da wir Dir nicht mehr trauen — und was ernsthafter ist — da wir vermuthlich im Frühjahr wieder eine längere Reise machen. Siehst Du, wie schlimm Du es angestellt hast! Wie gern hätte ich Dich hier gesehn und laß mich Dir sagen, wie wohl würde es Dir gethan haben, Dich ein wenig herauszureißen! Du zehrst Kräfte auf, die Dir noch so nöthig sind. Deine unabläßige Trauer[1]

[1] Gotter war am 18. März gestorben.

taugt für Deine Kinder nicht – bestes liebstes Weib, Deine ganze Seele sollte auf sie gerichtet seyn; Deine Hofnungen solltest Du wenigstens eben so zärtlich pflegen wie Deinen Schmerz. Ich zweifle an Deiner mütterlichen Sorge nicht, doch glaube mir nur, jeder Gram macht nach und nach unthätig, Du kanst wenigstens leicht auf falschen Weg dabey gerathen. Ceciliens jungem Gemüth ist es sicher nicht vortheilhaft, täglich Zeuge einer durch und durch bewegten Gemüthsstimmung zu seyn, wie die Deinige seyn muß – ihr Hang neigte sich so immer zur Überreife – und welche Freudigkeit, die sich mit jener nicht verträgt, haben die Mädchen nicht nöthig, um sich eine gute Stelle in der Welt zu bereiten, wozu alle ihre Fähigkeiten gehoben, aber keine ihrer Empfindungen unnöthig gereitzt werden müste. Liebe Louise, er würde meiner Meinung seyn – bist Du davon nicht selbst überzeugt? Die innigste Freundschaft hatte sich vorgesetzt Dir dies ans Herz zu legen, und sich geschmeichelt, Du würdest getrösteter von dannen gehn. Vergieb mir deswegen, wenn ich die Aufschiebung Deiner Reise nicht als eine übrigens gleichgültige Sache ansehn kan, die uns nur um das Vergnügen uns zu sehn bringt. Bis dahin hatte ich alles verschoben, was ich Dir vorzustellen, was ich Dir Linderndes zu sagen hatte. Du hast eigentlich niemand um Dich, der so zu Dir reden könnte. Eigne Erfahrung und herzlicher Eifer geben mir vor vielen das Recht. Mir schien es so nöthig, daß wir uns sahn – Du beschäftigtest Dich natürlich jetzt nicht so viel mit mir, wie ich mit Dir. – Auch werde ich die nächste Gelegenheit gewiß wahrnehmen. – Könntest und wolltest Du mir versprechen mir Cecilen mitzugeben, wenn ich bald zu euch käme, so würde mir Schlegel die Erlaubniß zu einer besondern Reise doch gern geben, glaub ich. Gegen das Frühjahr bekämst Du sie nebst Augusten zurück, weil wir diese diesmal aus mehreren Ursachen gewiß nicht mitnehmen, und nach unsrer Rückkehr kämst Du mit allen Kindern zu mir. Dies fällt mir eben so ein. Fürchte nicht, daß ich in Dich dringen, daß ich Deine Neigung zwingen will.

Nur, Beste, rechne auch nicht darauf, daß wir immer in Deiner Nähe bleiben – das kann sich leicht ändern. Und achte es nicht, wenn Cecile Schwierigkeiten macht, Dich nicht gern lassen will – wenn ich komme, red ich mit ihr, und sie folgt mir doch, wenn sie sieht, daß es Dein und mein Wunsch ist. Überlege Dirs, Beste, nicht nur so oben hin – bey mir kommt es aus voller Seele.

Wegen Deiner andern Angelegenheit[1] habe ich Dir ebenfalls Vorwürfe zu machen, meine Gute. Du hast Dich von Anfang an so verwirrt darüber ausgedrückt, daß ich nun erst begreife, worauf es ankommt. Es komme nun wie es wolle, Schiller ist ganz unschuldig und ich verstehe ganz und gar nicht, was Du mit dem Mistrauen oder den Zeilen von seiner Hand wilst. Er mag sonst seyn wie er will – (und niemand ist wohl weniger partheyisch für ihn wie ich), so kan doch gar nicht die Frage davon seyn, daß er das Manusscript mitgetheilt. Aber was er soll drucken lassen, das muß er doch wohl aus der Hand geben. Ja, was in die Horen komt, wird in Schwaben gedruckt, macht also die ganze Reise dahin. Freylich fragmentarisch hätte sie Schiller nicht genommen, wie ich höre. Was Du nun auch thust, um das Unheil gegen Fleischmann gut zu machen, beschuldige nur Schiller nicht, denn der ist ganz unschuldig. Er machte sich eine Freude draus, durch sein Journal etwas bekannt zu machen, worauf man lange gewartet, und zwar auf eine vortheilhafte Art für Dich. Aber es sieht ihm gar nicht gleich, es weiter, Gesprächsweise nur, zu erwähnen.

An Luise Gotter 21. Februar 1798

Schillers Kopf[2] ist der Schillern frappant ähnlich geworden, zum Beweise des Satzes, daß Eheleute immer große Aehn-

[1] Durch A. W. Schlegels Vermittelung hatte Schiller Gotters nachgelassene „Geisterinsel" für die „Horen" angenommen. Nachträglich stellte sich heraus, daß ein Kontrakt mit dem Komponisten Fleischmann den Abdruck verbot. Es erschienen nur drei Akte. – [2] In der Zeichnung Cäcilie Gotters, die, wie im vorigen Brief von Caroline geplant, bei Schlegels war.

lichkeit mit einander haben oder wenigstens kriegen. Sag nur den Leuten wegen der Horen[1], entweder Du wüßteſt es nicht und kein Menſch in Jena, oder mach ihnen weiß, ſie würden mit dem äußerſten Glanz, etwa mit dem Wallenſtein, wieder zum Vorſchein kommen. Das habe ich ſchon mehreren in den Kopf geſetzt.

An Luiſe Gotter ‹Februar/März 1798›

Setze auch den Fall, ihr ‹Cäciliens› Talent ginge nicht bis zur Künſtlerinn, ſo würd ich ihr doch immer rathen, viel Zeit darauf zu wenden und darin zu thun, was ſie könnte, denn es gewährt ihr doch große Freude und man kann nicht wiſſen, wo auch Nutzen. Alle andre Zeit ließe ich ſie aber auf Häusliche Beweglichkeit wenden. Laß ſie ja nicht in ihrer Ungeſchicklichkeit in irdiſchen Dingen, wie wirs nannten, ſo hingehn, denn ſie iſt doch am Ende nicht gut.

An Luiſe Gotter Weimar, 2. Mai 1798

Man kann übrigens hier zu nichts gelangen[2]; es iſt ein beſtändiges Gehen und Kommen; das Wetter begünſtigt uns Fremden noch oben drein. Es ſind ſehr viel Menſchen hier beyſammen, und das Theater faſt mit Auswärtigen angefüllt... Uber 8 Tage bin ich ſchon fort.

Mit Iffland hab ich viel, ſehr viel von Gotter und Dir geſprochen. Er machte ſich tauſend Vorwürfe für Marianne[3] eigentlich noch nichts gethan zu haben. Nun ſoll ich ihm aber den ſchönen Geiſt[3] ſchicken und dann will er beyde zuſammen anbringen. Ich gab ihm Dein Exemplar nicht, weil es das einzige war, allein beſorg eine Abſchrift innerhalb 14 Tagen, und ſchick

[1] Schillers „Horen" gingen 1798 ein. – [2] Schlegels waren zu Ifflands Gaſtſpiel nach Weimar gereiſt. Iffland, ſeit 1796 Direktor des Berliner Nationaltheaters, war den Schlegels Haus von ihrer gemeinſamen Heimat Hannover her verbunden. Seine Beziehungen zu Gotter ſ. S. 11. – [3] Schauſpiele aus Gotters Nachlaß.

sie Schlegeln, der etwa am 20 May nach Berlin abreißt und sie Iffland überbringen wird. Er wollte auch vom schönen Geist gern eine zweyte, um sie Kotzebuen nach Wien zu schicken, wozu ich Dir auch rathe. Geht Iffland einmal an die Sache, so kannst Du auch auf seinen äußersten Eifer rechnen, aber er mag allerdings mit Geschäften überladen seyn. Schick Du nur die zwey Abschriften, wenns seyn kann, sonst nur die Eine, und dann erinnert ihn Schlegel von neuem.

An Luise Gotter ⟨Dresden[1] Ende Juni/Anf. Juli 1798⟩

Schlegel und Iffland haben große Plane zusammen, der Hamlet soll nach Schlegels Übersetzung vollständig gegeben werden – komt dieß um Michael zu Stande, so kehren wir gewiß über Berlin zurück. Dem kleinen Freund ⟨Wilhelm⟩ hat es dort sehr gefallen und er hat viel gefallen – Du glaubst nicht, wie er fetirt worden ist von Männern, sogar Ministern, von Frauen, sogar Schauspielerinnen. Er hat auch ein prachtvolles Huldigungsgedicht zurückgelassen und einige zärtliche Seufzer an Iffland und die Diaboline Unzelmannin.[2] Ich schicke sie Dir mit der Zeit. Du kanst denken, daß mir jetzt die Zeit gewaltig kurz fällt. Dazu trink ich den Egerbrunnen und darf nicht viel sitzen.

Die Iffland muß eine gar gute Frau seyn, wie mir auch Schlegel nach einem 5wöchentlichen fast täglichen Umgang bestätigt.

Unsre Adreße ist an Mad. S. bey Hofsekretair Ernsts abzugeben. Man weiß das weitere schon auf der Post. Unser Haus ist deliziös. Schlegel hat seinen Bruder Friedrich mitgebracht. Hardenberg ⟨Novalis⟩, unser aller Liebling, besucht uns oft. Lebe wohl, schreib doch gleich.

---

[1] Anfang Mai war Caroline nach Dresden gereist, Wilhelm war von Berlin hingekommen. – [2] Die von Schlegel auch weiterhin verehrte Schauspielerin Friederike Unzelmann (1760–1815); auch von Goethe gerühmt.

Ich kann Ihnen heut allerley sagen, was Sie gern wissen wollen. Wilhelm blieb in Weimar zurück um Göthen zu sprechen, und der ist sehr wohl zu sprechen gewesen, in der besten Laune über das Athenäum[1], und ganz in der gehörigen über Ihren Wilhelm Meister, denn er hat nicht blos den Ernst, er hat auch die belobte Ironie darin gefaßt und ist doch sehr damit zufrieden und sieht der Fortsetzung freundlichst entgegen. Erst hat er gesagt, es wäre recht gut, recht charmant, und nach dieser bei ihm gebräuchlichen Art vom Wetter zu reden, hat er auch warm die Weise gebilligt, wie Sie es behandelt, daß Sie immer auf den Bau des Ganzen gegangen und sich nicht bey pathologischer Zergliederung der einzelnen Charaktere aufgehalten, dann hat er gezeigt, daß er es tüchtig gelesen, indem er viele Ausdrücke wiederholt und besonders eben die ironischen. Sie haben alle Ursache Ihr Werk zu vollenden von dieser Seite, und so thun Sie es denn doch recht bald. Er hat Wilhelm mit Grüßen für Sie beladen, und läßt vielmals um Entschuldigung bitten, wegen des Nichtschreibens, eine Sache, die wirklich aus der Geschäftigkeit des lezten Vierteljahrs, wovon nachher ein Mehreres, zu erklären ist. An W. hat er den ganzen Brief schon fertig diktirt und doch nicht abgeschickt. Auch von der griechischen Poesie[2] hat er gesprochen; bey manchen Stellen hätte er eine mündliche Unterredung und Erläuterung dazu gewünscht, um etwa ein längeres und breiteres Licht zu erhalten. Gelesen hat er auch redlich; das kann man ihm nicht anders nachrühmen. Die Fragmente ⟨im „Athenäum"⟩ haben ihn ungemein interressirt; ihr hättet euch in Kriegsstand gesezt, aber er hat keine einzige Einwendung dagegen gemacht; nur gemeint, es wäre eine allzu starke Ausgabe ⟨Zusatz W. Schlegels: die Verschwendung wäre doch zu

[1] Das zweite Heft der Schlegelschen Zeitschrift, mit Friedrichs Aufsatz „Über Goethes Meister". – [2] 1797 veröffentlichte Friedrich: „Die Griechen und Römer, historische und kritische Versuche über das klassische Altertum." Darin als erste Abhandlung: „Über das Studium der griechischen Poesie."

groß, war der pivot seines allgemeinen Urtheils›, und es hätte sollen getheilt werden. Wilhelm hat ihm geantwortet, in Einem Strich ließe sichs freylich nicht lesen; da hat er so etwas gemurmelt, als das hätte er denn doch nicht lassen können, es wäre denn doch so anziehend — In Weimar ist das Athenäum sehr viel gelesen.

In Dessau sprachen wir einen jungen Mann, der eben aus Wien kam und da einen Brief von Böttiger an ‹den Orientalisten J. v.› Hammer (der sich im Merkur zuweilen vernehmen läßt) gesehn, woraus er sich der Worte errinnerte: „die beiden Götterbuben, wie Wieland sie nennt" — das Übrige war irgend eine Notiz gewesen, was ihr gethan oder wo ihr euch aufhieltet, die er vergessen hatte. Es kommt nur darauf an, ob er mehr Akzent auf das Göttliche oder Bübische gelegt.

Nun von Göthens Geschäftigkeit. Er hat das weimarische Comödienhaus inwendig durchaus umgeschaffen, und in ein freundliches glänzendes Feenschlößchen verwandelt. Es hat mir erstaunlich wohl gefallen. Ein Architekt und Dekorateur aus Studtgart ist dazu her berufen und innerhalb 13 Wochen sind Säulen, Gallerien, Balcone, Vorhang verfertigt und was nicht alles geschmückt, gemahlt, verguldet, aber in der That mit Geschmack. Die Beleuchtung ist äußerst hübsch, vermittelst eines weiten Kranzes von englischen Lampen, der in einer kleinen Kuppel schwebt, durch welche zugleich der Dunst des Hauses hinaus zieht. Göthe ist wie ein Kind so eifrig dabey gewesen, den Tag vor der Eröfnung des Theaters war er von früh bis spät Abends da, hat da gegessen und getrunken und eigenhändig mit gearbeitet. Er hat sich die gröbsten Billets und Belangungen über einige veränderte Einrichtungen und Erhöhung der Preise gefallen lassen und es eben alles mit freudigem Gemüth hingenommen, um die Sache, welche von der Theatercasse bestritten ward, zu stand zu bringen. Nun kam die Anlernung der Schauspieler dazu, um das Vorspiel ordentlich zu geben, worinn ihnen alles fremd und unerhört war. Es stellt Wallensteins Lager

dar, wie Sie wiſſen, und iſt in Reimen in Hans Sachſens Manier, voller Leben, Wirkung, Geiſt der Zeit und guter Einfälle. Schiller hat doch in Jahren zu Stande gebracht, was Göthe vielleicht (die Studien abgerechnet) in einem Nachmittag hätte geſchrieben, und das will immer viel ſagen. Er hat ſich (dies komt von Wilhelm) dem Teufel ergeben, um den Realiſten zu machen und ſich die Sentimentalität vom Leibe zu halten. Aber genug, es iſt gut, er hat alle Ehre und die andern viel Plaiſir davon. Göthens Müe war auch nicht verloren; die Geſellſchaft hat exzellent geſpielt, es war das vollkommenſte Ensemble und keine Unordnung in dem Getümmel. Für das Auge nahm es ſich ebenfals treflich aus. Die Koſtume, können Sie denken, waren ſorgfältig zuſammen getragen, und contraſtirten wieder unter einander ſehr artig. Zum Prolog war eine neue, ſehr ſchöne Dekoration. – Bey der Umwandlung des Hauſes war Schillers Käfig weggefallen, ſo daß er ſich auf dem offnen Balkon präſentiren muſte, anfangs neben Göthe, dann neben der herzoglichen Loge. Wir waren im Parket, das denſelben Preis mit dem Balkon hat, wo wir auch hätten hingehn können, aber lieber die bekannten Stellen wählten. – Die Korſen von Kotzebue gingen vorher. Bey dem Vorſpiel hat man mehr gelacht und applaudirt. Der Schauſpieler bringt überhaupt eine ganz andre, lebhaftere, materiellere Begeiſterung hervor als der Dichter, aber hier konnte doch auch die im Allgemeinen geringe Liebe für dieſen und ſelbſt ſeine Gegenwart mitwürken, abgerechnet, daß man das Ding fremd finden muſte, und obendrein auch ſoll zu lang gefunden haben.

Piccolomini wird wohl im Dezember, ebenſo, gleichſam auf die Probe geſpielt werden, wo man ſich mit unſern Schauſpielern behilft. Göthe meint, der alte Piccolomini (denn Vater und Sohn ſind darin), das würde eine Rolle für Iffland ſeyn. Auf ⟨Friedrich Ludwig⟩ Schröder ⟨aus Hamburg⟩ rechnet man ſchon. – Göthe iſt heute wiederum hier angelangt, um nun weiter den vergangnen Effekt des Vorſpieles und den zukünftigen des Piccolomini

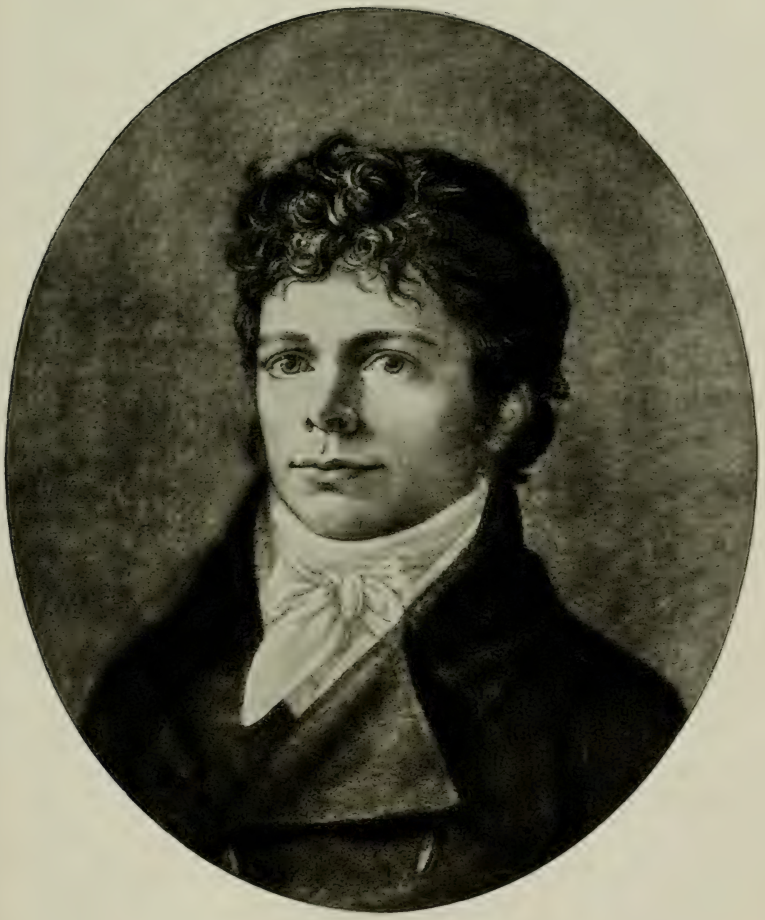
zu überlegen. Desto besser für uns. – Schelling[1] fuhr an Schlegels Stelle in der Nacht mit mir zurück. Gustel war nicht mit. Es kam gar zu hoch, das Billet 1 Thlr. Doch wird sies schon noch sehn, ich habe ihr alles erzählt. Fichte hatte mir nach der Comödie 4 Gläser Champagner aufgenöthigt, das muß ich nicht vergessen zu melden.

Schelling wird sich von nun an einmauren, wie er sagt, aber gewiß nicht aushält. Er ist eher ein Mensch um Mauern zu durchbrechen. Glauben Sie, Freund, er ist als Mensch interessanter, als Sie zugeben, eine rechte Urnatur, als Mineralie betrachtet, ächter Granit.

Tiek muß sich nun eben so wenig über Göthens Schweigen skandalisiren als Sie, denn er bittet auch ihn um Nachsicht. Und ich will Ihnen auch sein Urtheil über den 1sten Theil von Sternbald[2] wiedergeben; Sie überantworten es Tiek. Man könnte es so eigentlich eher musikalische Wanderungen nennen, wegen der vielen musikalischen Empfindungen und Anregungen (die Worte sind übrigens von mir), es wäre alles darinn, außer der Mahler. Sollte es ein Künstlerroman sein, so müßte doch noch ganz viel anders von der Kunst darin stehn, er vermißte da den rechten Gehalt, und das Künstlerische käme als eine falsche Tendenz heraus. Gelesen hat er es aber, und zweymal, und lobt es dann auch wieder sehr. Es wären viel hübsche Sonnenaufgänge darinn, hat er gesagt ‹W. Schlegel: an denen man sähe, daß sich das Auge des Dichters wirklich recht eigentlich an den Farben gelabt, nur kämen sie zu oft wieder›.

Wollen Sie nun mein Urtheil über den zweyten? Vom ersten nur so viel, ich bin immer noch zweifelhaft, ob die Kunstliebe nicht absichtlich als eine falsche Tendenz im Sternbald hat sollen dargestellt werden und schlecht ablaufen wie bei Wilhelm

[1] Schelling (1775–1854) war eine Woche vorher als Professor der Philosophie nach Jena gekommen. Mit Schlegels war er bereits in Dresden zusammengetroffen. – [2] Ludwig Tiecks Künstlerroman aus der Zeit und Sphäre Albrecht Dürers, „Franz Sternbalds Wanderungen", erschien 1798.



Friedrich Tieck: Schelling

Meister, aber dann möchte offenbar ein andrer Mangel eintreten – es möchte dann vom Menschlichen zu wenig darinn seyn. Der zweyte Theil hat mir noch kein Licht gegeben. Wie ist es möglich, daß Sie ihn dem ersten vorziehn und überhaupt so vorzüglich behandeln? Es ist die nemliche Unbestimmtheit, es fehlt an durchgreifender Kraft – man hoft immer auf etwas entscheidendes, irgendwo den Franz beträchtlich vorrücken zu sehn. Thut er das? Viele liebliche Sonnenaufgänge und Frühlinge sind wieder da; Tag und Nacht wechseln fleißig, Sonne, Mond und Sterne ziehn auf, die Vöglein singen; es ist das alles sehr artig, aber doch leer, und ein kleinlicher Wechsel von Stimmungen und Gefühlen im Sternbald, kleinlich dargestellt. Der Verse sind nun fast zu viel, und fahren so lose in und aus einander, wie die angeknüpften Geschichten und Begebenheiten, in denen gar viel leise Spuren von mancherley Nachbildungen sind. Solt ich zu streng seyn, oder vielmehr Unrecht haben? Wilhelm will es mir jetzt vorlesen, ich will sehn, wie wir gemeinschaftlich urtheilen.

d. 15. Oct. Fast habe ich so wenig Kunstsinn wie Tieks liebe Amalie[1], denn ich bin gestern bey der Lektür eingeschlafen. Doch das will nichts sagen. Aber freylich wir kommen wachend in Obigen überein. Es reißt nicht fort, es hält nicht fest, so wohl manches Einzelne gefällt, wie die Art des Florestan bei dem Wettgesang dem Wilhelm gefallen hat. Bey den muntern Szenen hält man sich am liebsten auf, aber wer kann sich eben dabey enthalten zu denken, da ist der Wilhelm Meister und zu viel W. M. Sonst guckt der alte Trübsinn hervor. Eine Fantasie, die immer mit den Flügeln schlägt und flattert und keinen rechten Schwung nimt. Mir thut es recht leid, daß es mir nicht anders erscheinen will. Was Göthe geurtheilt hat, theilen Sie ihm doch unverholen mit.

Meyer[2] war diesen Morgen hier. Er tritt auch mit Ent-

[1] L. Tiecks und Fichtes Frauen stellt Caroline gern als prosaisch hin. – [2] Goethes Weimarer Kunstfreund.

schuldigungen auf, habe Ihre Adresse nicht gewußt, aber sehr dankbar ist er und hat Sie studirt. Ganz von selbst fing er von Wilhelms Kunstfragmenten an, die ihm eine sehr große Freude gemacht hätten, in denen gar sehr viel läge, und kurz, er war von ganzer Seele damit zufrieden. Was wird er nun zu den Gemälden[1] sagen?

Zum Schluße dieses frage ich Sie auf Ehre und Gewissen, ob das Projekt mit Henrietten[2] die ganze Bescherung gewesen, um welche Sie die Schatten – den bewußten Geist und Liebe – beschworen haben. Dazu brauchte nichts aus den Tiefen heraufgeholt zu werden. Ganz von der Oberfläche habe ich es weggenommen, daß ich von keiner Seite das mindeste gegen diesen Plan habe, und ihn vollkommen ausführbar finde, wenn Sie sonst glauben, daß sich unsre sämmtlichen Wesenheiten in einander fügen, wie Sie denn davon überzeugt scheinen. Irdische Rücksichten werden mich nicht zurückhalten. Henriette kann mit uns leben, ohne daß es uns so viel mehr kostet, daß davon die Rede seyn könnte. Sie steht ihre besondern Ausgaben selbst, wie sie wahrscheinlich jezt auch thut, und ist übrigens, als wenn ich eine Schwester bey mir hätte. – Eine geistigere irdische Rücksicht, die unschuldige Neigung betreffend, die zwischen Wilhelm und ihr statt findet, lastet mir auch nicht auf der Seele. Und so macht mir die Idee recht viel Freude, und könnte, dächte ich, wenn Henrietten nichts genirt, recht leicht auf den Sommer, wo wir nach Berlin kommen und Henrietten mitnähmen, ins Werk gerichtet werden. Ich spreche blos von mir, denn Wilhelm hat mir es ganz überlassen.

Vertrauen Sie mir aber nun auch die übrigen Projekte für Ihre Angehörigen. Ist nichts für mich mit dabey? Es muß aber allen so leicht seyn.

Adieu, Friedrich.

[1] Ein von Wilhelm, Friedrich und Caroline gemeinsam verfaßter Dialog über Bilder der Dresdner Galerie. – [2] Henriette Mendelssohn, die Schwester Dorothea Veits, mit der Friedrich in enge Beziehungen getreten war.

Ihr habt uns ja nun einigermaßen fest hier[1], und Du bist eine wunderliche Seele, daß Du, statt mir darüber ein freundliches Wort zu sagen, von unsern Grundsätzen sprichst. Erstlich weiß ich nicht, daß Schlegel es verredet sich je irgendwo zu binden, wenn er gleich zu Gunsten der Unabhängigkeit viel gesagt und sie vorgezogen haben mag, besonders zur Antwort darauf, daß Ihr Euch gar keinen ordentlichen Mann denken könnt, der nicht eine Civilbedienung hat. Zweitens wird wahrlich durch den Professor seine Unabhängigkeit nicht gefährdet. Es ist ja gleichsam nur eine Erlaubniß Collegia zu lesen, wenn er dazu Lust hat, die ihn nicht verhindern kann seine Zeit auch anders anzuwenden und Jahre lang abwesend zu seyn. Also sey nur ruhig, wir sind noch die nehmlichen. Der Mensch geht seinen Weg und die Grundsäze laufen beyher und mögen sehn, wie sie fortkommen. Verlaß Dich nicht auf Grundsäze und kränke Dich nicht, wo sie dahinten bleiben, allein auf Menschen verlaß Dich immerdar, die Du so kennst, wie uns.

Schlegel ist sehr fleißig. Es wird ein geschäftiger Winter werden, so daß wir selbst die Geselligkeit dabey einschränken müssen, der wir ja auch im Sommer so schön gelebt haben.

Wenn ein Aufsaz von Schlegel: die Gemälde genannt, gedruckt seyn wird, so will ich sehn ihn Dir zu schicken, weil er ein Denkmal unsres Dresdner Aufenthalts ist, an dem Du gewiß theilnehmen wirst.

An Friedrich von Hardenberg ⟨Novalis⟩ in Freiberg
15. November 1798

Gestern bekam ich Ihre zwei Briefe vom 7 und 11 November auf einmal. Sie müssen doch nachforschen, woran das liegt. Meinen haben Sie auch spät genug erhalten. Sie können denken, wie mir es nun auf der Seele brannte, Ihren Auftrag auszuführen, der doch ein wenig unbestimmt gegeben wurde.

[1] A. W. Schlegel war zum Professor ernannt worden.

Die Krankheit Ihrer armen Freundin ⟨Julie von Charpentier⟩ errieth ich gleich; hätt ich nur auch die Mittel gewußt. Auf das Ohngefähr wollte ich nichts ankommen lassen, da mir bekannt war, welchen fürchterlichen Grad sie erreichen kann. Also entschloß ich mich an Starke zu schreiben. Hier haben Sie seine Antwort. Ich hoffe sehr, sie wird zu einer dortigen Beruhigung beytragen. Als Gesichtsschmerz erkannte ich das Uebel deswegen gleich, weil es Böhmer mehrmals auf dem Harz zu behandeln hatte und ihn die Auffindung der Heilmittel sehr beschäftigte. Ich errinnere mich, daß es bey einer Frau bis zu einem solchen Krampf kam, der in Mundsperre und Wasserscheue ausartete; sie wurde durch Belladonna gerettet. Brauchen Sie ja die vorgeschriebenen Mittel. Der junge Arzt wird es sich wohl gefallen lassen. Ich habe keine Ruhe, ehe ich nur diesen Brief fortgehen sehe, da ich denke, er bringt Hülfe mit. Ihre Patientin ist doch gewiß niemand anders als Ihre Harmonika.

Einen langen lieben Brief, der auch eine rechte Harmonika ist, habe ich von Ihnen, beantworte ihn aber heute nicht. Ich bin zu eilig und habe den Brief auch nur noch im Gedächtnis, weil ihn Friedrich gleich erhielt. Und auf mein Gedächtnis kann ich mich nur im Ganzen und Großen verlassen.

Wir haben die Propyläen[1] noch nicht gesehn. Was brauchen wir auch die Vorhöfe, da wir das Allerheiligste selber besitzen. Er lebt alleweil mitten unter uns; gestern habe ich mit ihm soupirt, heute werde ich mit ihm soupiren und nächstens gebe ich ihm selbst eine Fête. Kommen Sie dann auch. — Ich freue mich sehr auf die Propyläen, das ist auch ein Genuß. Er hat kein Exemplar mitgebracht; denen, die hier etwa sind, mögen wir nicht nachjagen. Er will eins von Weimar kommen lassen. Die Vorrede scheint voll väterlichster Milde. Denken Sie dabey an eine gewisse andre Vorrede oder Ankündigung ⟨des Athenäums⟩. Wenn Sie die Allgemeine Zeitung lesen, so haben Sie auch den ächten Bericht von Wallensteins Lager ge-

[1] Goethes Kunstzeitschrift (1798–1800).

leſen.[1] Der darin enthaltene Brief iſt gewiß von der Hand des Meiſters. So viel thut er für ſeinen Freund, der ſich auch im Vorſpiel und Prolog als ſein Jünger – Göthesker wie jemals zeigt. Was ſonſt im Almanach von Schiller ſteht, zeigt aber, daß er ſich hieran erſchöpft hat.[2]

Mit dem Athenäum ſtockt es, lieber Freund. Vieweg iſt unſchlüſſig, ob er es fortſetzen will, und beträgt ſich ſelbſt als bloßer Kaufmann auf die kleinlichſte Weiſe. Er hat zu viel gedruckt – 1500 Exemplare – und auf zu koſtbarem Papier. Er macht Berechnungen, nach denen man ihm noch herausgeben müßte. Er ſieht nicht ein, daß er in dieſem Journal etwas auf die Dauer hat, ſondern es ſoll gleich alles damit auf dem Reinen ſeyn und der Profit baar auf dem Tiſch. Sie ſind noch in Unterhandlungen, und ich will mich alſo nicht weitläufiger verbreiten. Unſre ſchönen Gemälde ſind noch nicht gedruckt. Ich wollte, ſie kämen in die Propyläen. Meine Meinung iſt, ſie, nämlich die Brüder, hätten kein Journal ſich auf den Hals laden, und Wilhelm nicht Profeßor werden ſollen. Er iſt ſo mit dem Collegium beſchäftigt, daß ihm das mit dem Athenäum kaum eine Senſation gemacht hat. Friedrich trifft's deſto härter, beſonders von der ökonomiſchen Seite.

Der trotzige Schelling war eben hier. Er hat mir den Prévot ⟨Manon Lescaut?⟩ für Sie verſprochen. Den Le Sage kann er nicht ſchaffen. Ich habe mich bemüht ſehr deutlich zu ſchreiben. Gewöhnen Sie ſich hübſch daran mein undeutliches Geſchreib zu leſen. Geben Sie mir bald Nachricht von der Kranken, und leben Sie wohl. Wir lieben Sie herzlich.

An Luiſe Gotter ⟨Anfang 1799⟩

Sag Wilhelmienen, daß Piccolomini am 30ſten Januar als den Geburtstag der regierenden Herzogin, aufgeführt

[1] Goethes Aufſatz „Eröffnung des Weimariſchen Theaters". – [2] Außer dem Prolog „Der Kampf mit dem Drachen", „Die Bürgſchaft", „Das Eleuſiſche Feſt".

werden wird. Wir wünschen sehr bey der ersten Vorstellung gegenwärtig zu seyn, denn eine erste Vorstellung ist begeistert, wie das erste Glas aus einer Flasche Champagner.

An Friedrich von Hardenberg 4. Februar 1799

Ob Sie mich gleich mit Ihren Dithyramben über das mercantilische Genie, das uns fehlt und Sie auch nicht haben, einmal recht böse gemacht, so sind Sie doch besser wie ich gewesen. Sie geben wenigstens Nachricht von sich.[1]

Was Sie von Ihrer Kränklichkeit erwähnen, darüber will ich mich nicht ängstigen, weil immer viel guter Muth dadurch hervorleuchtet, und Sie bei Ihrer Reizbarkeit immer Zeiten haben müssen, wo Sie nichts taugen. Das Wort des Trostes, was Sie nennen, geht mir weit mehr zu Herzen: Liebe. Welche? Wo? Im Himmel oder auf Erden? Und was haben Sie mir mündlich Schönes und Neues zu sagen? Thun Sie es immer nur gleich, wenn es nichts sehr Weitläufiges und etwas Bestimmtes ist. Es giebt keine Liebe, von der Sie da nicht sprechen könnten, wo, wie Sie wissen, lauter Liebe für Sie wohnt. In der That – darf ich alle Bedeutung in den Schluß Ihres Briefes legen, den er zu haben scheint? Ich will ruhig schweigen, bis Sie mirs sagen.

Ihre übrige innerliche Geschäftigkeit aber macht mir den Kopf über alle Maßen warm. Sie glauben nicht, wie wenig ich von eurem Wesen begreife, wie wenig ich eigentlich verstehe, was Sie treiben. Ich weiß im Grunde doch von nichts etwas als von der sittlichen Menschheit und der poetischen Kunst. Lesen thu ich alles gern, was Sie von Zeit zu Zeit melden, und ich verzweifle nicht daran, daß der Augenblick kommt, wo sich das Einzelne auch für mich wird zusammen reihen, und mich Ihre Außerungen nicht blos darum, weil es die Ihrigen sind, erfreuen. Was ihr alle zusammen da schaffet, ist mir auch ein

[1] Novalis' Plan eines „litterärischen republikanischen Ordens, der durchaus merkantilisch und politisch ist".

rechter Zauberkessel. Vertrauen Sie mir vors Erste nur so viel an, ob es denn eigentlich auf ein gedrucktes Werk bey Ihnen herauskommen wird, oder ob die Natur, die Sie so herrlich und künstlich und einfach auch construiren, mit Ihrer eignen herrlichen und kunstvollen Natur für diese Erde soll zu Grunde gehn. Sehn Sie, man weiß sich das nicht ausdrücklich zu erklären aus Ihren Reden, wenn Sie ein Werk unternehmen, ob es soll ein Buch werden, und wenn Sie lieben, ob es die Harmonie der Welten oder eine Harmonika ist.

Was Schelling betrifft, so hat es nie eine sprödere Hülle gegeben. Aber ungeachtet ich nicht sechs Minuten mit ihm zusammen bin ohne Zank, ist er doch weit und breit das Interessanteste was ich kenne, und ich wollte, wir sähen ihn öfter und vertraulicher. Dann würde sich auch der Zank geben. Er ist beständig auf der Wache gegen mich und die Ironie in der Schlegelschen Familie; weil es ihm an aller Fröhlichkeit mangelt, gewinnt er ihr auch so leicht die fröhliche Seite nicht ab. Sein angestrengtes Arbeiten verhindert ihn oft auszugehn; dazu wohnt er bei Niethammers[1] und ist von Schwaben besetzt, mit denen er sich wenigstens behaglich fühlt. Kann er nicht nur so unbedeutend schwatzen oder sich wissenschaftlich mittheilen, so ist er in einer Art von Spannung, die ich noch nicht das Geheimnis gefunden habe zu lösen. Neulich haben wir seinen vierundzwanzigsten Geburtstag gefeiert. Er hat noch Zeit milder zu werden. Dann wird er auch die ungemeßne Wuth gegen solche, die er für seine Feinde hält, ablegen. Gegen alles, was Hufeland heißt, ist er sehr aufgebracht. Einmal erklärte er mir, daß er in Hufelands Gesellschaft nicht bei uns seyn könnte. Da ihn Hufeland selbst bat, ging er aber doch hin. Ich habe ihm mit Willen diese Inconsequenz nicht vorgerückt. Er hat so unbändig viel Charakter, daß man ihn nicht an seinen Charakter zu mahnen braucht. Der Norwege Steffens, den ich Ihnen schon angekündigt habe, hat hier in der Gesellschaft weit mehr Glück ge-

[1] Schellings schwäbischer Landsmann, Professor der Philosophie.

macht. Das scheint ihn auch so zu fesseln, daß es die Frage ist, ob er noch nach Freiberg kommt. Er würde Ihnen angenehm gewesen seyn. Er ist es uns auch, aber ganz kann ich ihn nicht beurtheilen, denn ich weiß nicht, wie weit er da hinausreicht, wo ich nicht hinreiche, und die Philosophie ist es doch, die ihn erst ergänzen muß.

In Fichten ist mir alles klar, auch alles was von ihm kommt. Ich habe Charlotten ⟨Ernst, geb. Schlegel in Pillnitz⟩ aufgetragen, Ihnen seine Appellation[1] zu schicken; er läßt Sie daneben grüßen. Schreiben Sie mir etwas darüber, das ich ihm wieder bestellen kann. Was sagen Sie zu diesem Handel? — Ein wenig zu viel Accent hat Fichte auf das Märtyrerthum gelegt. Das Übrige ist alles hell und hinreißend. Ich bin andächtig gewesen, da ich es las, und überirdisch. In Dresden wird die Schrift noch nicht zu haben seyn. Ich beredete Fichte, sie Ihrem Vater zu schicken, und glaube, daß ers gethan hat.

Nach dem Atheismus ist hier das neuste Evenement die Aufführung des ersten Theils von Wallenstein, die Piccolomini, in Weimar. Wir haben sie gesehn, und es ist alles so vortrefflich und so mangelhaft, wie ich mir vorstellte. Die Wirkung des Ganzen leidet sehr durch die Ausdehnung des Stoffes in zwei Schauspiele. Aber das Dramatische interreßirt Sie nicht — ich will mir die paar Augenblicke, die uns bleiben, hiermit nicht rauben. Göthe bringt den Februar hier zu.

Von Friedrich nichts, bis ich die Veit und Lucinde[2] gesehn. Wir gehen in der Woche vor Ostern nach Berlin, wo jene den Sommer über bleiben werden. Lieber Hardenberg, gehn Sie mit uns! Wir können Sie ja in Naumburg treffen. Es wäre gar zu hübsch. Denken Sie mit Ernst daran.

[1] Gegen Fichtes Aufsatz „Über den Grund unseres Glaubens an eine göttliche Weltregierung" war ein anonymes Pamphlet erschienen, worauf die kursächsische Regierung den Aufsatz konfiszierte und in Weimar die Bestrafung Fichtes wegen seines „Atheismus" verlangte. Er antwortete mit einer „Appellation an das Publikum. Eine Schrift, die man erst zu lesen bittet, ehe man sie confiscirt". — [2] Friedrichs Geliebte Dorothea Veit, in seinem eben entstehenden Roman „Lucinde" verherrlicht.

Friedrich Bury: Fichte

Wir sind fleißig und sehr glücklich. Seit Anfang des Jahrs komme ich wenig von Wilhelms Zimmer. Ich übersetze das zweite Stück Shakespear, Jamben, Prosa, mitunter Reime sogar („Wie es euch gefällt"). Adieu, ich muß dies wegschicken.

An Friedrich von Hardenberg 20. Februar 1799

So ist es denn wahr, mein liebster Freund? Sie haben uns recht glücklich und froh gemacht! Ihren Freunden blieb bisher kein ander Mittel übrig, als nur an Sie allein, nicht an Ihre Zukunft zu denken, und Sie hatten uns auch oft alle Sorge verboten. Ich nahm das selbst so an – gegen die, die uns lieb sind, wird man so leicht gelehrig und gehorsam. Nie habe ich Sie gefragt, wie wird sich der Knoten lösen? kann das so bleiben? Kaum habe ich mich selbst gefragt. Ich war ruhig im Glauben – denn ich habe doch am Ende mehr Glauben als ihr alle – nicht daß es grade so kommen würde, aber daß sich an irgend einer Brust die Spannung brechen müßte, und das Himmlische mit dem Irdischen vermählen. Was Sie Scheidung zwischen beiden nennen, ist doch Verschmelzung. Warum soll es nicht? Ist das Irdische nicht auch wahrhaft himmlisch? Nennen Sie es aber wie Sie wollen, genug Sie sind glücklich. Ihr Brief ist eigentlich voll Wonne und wie auf Flügeln zu mir gekommen.[1]

Ich freue mich jetzt – wie Sie sich freuen werden – daran zu denken, wie dies so sich machen mußte. Nur in dieser fast öden Einsamkeit, durch das Band der süßen Gewohnheit konnten Sie allmälig gewonnen werden. Wie weise und artig setzten Sie uns einmal auseinander, daß dies alles keine Gefahr habe, Gefahr nicht, aber Folgen doch. Soll das Liebenswürdige umsonst seyn? Wie doppelt leid thut es mir, Julien nicht

[1] Nach dem Tode seiner ersten Braut Sophie von Kühn hatte Novalis sich der „unsichtbaren Welt" angehörig gefühlt und durch den bloßen Willen ihr nachzusterben getrachtet. Im Dezember 1798 hatte er sich dann mit der S. 160 genannten Julie von Charpentier verlobt.

gesehn zu haben. Es war meine Schuld nicht, die Ihrige auch wohl nicht. – Sehen Sie, liebster Hardenberg, das könnte mich doch traurig machen, wenn Sie nicht unser blieben, wenn Ihre Frau nicht unsre Freundin durch sich selber würde, aus eigner Neigung. Kommen Sie nur, wir schwatzen mehr darüber. Es ist fast wahrscheinlich, daß Sie um Ostern uns hier finden und wir erst um Pfingsten reisen.

Charlotten ⟨Ernst⟩ haben Sie gewiß aufs Leben verboten uns nichts zu sagen, denn ich errathe nun, sie hat es um Weihnachten erfahren, aber geschwiegen über alle Maßen. Sie schreibt mir eben, daß sie Charpentier und Sie zusammen hofft bei sich zu sehn. Ein Glück, das sie nicht gern schreibt; gesagt hätte sie mirs doch. Friedrich verräth auch eine Ahndung – ich habe ihm Gewißheit gegeben. Sehr möglich, daß ein Dach uns alle noch in diesem Jahr versammelt. Friedrich bleibt den Sommer in Berlin, was mir lieb ist. Im Winter wünscht er herzukommen. Sie leben in Weißenfels. Sie könnten auch wohl eine Zeitlang hier leben. – Mit Ihrem Vater ist wohl alles überlegt und es stehn Ihnen keine Schwierigkeiten im Wege? Er wird nur froh seyn, Sie froh zu wissen.

Bald, bald kommt das dritte Stück Athenäum. Hier ist indessen etwas andres. Was werden Sie zu dieser Lucinde sagen? Uns ist das Fragment im Lyceum eingefallen, das sich so anfängt: Saphische Gedichte müssen wachsen oder gefunden werden ꝛc.[1] Lesen Sie es nach. – Ich halte noch zur Zeit diesen

[1] „Sapphische Gedichte müssen wachsen und gefunden werden. Sie lassen sich weder machen, noch ohne Entweihung öffentlich mitteilen. Wer es tut, dem fehlt es zugleich an Stolz und an Bescheidenheit. An Stolz: indem er sein Innerstes herausreißt aus der heiligen Stille des Herzens und es hinwirft unter die Menge, daß sies angaffen, roh oder fremd; und das für ein lausiges Dakapo oder für Friedrichsdor. Unbescheiden aber bleibts immer, sein Selbst auf die Ausstellung zu schicken, wie ein Urbild. Und sind lyrische Gedichte nicht ganz eigentümlich, frei und wahr, so taugen sie nichts als solche. Petrarka gehört nicht hierher: der kühle Liebhaber sagt ja nichts als zierliche Allgemeinheiten, auch ist er romantisch, nicht lyrisch.

Roman nicht mehr für einen Roman als Jean Pauls Sachen – mit denen ich es übrigens nicht vergleiche. Es ist weit phantastischer, als wir uns eingebildet haben. Sagen Sie mir nun, wie es Ihnen zusagt. Rein ist der Eindruck freilich nicht, wenn man einem Verfasser so nahe steht. Ich halte immer seine verschlossene Persönlichkeit mit dieser Unbändigkeit zusammen und sehe, wie die harte Schale aufbricht – mir kann ganz bange dabey werden, und wenn ich seine Geliebte wäre, so hätte es nicht gedruckt werden dürfen. Dies alles ist indeß keine Verdammniß. Es giebt Dinge, die nicht zu verdammen, nicht zu tadeln, nicht wegzuwünschen, nicht zu ändern sind, und was Friedrich thut gehört gemeiniglich dahin.

Wilhelm hat die Elegie 〈„Die Kunst der Griechen. An Goethe"〉 geendigt. Eine Abschrift hat Göthe, der hier ist, die andere Friedrich. Sie müssen also warten. Der eigentliche Körper des Gedichts ist didaktisch zu nennen und sollte es auch seyn nach Wilhelms Meinung. Die Ausmalung des Einzelnen ist vortrefflich – das Ganze vielleicht zu umfassend, um als Eins in der Seele aufgenommen zu werden, wenigstens erfordert dies eine gesammelte Stimmung. Sie sollen es hier lesen. Es kommt in das vierte Stück.

Wenn Sie herkommen, so treten Sie doch gleich bey uns ab, wenn Sie keine Ursach weiter haben es nicht zu thun. An Ihrem Verkehr mit Schiller hindert es Sie gar nicht. In der Mitte des April kommt der vollständige Wallenstein auf das Theater. Wollen Sie ihn nicht sehn?

Göthe ist sehr mit Optik für die Propyläen beschäftigt und an keinem öffentlichen Orte sichtbar. Leben Sie wohl, Bester,

Gäbe es aber auch noch eine Natur so konsequent, schön und klassisch, daß sie sich nackt zeigen dürfte, wie Phryne vor allen Griechen, so gibts doch kein olympisches Publikum mehr für ein solches Schauspiel. Auch war es Phryne. Nur Zyniker lieben auf dem Markte. Man kann ein Zyniker sein und ein großer Dichter: der Hund und der Lorbeer haben gleiches Recht, Horazens Denkmal zu zieren. Aber Horazisch ist noch bei weitem nicht Sapphisch. Sapphisch ist nie zynisch."

ich muß noch an Charlotten schreiben. Julie ist uns gegrüßt! Theilen Sie Charlotten die Lucinde mit.

An Luise Gotter 25. Februar 1799

Seit mehreren Tagen hat die Einlage an Cecilien abgehn sollen, und ich darfs Augusten nicht einmal sagen, daß ich sie erst heut schicke. – Wie geht es euch, liebe Leute? Was habt ihr mit diesem harten Winter gemacht, oder vielmehr er mit euch? Es ist einem gar wohl, wieder wärmere Luft zu athmen, wenn sie hier nicht zugleich mit Ueberschwemmungen verbunden wäre. Das ganze Thal steht unter Eis und Wasser. Vorgestern besonders ist es bis in die Thore hereingetreten, das Schloß war wie eine Insel umgeben. Es ist mancher Schaden geschehn, doch ist dieß freylich nur Kleines gegen die ungeheure Wassersnoth am Rhein – die auch noch mit der Kriegesnoth zusammen trift.[1]

Seit die Schütz von Berlin zurück ist, dort 120 Visitenkarten abgegeben und 36 Gastmahlen beygewohnt und wer weiß was alles gethan hat, ist der alte Dämon völlig los. Sie hat den Plan zu einem Liebhabertheater entworfen, zu dessen erster Einrichtung an 500 Thlr. zusammengebracht werden müssen. Der einzelne Beytrag ist 1 Carolin ⟨etwa 6 1/6 Taler⟩. Sie spielt mit, versteht sich, und will so zu sagen die Direktrice machen. – Wir wollen der Ausführung nicht entgegen seyn, weil es eine Erleichterung des Plans ist von Zeit zu Zeit eine ordentliche Gesellschaft herzubekommen. (Die bisherigen Liebhaber spielen herzlich schlecht.) Wir unterschreiben, spielen aber nicht. Schiller indeß hat ein etwas grobes Votum von sich gegeben. Er trägt darauf an, der ganze Anschlag soll blos zum Besten eines ordentlichen Theaters ausgeführt werden. Die Liebhaber-Vorstellungen würden diesem im Weg stehn, ohne dafür zu entschädigen. Goethe ist hier und hat wohl Einfluß darauf

[1] Krieg der zweiten Koalition, Jourdans Rückzug vor Erzherzog Karl, Auflösung des Rastatter Kongresses (28. April).

gehabt, weil er gern das Weimarische Theater zuweilen herüber brächte – indeß hätte sichs höflicher sagen lassen, und die Schütz ist höchlich ergrimmt. Zustande wird es wohl kommen, denk ich, aber schwerlich jemand spielen außer den bisherigen. – Auguste schreibt hier von dem Spaß, den wir in dieser Woche uns machen werden.[1] Gestern wohnte Goethe unsrer Probe bey – es nahm sich artig aus, er stand ganz allein in der Mitte des Saals vor dem Theater und repräsentirte das Publikum – ein Dienst, den ihm das Publikum nicht vergelten kan – es kan ihn niemals repräsentiren. Es ist alleweil von nichts als Theater hier die Rede. Erst war es Schillers neues Schauspiel ⟨Piccolomini⟩ – nun die Jenaische Chronik, dann sehen wir das Ende des Wallenstein. Dann wird wahrscheinlich die Unzelmann aus Berlin in Weimar spielen. – Dann werden wir in Berlin schöne Sachen sehn.

An Luise Gotter 24. April 1799

Wir haben in Weimar endlich den Wallenstein ums Leben gebracht – und wollen hoffen, daß er dadurch die Unsterblichkeit erlangt. Die Schönheit und Kraft der einzelnen Theile fällt am meisten auf. Wenn man es nach einem einzigen Sehen beurtheilen dürfte, so würd ich sagen, das Ganze hat sehr an Effeckt durch die Länge verlohren. Es hätte nur Ein Stück seyn müssen, dann hätten sich die Szenen konzentrirt auf Einen Brennpunkt, die sich jetzt langsam folgen, und dem Zuschauer Zeit zu kühler Besonnenheit lassen. Der lezte Akt thut keine Wirkung – man merkt den Fall des Helden kaum, an dessen Größe 11 Akte hindurch gebauet werden, um eine große Erschütterung durch seinen Sturz hervorzubringen. Und die mannichfache Absicht, die Berechnungen, welche hindurchschimmern! Es ist eben ein Werk der Kunst allein, ohne Instinkt. Ich kann Dir nicht sagen, wie dagegen das Ende Shakespscher

[1] Aufführung zweier Lustspiele zum Geburtstag des Mediziners Professor Loder: Caroline als Schneidersfrau, Auguste als Schneidersbursch.

Trauerspiele, auch seiner politischen, das Herz erfüllen und bewegen. Die Piccolomini ließen weit mehr ahnden, es schien so viel darinn vorbereitet zu seyn, das sich hier unbedeutend lößt. Die Iffland schreibt mir, daß diese in Berlin sehr kalt aufgenommen worden sind. Das ist freylich kein Beweis gegen sie. Iffland soll herlich gespielt haben.

Nur mit Kummer kann ich Dir von dem schreiben, wonach Du mich fragst – von der Fichtischen Sache. Glaube mir, sie ist sehr schlimm für alle Freunde eines ehrlichen und freymüthigen Betragens. Wie Du von der ersten Anklage, die von einem bigotten Fürsten und seinen theils catholischen theils herrnhutischen Rathgebern herrührte, zu denken hast, wirst Du ungefähr einsehn. Wir hoften aber, es sollte sich mit einer unbedeutenden Formularität endigen. Aber da hezt man den Fichte durch allerley Berichte von Weimar, es stehe schlimm usw., daß er an den Geheimerath Voigt schreibt, er werde seinen Abschied nehmen, wenn man ihm einen gerichtlichen Verweis gebe und seine Lehrfreiheit einschränke. – Der Brief war überdem nachdrücklich genug – sah ihn der Herzog, der voll übler Laune gegen Jena ist, so konnte schwerlich etwas andres erfolgen. Aber Fichte hatte Ursache Voigt für seinen Freund zu halten – war es Voigt, so muste er F. den Brief zurückgeben, und ihm sagen – ihr überlaßt mir den Gebrauch desselben, und ich mache den davon, ihn zu cassiren, wenn ihr nicht dennoch wollt, daß ich ihn zeige.

Er wurde dem Herzog vorgelegt und zu den Akten gelegt. Es erfolgt ein Rescript mit einem Verweis, der so gut wie keiner ist, und den man um der Nachschrift willen nun recht sanftmüthig einrichten konnte. Diese enthielt denn, daß man Fichtens Dimissions Forderung annehme, da man doch nicht umhin gekonnt habe einen Verweis zu geben – der freylich nicht so war, wie ihn Fichte vermeiden wollte um seiner Ehre willen. – Alle Hofediener, alle die Professoren, die Fichte überglänzt hat – er hatte 400 Zuhörer in dem lezten Winter – schreyen

nun über seine Dreistigkeit, seine Unbesonnenheit. Er wird verlassen, gemieden.

Die Studenten haben sich nach Weimar gewendet um ihn zu erhalten, der natürlich nicht geblieben wäre. Die Antwort ist: daß man ihnen Fichtens Privatbrief an den Voigt communicirt und sie gleichsam zu Richtern mache. – Die Sache läuft darauf hinaus, man ergriff freudig den Vorwand ihn los zu werden, aus Furcht vor dem Churſächsischen Hof, und weil Fichtens unerschütterliche Redlichkeit sie oft in Verlegenheit setzt. Der Herzog hat sich viel gegen Jena erlaubt. Du wirst von der Schützischen Comödientollheit gehört haben[1] – es mochte recht gut seyn, daß er die große Entreprise hemmte, aber er ist so weit gegangen durch eine zweyte Polizeiverordnung jede Aufführung in einem Zimmer vor ein paar Freunden zu verbieten. Und an diesen lächerlichen Handel schließt sich der allerdings sehr ernsthafte wegen Fichte, der den öffentlichen Geist hier, Du solltest Dich wundern wie schnell! umgekehrt, und einer klugen Einschränkung unterwürfig gemacht hat. – Lebe recht wohl und küße Deine lieben Kinder.

An Luise Gotter ‹6. Juni 1799›

Ich selber muß diesen Abend in eine Gesellschaft, die dem Hrn. von Dohm zu Ehren gegeben wird. Ich wollte nicht hin, aber er besuchte uns den Morgen und so wär es unartig. Er sagte uns einiges merkwürdige von den lezten Rastadter Greueln[2], und wie sehr die Nacht die fürchterlichste seines Lebens gewesen war. Du wirst den gesandschaftlichen Bericht, den er aufgesetzt hat, wohl gelesen haben.

Meine Haushaltung hat sich sehr vergrößert, denn denk nur,

---

[1] Goethe verbot die S. 168 erwähnte Privatbühne im Namen des Herzogs. – [2] Nach der Auflösung des Rastatter Kongresses wurden zwei von den abreisenden französischen Gesandten durch österreichische Husaren ermordet. Der preußische Diplomat von Dohm verfaßte im Auftrage der „Reichsfriedensdeputation“ einen amtlichen Bericht darüber.

Paulussens essen bey mir nebst dem Prof. Schelling. Die Paulus kann jetzt keine Köchin kriegen, und weil ich Schelling angenommen hatte, so kamen sie darauf, und alle Mittag erscheinen die Gäste, was sich denn recht artig macht. Aber mir kostets Kopfbrechen in diesen theuern und hungrigen Zeiten. Doch hab ich eine sehr gute Köchin.

An Johann Diederich Gries[1] in Göttingen

9. Juni 1799

Sie vergeben und vergessen gewiß, daß ich spät antworte um meiner heutigen Begleitung willen. Hier ist etwas für Ihre einsamen Stunden. In diesem Augenblick werden Sie freylich nicht einsam seyn, ich vermuthe Sie in Cassel. Sind Sie nicht da – pends toi, brave Crillon![2]

Genug der Brief[3] ist für Sie erbeutet. Schelling hat nichts dazu gethan, als daß ers auch gewollt hat. Fichtens Famulus hat ihn abgeschrieben und ich habe gerade einen halben Laubthaler, ⟨= 1 2/3 rh⟩ dafür bezahlt. Schade daß ich nicht daran gedacht ihn auf grünen Papier abschreiben zu lassen, damit er mit dem Original noch mehr übereinkäme und nichts von seiner Magie verlohren ging. Es wird denn doch genug übrig bleiben um die Bezauberung an Ihnen zu vollenden, die der Steffens mit seinen Fragmenten des Fragmentes begonnen hat. Von Ihnen erwarte ich zu hören, ob Sie alles gefunden haben, was Sie erwarten, weissagen kan ich nichts darüber. Mir ist der Brief ganz unendlich lieb und interressant gewesen, doch nicht

[1] Uebersetzer des Tasso, später des Ariost und Calderon, Anhänger Fichtes. – [2] So scherzte Heinrich IV. nach einem in Abwesenheit des glorreichen Herzogs errungenen Siege. – [3] „Jacobi an Fichte", erst handschriftlich zirkulierend, dann auch gedruckt. Friedrich Heinrich Jacobi, später Präsident der Akademie in München, erkannte Fichtes Konsequenz in der Zurückführung des Gottesbegriffs auf die moralische Weltordnung an, behauptete aber seinerseits darüber hinaus ein Glauben, ein unmittelbares Wissen des Übersinnlichen. (Auf grünem Papier schrieb Jacobi zur Schonung seiner Augen.)

um der Aufschlüsse willen – als welche mich alle nichts angehn, denn ich weis doch, was ich weis. Ausgefüllt scheint mir die Lücke nicht, ausser durch den Sprung ⟨in den Gottesglauben⟩, den Sie kennen, den Jacobi selbst den Salto mortale nennt – und so sprang Sapho vom Leukadischen Fels, da sie nicht ohne Liebe leben konnte. Ja – ein Meer ist es, in welches Jacobi sich stürzt, wo anfangs die Wellen dem heißen Gemüthe schmeicheln und der Untergang nahe ist – aber das hoffe ich, ihn nehmen die Götter auf, ehe er den Tod im Abgrunde findet.

Die Worte von Jacobi „ich bin nicht und ich mag nicht seyn, wenn kein Gott ist" und „das Gute – was ist es? – ich habe keine Antwort, wenn kein Gott ist" das sind die, wo ich nicht mit ihm fühlen kann, und die auch mein bischen Kopf für gefährlich erkennt. Meinem innersten Glauben ist nichts mehr zuwider, als daß das Gute soll auf einer Bedingung beruhn – in so fern ist das Gute mein Gott, von dem ich eine unmittelbare Erkenntniß habe. Nun frag ich für mich nicht weiter nach einer Persönlichkeit – ich stoße sie auch nicht von mir und lasse sie mir gern erscheinen, besonders wenn ich glücklich bin. Nie ist es mir in der Noth eingefallen meine Gedanken an sie zu richten. – Die Seite, daß der Mensch seine Moralität von einer Überzeugung abhängig macht, die er sich nicht geben kann, die der geweihete selbst nur in geweiheten Stunden hat – die kommt mir ewig verderblich vor. Ich verdamme Jacobi nicht um sie, aber das glaub ich, ohne seine unmittelbare Liebe zum Guten führt sie zur Unwürdigkeit und Knechtschaft. Und die Stütze, die Jacobi im Woldemar[1] verwirft, „traue dem Herzen nicht" – nur das Herz kann den Menschen aufrecht erhalten unter solcher Gesinnung.

Sie wissen, daß ich über diese Dinge ohne irgend eine Kenntniß des philosophischen oder metaphysischen Wortgebrauchs spreche, ja auch viel Bedürfnisse des spekulirenden Geistes gar nicht kenne, und ich bescheide mich gern, daß nicht alle Gemüther

[1] Ein Roman Jacobis (1794).

über die Wissenschaft des Unendlichen und Begränzten so genügsam sind als ich.

Wie wenig Sinn ich also eigentlich für Fichtens System, das ich erst durch die lezten Streitigkeiten ein wenig zusammen buchstabirte, habe, können Sie denken. Das Gute um des Guten willen, das begreife ich in ihm, das erhebt meine Seele, und ausserdem bewundre ich an ihm die Höhe des menschlichen Geistes und interressire mich für den Verfechter der Freyheit im Denken – seine persönliche Bravheit abgerechnet.

Es ist sehr schön von Jacobi, daß er so warm in ihm verehrt, wogegen er doch die stärkste Abneigung hat, nur dieß ist für mich das begeisternde im Brief.

Fichte wird wahrscheinlich noch in diesem Monat Jena verlassen, er allein, denn die Frau muß bey dem Knaben bleiben, der nun seit 10 Wochen kränkelt, und so daß er beständige Wartung erfodert. Wohin F. geht, weiß ich noch nicht. Er ist aber munter. Seine gerichtliche Verantwortungschrift ist erschienen, ich werde Ihren Bruder fragen, ob er sie Ihnen mit beylegen will. Sie ist noch weit mehr dazu gemacht zu wirken als die Appellazion, sie nimt die Sache nicht so feyerlich, und beißender.

Ein sehr angenehmer Besuch ist uns Dohm gewesen. (der – im Vorbeygehn – sich sehr gut für Fichte erklärt hat.) Huber hatte mir schon geschrieben, wenn jene Gräuel in Rastatt ans Tageslicht kämen, und andre Höfe bestimmten, so sey es Dohms ewig preiswürdigen Bemühungen zu verdanken, der mit Heldenmuth die augenblicklichen Maasnahmen betrieben. Wir sprachen ihn nun hier selbst darüber, denn er besuchte uns. Ein wahrhaft verehrungswürdiger Mann, der in Staatsgeschäften sein Haar gebleicht, ohne den Bürgersinn einzubüßen. Er macht einen starken Contrast mit Goethe und Schiller, die über jene Begebenheit wie Emigrirte sprechen. „Wer es gethan habe, sey einerley, nur gut daß es geschehn, denn das Abscheuliche müsse geschehn."

Bey Goethe ist das eine Art von Verzweiflung darüber, daß die Ruhe, die er liebt, sich ferner und ferner hält.

Was wollen Sie damit, daß ein Dichter den Glauben an Gott braucht? – er braucht nicht einmal den an die Menschen. Die Religion des Dichters ist wieder etwas ganz anders, der Glaube nicht, die guten Werke. Was hat denn Goethe für einen eurer Glauben, und er wird doch zur ewigen Herrlichkeit gelangen. Was vortreflich ist, enthält Göttliches, und sollte noch zu läutern seyn, so ist das bald gethan.

Wir halten uns in diesen schlimmen Zeiten enge zusammen. Denken Sie, nicht Schelling allein, auch Paulus essen bey uns und eben hab ich auch Hufland und Loder. Wenn Sie nur da wären!

Schelling ist aufgeweckt und er läßt sich sogar zu einiger Geschmeidigkeit an.

Schlegel heckt Bosheiten aus. Auguste übt sich in der Luzienschaft[1] gegen Schelling.

An Auguste Böhmer in Dessau[2] 16. September 1799

Wüste ich nur, wie es Dir ginge, mein Schäfchen, noch ist der Fuhrmann nicht zurück. Wenn Ihr nur früh genug in Dieskau ankamt! Und wie wirst Du Dich heute Mittag bey dem Canzlerischen Tische angestellt haben? Wenn Du dies erhältst, bist Du schon in Dessau, schreib nur bald. Gestern früh war schrecklich, es regnete den ganzen Morgen. Ich wuste keinen andern Trost als mir eine ganze Menge Blumen zu kaufen und um mich her zu setzen – das waren meine Kinder, sie rochen mich lieblich an, aber singen konnten sie nicht. Der Mittag ging noch toll genug hin, wir tranken aus Desperazion

[1] Lucie in Goethes „Stella": „sehr jung und schnippisch." – [2] Die Familie des Porträtmalers Fr. Aug. Tischbein, mit zwei künstlerisch hochbegabten Töchtern, Caroline und Betty, hatte Schlegels in Jena besucht und Auguste mit nach Dessau genommen, über Halle, wo beim Universitätskanzler A. H. Niemeyer eingekehrt wurde.

viel Wein, sie blieben lange, und darauf sezte ich mich zum Schreiben an die Mumu ‹Großmutter Schlegel› in Hannover. Abends Thee mit den beyden Brüdern. Heut ist Friedrichs[1] Stube gänzlich eingerichtet, so daß er sich schon breit darin niedergesetzt hat. Auch Wilhelms Stube und Kammer sind gereinigt, und ich schlafe diese Nacht wieder oben. Vorige Nacht brachte ich in eurem Neste zu und las im Bett les voeux temeraires von Mad. Genlis[2], die sehr tugendhaft und geistreich zu seyn streben. Anbey muß ich Dir melden, daß ich sehr naß heut auf einem Spaziergang geworden bin, wogegen weder Geist noch Tugend helfen.

Der russische Kaiser komt nach Wien.[3] Goethe ist heute hier angekommen. Er hat expreß gewartet, der alte Herr, bis ihr weg waret, glaub ich.

Die Zeitungsfrau ist gestern Abend mit einem Unkepunz niedergekommen, männlichen Geschlechts.

Mein liebes Mädchen, es gehe Dir recht wohl, wie ich auch nicht zweifle, aber es doch jede Minute wissen möchte. Ich umarme alle die dortigen Deinigen. Hier sind einige zurückgelaßne Effecten. Es grüßet Dich Paul und Peter. Adieu, liebe liebe Seele.

An Auguste 30. September 1799

Du Herzensmädchen, was hat mich Dein Brief gefreut, und die arme böse Mutter kann nun erst heut antworten! Du glaubst nicht, wie geschäftig ich in der letzten Woche gewesen bin, und krank dazu, denn endlich muß mir mein Laufen und Rennen, das ich so gern that, doch zu Haus und zu Hof kommen. Loderchen hat mir was verschreiben müssen. Nun ist das ganze Haus gereinigt und neu aufgeputzt. Ich habe dabey eine große

[1] Friedrich kam nach Jena zu dauerndem Aufenthalt, Dorothea Veit folgte ihm alsbald mit ihrem Sohn Philipp, dem späteren Maler. – [2] S. Seite 121. – [3] Paul I. war die treibende Kraft im zweiten Koalitionskrieg (1799–1801), an dem die Russen unter Suworow teilnahmen.

J. F. A. Tischbein: Auguste Böhmer

Wäsche gehabt, und etwa einige 20 Vorhänge aufzustecken. Auch das neue Sopha ist gemacht, und es sieht alles aufs netteste aus, besonders ist unsre kleine Stube, mit dem Frommanschen kleinen Sopha, hübsch. Friedrich wohnt Dir wie der beste appanagirte Prinz. Diesen Abend supiren wir 3 bey Schelling, um ihm sein neues Nest einzuweihen. Er freut sich, daß Du ihn zum Bachus gemacht hast, indem Du ihn den Geber des Weins nennst, bald wird er auch der Geber der Freude heißen können, denn er ist sanft und liebreich, und scherzhaft, und läßt Dir sagen, Du möchtest ihm bey Deiner Wiederkunft nicht wie eine spröde Halbmamsell begegnen. Wilhelm macht alle Morgen ein Gedicht. Friedrich thut alle Tage nichts — als die Veit erwarten, die nicht über Dessau kommt. Wir wollten sie vorgestern von Leipzig abholen, Friedrich und ich, als wieder andre Ordre kam, doch kommt sie sicher nächste Woche. Vorgestern fand sich mit einmal Hardenberg ⟨Novalis⟩ ein, blieb aber nur bis gestern nach Tisch, was gut war, denn ich mochte ihn diesmal gar nicht leiden, er hat recht abgeschmacktes Zeug mit mir gesprochen, und ist so gesinnt, daß er, darauf wolt ich wetten, die Tiek mir vorzieht. Denk nur, Kind! wir wissen noch nicht, wann diese kommen, wahrscheinlich bald.[1] — Ungemessen lange Spaziergänge haben wir gemacht, von 2 bis 7 ist das gewöhnliche Un=Maaß. Wilhelm will nicht mehr mit ausgehn, er liefe sich die Beine ab; da er nun die vorige ganze Woche jeden Morgen von 10 bis 1 Uhr mit Goethe hat auf und abspazieren müssen, so ist es wohl billig, daß er den Nachmittag ausruht, der Länge lang nach. Goethe hat seine Gedichte, nehmlich Goethens Gedichte, von denen ein neuer Band herauskommt, mit ihm durch⟨ge⟩sehn, und ist erstaunlich hold. Griesette ⟨Gries⟩ war vor 8 Tagen unglücklich, denn Schiller ließ ihn auf den Abend bitten, wo Goethe und Schelling da waren, und er war schon mit uns bei Frommans, wo es auch wirklich etwas stupide

[1] L. Tieck kam Ende 1799 zu zehnmonatigem Aufenthalt nach Jena; von hier ging er mit Friedrich Schlegel nach Dresden.

zuging. Gestern ist er nun glücklich worden, denn da wurd er wieder gebeten und ging auch effectivement hin. Er kommt fast jeden Mittag her, wobey ihm jedoch weit mehr in den Mund herein, als heraus geht.

Wird Johanna von Montfaucon von Kozebue nicht bey euch gespielt? Es soll sich sehr gut ausnehmen. Treibe nur ja recht viel Musik und räume in Deinem Département auf, sey ja ordentlich. Demnächst wirst Du noch andre Geschäfte treiben müßen, liebes Kind. Ich habe der Grosmutter fest versprochen, daß Du Ostern confirmirt werden sollst. Sie schrieb mir mit einer Bekümmerniß darüber, die wir ihr ersparen wollen. Dich hat sie den lezten Tag noch gefragt, wie sie mir sagt, ob Du Unterricht hättest. Wie komt es, daß Du gegen mich davon schwiegest? Ich habe ihr aus einander gesetzt, wie verhaßt und unnütz so ein Studentenunterricht in der Religion einem gescheuten Kinde wie Du seyn müste. Daß ich Dich aber hier bey dem Ömler nicht confirmiren laßen kann, siehst Du ein, Du kämest dabey um. Es muß in Gotha bey Löffler[1] geschehn, und ich habe mich schon vorläufig erkundigt. Mit 6 Wochen wird alles gethan seyn.

Die Gurken sind angekommen und Friedrich spricht von nichts als seinen Gurken, und nimmt sich viel Gurken heraus, wird sich auch gewiß dereinst schriftlich bedanken. Schelling läßt der Tischbein sagen, das wär' wenig, daß Goethe sie eine angenehme Gegenwart genannt. Ihm wäre sie auch eine äußerst angenehme Errinnerung. Adieu, ich drücke Dich braun und blau an mein Herz. Die Hufeland bringt Dich sicher mit.

An Luise Gotter 5. Oktober 1799

Meine liebe beste und immer gleichgeliebte Freundin – das bist Du, und wenn ich Jahre lang schweigen müste. Gemußt hab ich nehmlich, das kan Dir die Seidler sagen, sie weiß, wie es bey mir zugegangen ist. Ich habe tausend Freuden davon

[1] Vgl. S. 56.

gehabt, aber freylich seit einem vollen Vierteljahr keinen Augenblick Ruhe. Es hat mich auch wirklich angegriffen, und so wie die Freunde weggegangen sind, hat die Medicin herhalten müssen, und es wird mir alles sehr sauer. Wie ich Deine Hand sah, legt ich den Brief ganz still hin und war betrübt, denn ich hatte Dir schreiben wollen, gewollt mit aller Macht und doch nicht gekont. Ja seit dem Empfang sind 8 Tage wieder hingegangen, wo das ganze Haus von oben bis unten umgekehrt wurde, eine große Wäsche gehalten, Vorhänge aufgesteckt bis zum lahm werden. Auch Augustens Hülfe fehlt mir jetzt, wie Du wissen wirst, sie ist in Dessau bey den guten Tischbeins, ihr Herz ist freylich doch bey der Mutter zurückgeblieben. Die Tischbeins theilen die Sehnsucht nach Jena mit ihr, wo es auch während ihrer Anwesenheit allerliebst war. Welche gesellige fröliche musikalische Tage haben wir verlebt! Ich hatte die Freude, meiner Mutter den Aufenthalt recht angenehm zu machen.

Zuerst kamen Tiek aus Berlin (ein sehr liebenswürdiger junger Mann) und Hardenberg, die waren 14 Tage bey uns, und dann fanden sich die Braunschweiger ein, Mutter, Schwester, Schwager, ein Kind und Mädchen. Luise[1] hat einen Engel von Kinde, eine so liebliche impertinente Neugier muß noch nie auf einem Gesicht gewohnt haben. Sie selbst ist nicht so blühend und gesund wie sonst, die beyden Kinder haben ihr viel genommen, besonders der Schmerz um das eine, der sie um das andre über alles Maaß hinaus ängstlich macht. Acht Tage nachher fand sich die Tischbein mit einem Knaben von ein paar Jahren und ebenfals einem Mädchen ein. Ihre beyden Töchter waren in Weimar bey Bertuchs und kamen nur dann und wann herüber bis nach der Braunschweiger Abreise, wo auch diese ganz bey mir wohnten. Ich hatte es so einzurichten gesucht, daß alles ordentlich zuging. Freylich die drey Mädchen Caroline, Betty und Auguste haben argen Lärm verführt und ihre Stube war

[1] Carolinens jüngste Schwester hatte den Mediziner Wiedemann geheiratet.

schlecht aufgeräumt, aber auch welche Wonne den frölichen Geschöpfen zuzusehn. Betty ist ein Kleinod, sie muß jedermann entzücken; nicht das herrliche musikalische Talent, und die durchaus originelle Wendung ihres ganzen Wesens sind es allein, es ist eine solche Güte und Unbefangenheit in ihr, daß man die Mutter um sie beneiden muß. Carolinens Stimme hat sich mit großer Gewalt entwickelt, wir haben ein paar Concerte gehabt, die herrlich waren, wo sie und Betty Arien und Auguste mit ihnen Duetts und Trios, und die Mutter mit den beyden Töchtern Chöre sangen. Wie sehr hätte ich gewünscht, daß alle hieran Theil nehmen möchten, die ich liebte, daß ich euch nur auf kurze Zeit herüber hätte zaubern können. Du must mir selbst die Begeisterung wohl anmerken.

Drey Wochen sinds nun, daß uns auch diese verlassen. Damals hatte ich jeden Mittag ein 15–18 Personen zu speisen. Meine Köchin ist gut, ich aufmerksam, und so ging alles aufs beste. Mein Schwager war auch unvermuthet von Berlin angekommen zu unsrer großen Freude. Auguste ging aus Freundschaft und Musikliebhaberey mit nach Dessau. Nun hat es sich so gemacht, daß demohngeachtet keine Leere eintrat und der Besuche kein Ende wurden. So erwart ich übermorgen eine Schwägerin aus Göttingen. Unten in die Stube zieht eine Frau aus Berlin ⟨Dorothea Veit⟩, eine Tochter von ⟨Moses⟩ Mendelsohn, eine sehr wackre Frau, die ich täglich erwarte, und die auch bey uns essen wird. Auch Tiek aus Berlin zieht mit seiner Frau auf den Winter nach Jena und sie wollen bey uns den Tisch haben. Ein Theil meiner bisherigen Gesellschaft hat sich heut unter gegenseitigen Wehklagen von uns getrennt, Paulus nehmlich.

Da hast Du einen trocknen Abriß meines geschäftigen Lebens. Den 10ten Okt. wird Schlegels Hamlet in Berlin aufgeführt. Wir sollten hin, aber dies wurde mir doch auf alle Weise zu viel.

Jetzt hab ich Dir noch etwas vorzutragen, das Augusten betrift. Ich kann mich nicht überwinden sie hier confirmiren,

nehmlich ihr hier den dazu nöthigen Unterricht geben zu lassen. Die Prediger sind so beschaffen, daß ein Kind von Augustens Nachdenken sich nothwendig oft beleidigt finden müste, und auch diese kurze Qual möcht ich ihr ersparen. Es war also meine Idee sie Dir und Löfflern für die Zeit anzuvertrauen. Nun wünscht ich, daß Du mit Löfflern sprächst. Ich will nichts als den einfachsten Unterricht, der mit 6 Wochen vollkommen vollendet werden könnte, und würde mich, wenn Hr. Löffler sonst nur geneigt ist in meine Wünsche einzugehn, schon mit ihm hierüber verständigen. Gieb mir doch hierauf je eher je lieber Bescheid. Was macht Löffler? Siehst Du ihn zuweilen?

Grüße mein liebes Minchen. Wie hübsch, wenn sie in dieser lezten Zeit mit uns hätte leben und weben und das Land durchziehn können – denn wir haben keine Burg 3 Meilen in die Runde unbesucht gelassen.

An Auguste 6. Oktober 1799

In der Nacht setz ich mich noch hin, damit Du liebes Seelchen morgen gewiß ein Briefchen bekömst, da Du so sehr jammerst. Du mußt bedenken, daß ich wirklich oft nicht schreiben kan, weil ich doch auch alle Deine kleinen Geschäfte neben meinen großen versehe. Nur das neueste. Diesen Mittag kam die Veit an, nachdem Friedrichs Ungeduld aufs höchste gestiegen war. Also nun ist sie da – da ist sie – merke Dirs wohl. Sie hat ein nazionales, c'est à dire jüdisches Ansehn, Haltung und so weiter. Hübsch kommt sie mir nicht vor, die Augen sind groß und brennend, der Untertheil des Gesichts aber zu abgespannt, zu stark. Größer wie ich ist sie nicht, ein wenig breiter. Die Stimme ist das sanfteste und weiblichste an ihr. Daß ich sie lieb gewinnen werde, daran zweifle ich keinesweges. Vor dem Jungen fürchte Dich nicht länger, c'est un joli petit espiègle, er wird Dir tausend Spaß machen, ich bin schon sehr gut Freund mit ihm. Er ist ganz klein und geschmeidig wie ein Page, wir wollen ihm Deine Livree anziehn.

Aber nun denk, wer Morgen kammt. Vorgestern melden sich Hoppenstedts aus Göttingen, also niemand geringers als Deine Tante Philippine an. Durch Loders hat sie schon erfahren, daß Du nicht da bist, und ist sehr betreten drüber, sie möchte Dich gern sehn, weil sie viel Gutes von Dir gehört – nun ists recht gut, daß sie Dich nicht sieht, so kann sie nun um desto mehr von Dir glauben. Sie bleiben nur einen Tag, was mir auch, weil das Wetter schlecht und niemand hier ist, recht lieb seyn soll.

Dir aber, Du Liebe, laß ein Wort sagen in Vernunft und Vertrauen. Du bist nun dort, Du hast das erste der Trennung überstanden. Bestehst Du nun durchaus darauf, innerhalb 14 Tagen mit Hufelands zurückzukommen? Die erste Zeit ist Dir für die Musik doch verloren gegangen, kaum hast Du damit angefangen, Du bekomst nie diese Gelegenheit wieder und wilst sie ohne weiters aufgeben? Könntest Du Dich nicht entschließen bis gegen Weinachten zu bleiben? Um Weinachten sollst Du gewiß hier seyn, darauf geb ich Dir mein mütterliches Ehrenwort. Auch will ich Dir jeden Postag schreiben. Nur – bleibst Du so kurz, so ist es wieder nichts Rechts, so ist es so gut, als hättest Du blos eine Fahrt dahin gemacht, um Dich über die Dessauer aufzuhalten. Süße Seele, bedenke es wohl. Du weist, daß wir auf Ostern Jena verlassen, und vielleicht ... ⟨Schluß fehlt.⟩

An Auguste 14. Oktober 1799

Gestern, mein liebes Hühnchen, ist Deine liebe Tante endlich dagewesen, ich hatte sie 8 Tage zu früh erwartet. Sie hat sich wirklich ganz ausgelassen gefreut mich zu sehn und betrübt Dich nicht zu finden. Ich hatte Lodern und Paulussens gebeten, nebst Sophie, und so machten wir einen ziemlich großen und lebendigen Tisch. Die Veit hatte sich sehr schön gemacht, wie sie denn uns allen, auch den gleichgültigen Personnagen, immer besser gefällt. Ich war im neuen Kleide auch verwegen hübsch. Nach Tisch gingen wir spazieren, dann Thee, dann wieder Souper

und Punsch, wo Friedrich und ich uns betranken. Heut Nacht sind sie fort nach Leipzig. Sie waren wirklich recht vergnügt, und ich soll Dich vielmals grüßen. Vorgestern habe ich eine andere Parthie vorgenommen. Ich habe die Fichte gebeten zu Mittag, ach Gott! und da haben wir mit ihr spazieren gehn müßen und sie ist geblieben bis Abends 8 Uhr. Frommans kamen den Nachmittag. Die Tage war das Wetter ziemlich; heut regnets aber fürchterlich. Schlegel reist die folgende Nacht mit Loder nach Leipzig und nimt dieß mit, damit es früher komt. Er will Unger ⟨den Verleger des Shakespeare⟩ in Leipzig sprechen.

Von Hufelands weiß ich nun noch weiter nichts neueres. Jezt müssen sie in Berlin seyn und sehn den Hamlet, wozu ich alle Lust verloren habe. Auch von Tieks noch nichts. Wir treiben sehr stark das Italienische, jeden Abend 7 Uhr giebt uns der heilige in Gott andächtige Vater Friz ⟨Friedrich Schlegel⟩ eine Stunde, Schelling und mir. Die Veit ist dabey. Dir wird Friz oder Wilhelm eine Zeitlang besonders Stunden geben müssen. Wir sind schon zu weit. Was Du lezt gegen Schelling sagtest, war gar nit hübsch. Wenn Du Dich gegen ihn so sträubst, so werd ich glauben, daß Du auf Dein Mütterchen eifersüchtig bist. Er ließ Dir das mit der spröden Mamsell natürlich nicht sagen, das war ich, und was ist denn unverständlich darinn? Hast Du nicht zuweilen herbe Maniren wie ein saurer Apfel? Einen Beweis von Schellings Liebenswürdigkeit muß ich Dir erzählen, er hat mir heimlich schwarze Federn auf meinen Hut kommen lassen, der mir recht wohl steht. Nun denk! Ich war ganz verblüft.

An Auguste 17. Oktober 1799

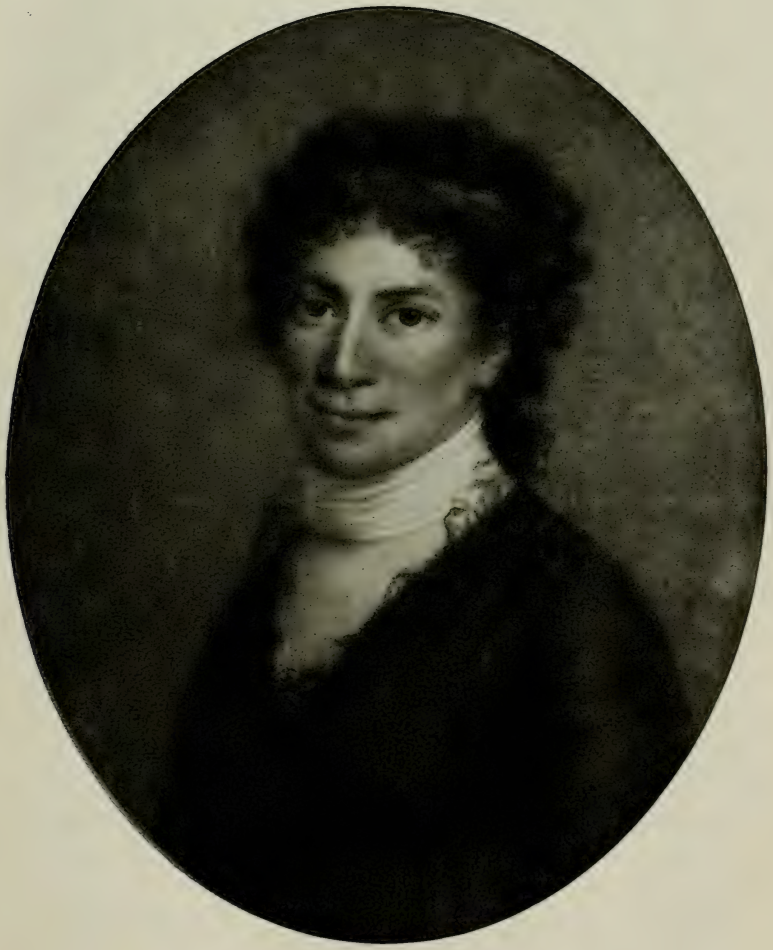
Meine liebe Auguste, ich habe gestern Dein Briefel bekommen, woraus ich seh, daß Du eine wüthige impertinente kleine Creatur bist, und auch den Schnupfen hast. Ich hoffe, die Tischbein hat sich glücklich ihrer Überladung entledigt. Eigentlich hab

ich Dir weniger zu sagen wie Du mir auf mein leztes. Wie wird Dir dabey zu Muth geworden seyn! Ich wünsche, Du hast Dich freywillig entschlossen, denn sonst möchtest Du es unfreywillig thun müssen, nicht daß wir Dich zwingen wollen, mein Herz, aber der Zufall – denn Hufelands, die noch nicht in Berlin sind, reisen nicht über Dessau, sondern Leipzig, wo er jemand zu treffen denkt. Mein bestes Mädchen, Dein ganzer Sinn ist blos auf Belustigung gerichtet, und auf diese Weise wird nie etwas entschiednes aus Dir werden. Nicht nach dem Mütterchen sehnst Du Dich allein, obwohl ich weiß, Du thust das auch, und wir heulen auch gewiß beyde vor Freude, wenn wir uns wieder sehn. Sey nur jetzt gescheut, sieh ein, daß Du nun noch nichts für Dein Singen hast thun können, und es war mir doch heiliger Ernst damit, wie ich Dich nach Dessau gehn ließ. Sollt ich Dich blos zum Scherz von mir trennen?

Wir haben die kleine Person verwöhnt. Sie will genießen, als ob sie andern könnte zum Genuß verhelfen, wovon noch keine Rede ist. Dieß drückt sich in Deinen Äußerungen genugsam aus. Die Veit und Philipp grüßen Dich, sie sind gut, aber sag der Tischbein, sie wäre eine gar andre beauté. Ich muß enden, damit dieß noch wegkomt. Adieu, mein Kind, mein liebes liebstes Wesen.

An Auguste. 21. Oktober 1799

Mein liebes Mädchen, wie kommt es, daß ich seit 3 oder 4 Postagen nichts von Dir erhalte? Du ängstigst mich sehr. Ich habe Dir außer dem lezten jedesmal geschrieben. Meine liebe Seele, bist Du nicht wohl? bist Du betrübt? Ich weiß nun gar nicht, wie es steht in der Welt – ich weiß nicht, was mein Kind macht. Meinst Du etwa, weil ich Dich noch dort lassen wollte, ich hätte Dich nicht lieb? Glaub nur, Du bist Deiner Mutter das theuerste, was sie hat, und das wirst Du schon noch fernerhin gewahr werden.



Philipp Veit: Dorothea Veit

Ganz aus der Fassung setzt mich Euer allseitiges Stillschweigen.

Am Donnerstag kamen Tieks. Sie sind durch Dessau gekommen, und glaubten Dich mit der Tischbein in Dresden, so daß sie Dich nicht gesucht haben und nun wahrscheinlich mit Dir in der Comödie waren. Häßlich ist die Tiek nicht. Hätte sie Anmuth und Leben, und etwas mehr am Leibe als einen Sack, so könte sie für hübsch gelten. Das kleine Tiekchen ⟨Dorothea⟩ ist recht sehr hübsch und blühend geworden. Es macht sich übrigens alles recht gut zusammen. Den ersten Abend hat Schlegel gleich den König Richard und gestern Tiek ein Stück von Holberg vorgelesen. Das soll alles noch einmal gelesen werden, wenn Du kommst. Hast Du denn auch von dem Spuk in Leipzig gehört? Kotzebue hat ein Stück gegen die Schlegel gemacht und während der Messe aufführen lassen. Eine Rolle drin ist aus den Fragmenten im Athenäum ausgeschrieben, und soll so den Friedrich vorstellen, der zulezt ins Tollhaus geschickt wird. Übrigens platterdings kein Witz darin außer der Schlegels ihr eigner. Es hat großen Lärm im Parterr gegeben pro und contra — das pro hat natürlich bey den Leipzigern die Oberhand behalten, hinterher hat ⟨der Bürgermeister⟩ Müller aber die weitre Aufführung verbieten lassen. Das Stück heißt der hyperboreische Esel oder die Bildung unsrer Zeit. Du kanst leicht denken, wie sich Schlegel tout de bon daran ergötzt hat. Es ist Dir ein Tausendspaß. — Schillers Musencalender ist auch da, über ein Gedicht von Schiller, das Lied von der Glocke, sind wir gestern Mittag fast von den Stühlen gefallen vor Lachen, es ist a la Voss, a la Tiek, à la Teufel, wenigstens um des Teufels zu werden.

Herzenskind, fehlt Dir etwas? Schellings Bruder ist seit gestern da, aber noch nicht hier gewesen, denn er ist vom Postwagen gefallen und noch stupide. Er soll größer seyn wie Sch. und erst 16 Jahr. Die Veit fährt fort eine trefliche Frau zu seyn, und Friedrich zu träumen. Die Schillern hat eine Tochter.

Daß die Schiller schwanger, hast Du wohl nicht einmal gewußt? Gott segne Dich, Du weißt vieles noch nicht. Lernst Du denn doch wenigstens singen?

Dein verzweifelndes Mütterchen.

An Auguste ⟨Nach 21. Oktober 1799⟩

Von dem Bullinger sprichst Du recht wie Betty. Freylich Göttlich! Was geringers kann so ein Springinsfeld auch nicht seyn. Du wilst es gewiß machen wie Dein Mütterchen, Deine erste Liebe soll ein Comödiant seyn. Aber bedenk, ich hatte mir doch einen ehrbaren Mann mit Frau und Kindern ausgesucht, nicht so einen vagabunden Tenoristen. Ach Gott, wenn Du Deine Hofnungen auf den jungen Schelling setzest, da hast Du es freylich schlim, da kriegst Du alle Hände voll zu thun – ein rechter Bär, und spricht so schwäbisch. Er war bey uns – Du kannst denken, wie er Wilhelm amüsirte. Schelling sagte, unsre Gesellschaft wär noch viel zu gut für ihn, er wolt ihn erst so zu Niethammers schicken, da solt er gehammert werden, nachher wolt er ihn schlegeln lassen. Wilhelm meinte, demohngeachtet möchte doch wohl kein Schilling daraus werden.

Adieu, Liebchen. Tausend Grüße an die Tischbein und die Kinder. Gott segne Dich. Wilhelm hat Dich sehr lieb.

N. S. Es sind sehr wenig Studenten angekommen, sogar in Hufeland seinem Collegium sind sehr wenige, es komt mir vor nur einige zwanzig. Das ist unerhört, aber es wird noch ärger kommen und sie sich hinter den Ohren kratzen in Weimar.

An Auguste 28. Oktober 1799

Liebes Kind, nun ich Dich nicht gleich wieder bekommen kann, fängt die Sehnsucht auch an, mir in die Seele zu treten. Gestern kamen Hufelands wieder, mit denen hättest Du nun auf keinen Fall kommen können, also darfst Du mir doch die Schuld nicht mehr geben, daß ich Dich fern von uns verschmachten lasse, und ich habe sie mir auch nicht mehr selber beyzumessen. Schicksal!

Schicksal! mein Engel und das Gemeine – nehmlich das Gemeine, daß man nicht fliegen kan – enfin alles wie es in dem Wallenstein steht, die Sterne, der Hufschlag der Pferde usw. Doch die Zeit wird kommen, und Du sollst einen herrlichen Weinachten hier feyern. Mit dem Husten das ist schlimm, spiele nur recht viel und thue Deine Ohren auf, um recht zu hören, was die andern spielen und singen, damit Dir ein innres Verständniß der Musik aufgehe. Laß keine Operette ungehört vorbeygehn. Was es kostet, will ich denn schon bezahlen. Deinen Muff schick ich Dir durch die Schwester der Fromman. Lauserey das alles! Buonaparte ist in Paris. O Kind, bedenke, es geht alles wieder gut. Die Russen sind aus der Schweiz vertrieben – die Russen und Engländer müssen in Holland schmälich capituliren, die Franzosen dringen in Schwaben vor. Und nun komt der Buonaparte noch.[1] Freue Dich ja auch, sonst glaub ich, daß Du blos tändelst und keine gescheiten Gedanken hegst.

Die Tiek misfällt mir im Grunde doch, ich mag es nur nicht aufkommen lassen. Er ist sehr amüsant, und wir sind viel beysammen. Was die Menschen vor Zeugs aushecken, das glaubst Du nicht. Ich werde Dir ein Sonnet auf den ⟨Garlieb⟩ Merkel schicken, der in Berlin geklatscht hat, der Herzog habe den Schlegels wegen des Athenäum Verweise geben lassen usw. Da haben sich Wilhelm und Tiek lezt Abends hingesetzt und ihn mit einem verruchten Sonnet beschenkt. Es war ein Fest mit anzusehn, wie beyder braune Augen gegeneinander Funken sprühten und mit welcher ausgelassenen Lustigkeit diese gerechte malice begangen wurde. Die Veit und ich lagen fast auf der Erde dabey. Die Veit kann recht lachen, was sie Dir wohl bestens empfelen wird. Der Merkel ist ein geliefertes Ungeheuer. Da-

[1] Am 8. Oktober kehrte Napoleon aus Ägypten zurück, um die französischen Mißerfolge in Italien wettzumachen. Masséna schlug ein russisches Heer bei Zürich, bevor Suworow über den Gotthard aus Italien zur Hilfe eintraf. Ein englisch-russisches Heer wurde bei Alkmaar zur Kapitulation gezwungen.

von erholt er sich nicht. Ein Mordlerm wird übrigens von allen Seiten losgehn. Schütz und Wilhelm haben artige Billette gewechselt, Schelling rückt der A. L. Zeitung mit voller Kraft auf den Leib.[1] Doch diese Händel gehn Dich nichts an, die Russen und Buonaparte aber viel.

Wenn doch Tischbein recht früh, im November schon käme und Dein Bild noch fertig machte.

Die Schillern ist an einem Nervenfieber im Wochenbett so krank, daß der Arzt sie schon aufgegeben hat.

Also dick wirst Du, mein schlankes Kind, o das ist häßlich, da muß ich Dich nur dort lassen, damit Du Dich mager grämst.

Schellings Bruder ist groß und stark und spricht dick und breit schwäbisch, Ähnlichkeit mit dem Bruder, aber doch nichts von dem geistreichen Trotz im Gesicht. Er ißt nicht bey uns, Schelling meint, so einem Bengel müßte es nicht gleich so übermäßig gut werden.

An Auguste 4. November 1799

Zwey Briefe habe ich von Dir, mein bestes Mädchen. Wenn ich Dich nur erst hustenfrey und stimmvoll wüste!

Die Schillern ist noch sehr krank, weils aber so lange dauert, wird sie hoffentlich gerettet werden.

Gestern war der erste Clubb. Wir haben gar nicht diesmal bezahlt und werden kaum einmal hingehn. Es ist getanzt worden bis 1 Uhr. Uns las Tiek ein Stück von Holberg vor, Ulysses von Ithaka, zum Todlachen. Er wills alles noch einmal lesen, wenn Du komst, er ist eine rechte Lesemaschine, ist unermüdlich dabey. Sey nur ruhig, das Katerchen soll Dir noch genug vorschnurren. Sie gefällt mir nun gar nicht mehr, sie ist doch eine

[1] Für das Jenaer Leben der Romantiker wurde der Bruch mit der „Allgemeinen Literaturzeitung" wichtig: von Schelling herbeigeführt wegen Nichtaufnahme einer Rezension seiner „Ideen zu einer Philosophie der Natur" aus der Feder seines Freundes Steffens, von A. W. Schlegel wegen des Lobes einer antiromantischen Schrift Friedrich Nicolais.

Katze, nur eine weiße. – Holberg ist der Dänische Lustspielschreiber, von dem Steffens so voll ist. Es ist verfluchtes Zeug. Wenn man so ein Stück hört, ist einem, als hätte man 4 Beine.

Hier hast Du das Ding, das Wilhelm und Tiek lezt Abends machten. Davon sind nun viel Exemplare nach Berlin gegangen. Der Merkel wird Augen machen! Er hat aber auch so viel über die Schlegels geklatscht, daß ers redlich verdient. Mit Bohns komt auch ein Shakespear, lies ihn recht.

Friedrich hat Dich sehr lieb und wird Dir nächstens schreiben. Schelling grüßt das noch zarte Kind, und wünscht, daß es nie aufhöre es zu seyn. Amen. Dieses bezieht sich auf Deine bisherige Schlankheit und künftige Dicke.

An Auguste 11. November 1799

Bestes liebstes Kind, also Du mußt kommen und wilst kommen? Wärst Du nur erst da, kämst durch die Lüfte geflogen in dichte Schleyer gehüllt.

Daß ich an Tischbeins Reise nach Dresden mich sehr freue, kanst Du denken und ihnen rühmen. Übrigens bin ich selbst so sehr beschäftigt, daß ich schließen muß; ich habe andres zu schreiben. Wir grüßen Dich alle von Grund der Seele. Mich verlangt nach Dir, Du bist eine neue Bekantschaft für mich, mein Töchterchen nicht mehr, sondern ein Schwesterchen aus der Ferne kommend. Gott segne Dich.

Die Schiller wird besser, aber sie ist noch nicht bey sich.

An Ludwig Ferdinand Huber in Tübingen
22. November 1799

Schlegel ist diesen Morgen auf mehrere Tage verreißt, um Augusten wieder zu hohlen, die wir seit 8 Wochen nicht bey uns gehabt haben. Ihr Brief kam vor einigen Stunden, ich brach ihn auf, weil ich Ihre Hand erkannte und also wußte, daß ichs durfte. Nun lassen Sie mich ihn auch vorläufig beantworten, und zwar eben, damit die Antwort nur Ihren Brief gelte, denn

die Rezensionen sind bis heut noch nicht erschienen, vielleicht kommen sie morgen.[1]

Ich glaube, Therese hatte Recht. Sie mußten entweder den Antrag nicht annehmen, oder Schlegel sagen, daß Sie ihn übernehmen, da Ihr Urtheil so stand. Denn, mein lieber Huber, Sie wußten genug vom Geist oder Ungeist der Literatur Zeitung und vom jetzigen hiesigen Geist, um einzusehen, daß sie diesen grade damit in die Hände arbeiten. Persönlichkeiten abgerechnet, waren Sie das der Sache schuldig, die Sie doch hoffentlich im Ganzen mit Schlegel gemein haben, oder ich müßte nichts mehr von Ihnen wissen. Die Art tadlen, das verwechselt der gemeine Haufe mit der Sache, und in der LZ. schreibt man nur für den gemeinen Haufen. S. hat Ihnen dazu mehrmals bestimmt gesagt, wie er über dieses Institut dachte, das er so durchaus kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Sie werden aus einen der lezten Blätter desselben sehen, daß er sich darüber, und zwar durch die jämmerliche Handlungsweise der Redaktoren getrieben, nun öffentlich erklärt hat; redlich haben Sie also dieser unredlichen clique in diesem entscheidenden Moment beygestanden, sie muß Ihnen unendlich verbunden seyn. Es bildet sich jetzt ein allgemeiner Kampf des Guten und Schlechten, Sie kennen revoluzionäre Zeiten, und sollten an der Weise nicht krittlen. Was Sie wollen, nennt man im Politischen halbe Maaßregeln, ich gestehe, ich halte Sie, auch im politischen, für zu friedliebend, zu genau abwägend, darum haben Sie eine größere Wirkung verfehlt, die Ihnen sonst gewiß zu Gebote stand. Was ich hierüber meyne, ist gewiß nicht Liebe zum Streit. An meinen Vorstellungen, ja an meinen dringenden Bitten, hat es nicht gelegen, daß nicht die Hälfte des Anzeigers[2] im Athenäum unterdrückt wurde. Ich habe zu-

[1] Huber, Therese Heynes zweiter Mann, seit 1798 als Schriftsteller in Tübingen lebend, kündigte in einem Brief an Schlegel seine Rezensionen des „Athenäum" und der „Lucinde" in der „Allgemeinen Literaturzeitung" an. — [2] Der satirische „Literarische Reichsanzeiger", u. a. gegen Wieland gerichtet.

lezt der männlichen Gewalt nachgegeben, ich habe geschwiegen, wie ich das eben in politischen Angelegenheiten auch thun würde, im Glauben, daß, aller unsrer Vernunft zum Trotz, die Männer dieses doch besser verstehen. Jetzt da es geschehen ist, kommt es mir nothwendig vor, und wenn sich die ganze Welt dagegen auflehnte, wie es ja auch geschieht. Denn sehen Sie, mein Freund, ich kenne Schlegel – ich bin wie von meinem Leben davon überzeugt, daß nicht der Schatten eines persönlichen acharnements in ihm ist. Hat er sich denn nicht alle diese Feinde erst gemacht? Die Plattheit, die Nullität, die Unpoesie ist ihm in den Tod zuwieder. Verfolgt man die Sache, so geht es dann auch gegen die Person. Ist nicht Wielands Poesie Wielands Person? Es ist nur thörichte Weisheit beide hinterher noch trennen zu wollen. Am Privatleben eines solchen Menschen wird sich Schlegel nie vergreifen, das geht dann ans Pasquill, er selbst wird sich wahrscheinlich dergleichen gefallen lassen müssen, man wird alle Waffen gegen ihn aufbieten. Ich kenne niemand, der das ruhiger zu ertragen im Stande wäre. Sein ganzer Geist ist vorwärts gerichtet, der Wiederstand kann nur ihn mehr beflügeln. Glauben Sie doch nicht, daß er sich ernstlich mit diesen Teufeleyen abgiebt. Er lebt in ganz andern Planen. Dieses amusement wird eine Weile dauern, ist es denn vorüber, so bleibt es nicht ohne Wirkung, es ist gut gewesen, weil es zum Fortkommen gehörte. – Auch wird er sich nicht dabey aufopfern, da er noch andre als kritische Mittel in seiner Gewalt hat, um durchzudringen. Sie kennen Schlegel nicht, wenn Sie ihn an Männlichkeit mahnen, er ist Mann: frey und selbständig, wie je einer war, dazu hat ihn die Zeit gebildet. Was er zu Ihrem Brief und der Rezension sagen wird, weiß ich, was er Ihnen sagen wird, nicht; für alle Bitterkeit aber stehe ich Ihnen und versichre Sie im voraus, daß die nicht Statt finden wird, im Fall er selbst etwa nicht antworten sollte. „Die Hand aufs Herz" und an den Kopf gelegt, würde er Ihnen erzählen, daß er im innersten Gemüth so schlecht von Wieland denkt, und

ihn in einem solchen Grade für unsittlich hält, als er es noch nie öffentlich ausgesprochen hat. Und dieses auszusprechen, unter seinem eignen Namen, ist also für ihn wenigstens eben so billig und gerecht, als es für Sie ist Ihre Misbilligung am Athenäum und der Lucinde in der ALZ. unter den Schutz der Autorität ⟨Anonymität?⟩ auszudrücken.

Ihre psychologischen Bemerkungen über Friedrich sind wirklich eben so ungegründet. Das ist ja doch wohl psychologisch einen der Affectation, der Sucht nach Originalität zu beschuldigen. Er weiß gar nicht anders, als daß man so wunderbar ist, wie er den Menschen erscheint. Er wundert sich kindisch über unsern Wiederspruch und Kopfschütteln. Friedrich ist ein tiefsinniger, oft tiefgrübelnder, innerlich großer Mensch, der äußerlich ein Thor einhergeht. Selbst die künstliche Absichtlichkeit seiner Composizionen behandelt er mit kindlicher Zuversicht und Unbewußtheit. Er ist in Allem aufrichtig, bis in den tiefsten Grund der Seele hinein. Und da sprecht ihr nun so leichthin von Affectation, und daß der Mensch verkehrt sey, oder vielmehr sich verkehrt machen wolle – und Sie sollten doch bedenken, daß es von je der außerordentlichen Menschen Schmach gewesen ist, so auszusehen. Lucinde hätte nach meiner Meynung nicht gedruckt werden müssen, nehmlich in der Gegenwart nicht. In 50 Jahren da könt ich es leiden, daß sie vor 50 Jahren gedruckt worden wäre. Wozu hatten Sie aber nöthig sie zu rezensiren, das, dächte ich, hätte noch weit weniger geschehen müßen, zumal da sie noch nicht fertig ist.[1]

Denken Sie nicht, daß diese Männer sich unter einander schmeicheln, und etwas weis machen: sie kennen sich, sie sagen sich ihre Wahrheiten, aber sie haben ein Ziel – und das haben sie sehr fest in den Augen. Ich könnte mir sehr den Triumpf wünschen Sie persönlich unter uns zu sehen. Es würde lebhafte prächtige beredte Disputen geben. – Was sprechen Sie von Faction? Keine Revoluzion ohne Faction, das wissen Sie,

[1] Ein nie erschienener zweiter Teil wurde lange vorbereitet.

oder sind Sie plözlich so modéré geworden? Zu den Klagen gegen die LZ. und Schlegels Erklärung schließen sich Fichte[1] und Schellings Sache und Klage unmittelbar an. Das alles wird noch viel lauter werden, und die LZ. fürchtet sich bitterlich. Sie haben das ihnen mögliche gethan, um S⟨chlegels⟩ Erklärung zu verhindern, die sie nun so nach Hufelandscher Art fein und hinterlistig, auch etwas langweilig beantwortet haben. Und glauben Sie denn, daß in die Sache der schlechten Schriftsteller nicht auch die hohen Häupter gemischt werden? Es ist alles geschehen, um den Herzog aufzuwiegeln, und was der nicht that, oder nicht thun konnte, wurde ihm angelogen. Und alle dies Volk wird sich nun ausgelassen über Ihre Rezension freuen et vous avés bien merité de la patrie! Die Redaktoren fügen sicher noch die Anmerkung hinzu, daß sie von einem Freund Schlegels sey.

Schlegel dachte Sie in aller Unschuld zu bitten, Sie möchten um der guten Sache und andrer Projekte willen nicht mehr für die ALZ. arbeiten, besonders ihnen den W. Meister nicht liefern. Er dachte sich mit Ihnen einzuverständigen. Das scheint mir nun freylich nicht mehr an seiner Stelle. Nie wird er sichs zum kleinsten Verdienst anrechnen Ihrem Willen Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, und in diesem Sinn Ihr Freund zu bleiben, wie ers bisher war, aber wie soll er es *mehr* werden können? Den Eifer habe ich ihm nun vorweg genommen auf alle Fälle. *Die* Partheylichkeit werden Sie natürlich finden, doch erinnern Sie sich, daß mich Fichtens Sache auch warm gemacht hat. Auch ist der Eifer überhaupt in mir erregt, durch die erneute Theilnehmung an den französischen Begebenheiten, besonders seit Buonaparte Consul ist. Adieu.

NB. Der Literarische Anzeiger ist zwey kleine Sachen aus-

[1] Gegen Fichte hatte die „Allgemeine Literatur-Zeitung" eine scharfe Erklärung Kants veröffentlicht; außerdem hatte, was Schellings besondern Ärger erregte, ein „schülerhafter Rezensent" bei der Beurteilung anderer philosophischer Schriften über Fichte abgeurteilt.

genommen ganz von W. Schlegel, also macht er freylich nicht blos halb mit.

An Ludwig Ferdinand Huber 24. November 1799

Gestern kam die Rezension des Athenäum wirklich und wahrhaftig, und weil es eben Sontag ist und ich noch allein bin, und es gleichfals wohl seyn könnte, daß dieß das leztemal wär, wo ich offenweg mit Ihnen redete, so enthält sich Ihre alte Bekanntin desselbigen nicht. Ich bin erstaunt, tout à fait erstaunt und erfreut worden. Das haben Sie geschrieben, Huber? Sie haben es ja recht persönlich angreifen wollen. Nicht genug, daß Sie das Journal verdammen, auch der Umschlag und der arme Buchhändler, der freylich mag gedacht haben eine Pfiffigkeit zu begehn, wird hereingezogen. Ich betheure Ihnen auf Ehre, daß die Anzeige von der Fortsetzung vom Buchhändler herrührt und die Schlegel selbst nicht zufrieden damit waren, Sie sich also dieser Erwähnung durchaus zu schämen haben, und sie als eine höchst unsittliche Übereilung betrachten müssen. Nie würde Schlegel, ohngeachtet Ihr Styl Sie bezeichnet, darauf gekommen seyn, daß diese tückische Anzeigen von Ihnen herrührten. Und das haben Sie wirklich so ohne Nahmen lassen wollen? Was konnte Schlegels lezter Brief an Sie, der, so viel ich weiß, gar nichts spezielles enthielt, darin für eine Änderung hervorbringen, daß Sie es nun jetzt erst als eine „schändliche Heucheley" ansehn? Vorher haben Sie ihn eben so gut gekannt, vorher haben Sie ihn geachtet, wie Sie ja selber sagen (hätten Sie es nicht gethan, so wäre die Schuld auf Ihrer Seite), vorher habt ihr euch über Gegenstände geschrieben, an denen Sie seine Denkart hätten ermessen können, und Schlegel ist stets, durch meine Vorneigung für Sie, freundlich bis zur Partheylichkeit gegen Sie gewesen und hätte Ihnen gern allen möglichen Vorschub geleistet, wie er unter andern die Anzeige der Klio ⟨von Huber⟩, die Sie einmal wünschten, und mehreres wie für einen Freund betrieben hat. Wenn er

kommt und ich ihm diese Herrlichkeiten vorlege – wie wird er aus den Wolken fallen und glauben, er wär noch schwindlicht von den bösen Wegen. Vor seiner Wehmuth können Sie indessen sicher seyn, er braucht sich auch nicht erst einen Muthwillen zu machen, um über Ihre „Grundsäze", die den Schriftsteller von der Person so glücklich trennen, hinwegzugehn, der ist schon ganz fertig, denn er besitzt tout de bon eine ganze Menge Muthwillen. Und hier hat er gutes Spiel, denn worüber ich mich, wie eben gesagt, erfreute, wird ihn doch auch ergötzen, nehmlich, daß die Rezension – nicht besser ist. In der That hätten Sie auch aus andern als den ganz gemeinen loyalen Gründen, daß man einen guten Bekannten und rechtlichen Menschen nicht hinterrücks anfällt, die aber von Ihren Grundsätzen übertäubt worden sind – die Rezension nicht übernehmen sollen; Sie muſten selbst wissen, daß es Ihnen an Kenntnissen fehlte – was niemand entehrt. Schlegel, dem dieses bekannt war, hatte darum nie als Rezensenten auf Sie gedacht, da ihm die ALZ. einmal sagte, selbst einen vorzuschlagen. In jener Zeitschrift, die sehr zufällig als Zeitschrift erschien, woran Sie sich doch so besonders hängen, ist von Philosophie, Kunst, sowohl bildender als Kunst überhaupt und dem Alterthum die Rede. Sie wissen viel besser, wie ich es Ihnen sagen könnte, daß Sie dieses alles nur sehr oberflächlich kennen, Philosophie ganz und gar nicht, die Kunst sehr verworren – selbst die Poesie ist Ihnen nie als freye Kunst erschienen. Einer Bekanntschaft mit dem Alterthum können Sie sich keineswegs rühmen, die Schlegels beyde in so hohem Grade haben – es ist mir noch errinnerlich, daß Sie das Griechische völlig vernachläßigt hatten, blos als Sprache genommen – und Sie schreiben oft in Ihrer eignen Sprache so, daß man zweifeln könnte, ob Sie die Härten und das Hammerwerk richtig zu beurtheilen im Stande wären. Also da dieses alles fehlte, warum vollbrachten Sie denn die Arbeit? Darüber giebt Ihr Brief Licht – wo die Kentnisse mangelten, sollte es der Karakter thun, mit der Charakterstärke, die Sie Schlegel

bitten vorwalten zu lassen, wollten Sie die Schlegels bezwingen, die Ihren Unwillen rege gemacht hatten. Dazu glaubten Sie sich berufen, statt eines schlechteren etwa, das edle Organ des gesammten Unwillens vom heiligen Volke von Athen zu werden. Wie heiß werden Ihnen auch Böttiger, Kotzebue, die ALZ., Nicolai ꝛc. ꝛc. samt allen Gegnern Fichtens und alles, was Höfen und Fürsten anhängt, dafür danken. — Eben darin liegt der Irrthum, daß Sie das Bemühn der Schlegel blos als Factions Sache ansehn — ständen Sie näher, so würden Sie die Größe der Massen besser erkennen. Ich habe Ihnen das schon gesagt, es ist ein allgemeiner Kampf. Die Minorität ist allerdings so eingeschränkt wie die Majorität ausgebreitet — ständen die Schlegels aber auch eine Weile ganz allein, was sie doch nicht thun, so würde mir nicht bange. Ich habe Ihnen neulich nur leichtsinnig hin über Ihre Factionenscheue gesprochen — die Wahrheit ist: das Große soll nie Faction seyn, aber man bringt es nicht ohne diese, wenigstens ohne den Anschein davon zu Stande. Wären Sie als ein simpler Rezensent verfahren, so hätten Sie sich nicht blos an diese Ihre Voraussetzungen, und das so persönlich, gehalten. Worauf jene sich irgend gründen konnten, macht nur einen so kleinen Theil des Athenäum aus. Sie hätten den sonstigen Inhalt ordentlich dargelegt, über den Sie nur gelegentlich hinwegschlüpfen, man begreift freylich warum. — Ja ich weiß nicht, wie Sie Kotzebues Comödie, und besonders die Aufführung „höchst schändlich" nennen können[1] — die ist doch ganz offen als eine honette Rache betrieben, derweil Ihre moralische Heldenthat nur zufällig ans Licht kam. In so fern Sie Würde mehr haben, sind Sie auch den Schlegels weit, weit unwürdiger begegnet. Daß ich Sie demohngeachtet nicht einen Augenblick für wirklich tückisch und hinterlistig halte, können Sie mir zutraun. Sie haben mich gewaltig irre gemacht, aber nicht von der Seite Ihres reinsten Willens —

[1] „Der hyperboreische Esel" s. S. 185.

es ist blos, daß Sie ein wenig ungeschickt in der Qualität einer rächenden Gottheit dazwischen getreten sind, und sich nicht einbilden können, daß andre, die sich gar nicht auf ihren Charakter berufen, auch einen haben, mit dem es keineswegs ein Spaß ist.

Das graue Haupt des alten Wieland ist besonders recht pathetisch und wird das Mitgefühl in Aufruhr setzen. Wie ist Ihnen das nur auf einmal so gekommen? ich habe Sie gar anders reden hören, und wenn ich nicht irre, haben Sie sogar ganz leise anders geschrieben. Das graue Haupt und wohlerworbne Lorbern müssen sich zuvor selbst ehren. Dieser Wieland, der als Jüngling wie ein altes Weib sprach, schimpft nun als alter Mann wie ein ungezogner Junge auf alles, was um ihn herum groß ist und er nicht versteht — auf die Revolution, auf die Philosophie usw. Sie würden sich wohl gar selbst daran ärgern. Immer habt Ihr den Lessing bey der Hand — hat Lessing wohl anders von Wieland gesprochen? Denken Sie an das Trauerspiel von der Joh. Gray usw.[1]

Ich mag nicht tiefer in den Text kommen — ich weiß blutwenig von der Literargeschichte — sehe nur, was jetzt vorgeht — habe mein Tag Wieland nicht respektirt — er schien mir die Sittlichkeit schlecht zu verstehn und die Sinnlichkeit oben drein. Wie es die Schlegels betreiben, das weiß ich, und daß sie dabey vor sich selber und so Gott will auch einmal vor der Welt bestehn können, und somit wird Ihr Strafgericht schon seine gewiesenen Wege gehn. Das der Lucinde steht uns noch bevor. Möge der Himmel und das Publikum Ihnen alles zu Gute kommen lassen! — Noch das Wort im Ernst, alles, was in mir für Sie und Therese spricht, kann Ihnen nicht verzeihn, daß Sie ein Verständniß, was sich in der Folge noch so schön hätte bilden können, da selbst unser persönliches Zusammentreffen allen Aussichten nach in den

[1] Lessings Kritik dieser Tragödie des jungen Wieland im 63. und 64. Literaturbrief.

nächsten Sommer fiel, so übereilt zerstört haben. Das war recht dumm von Ihnen, lieber Huber. Leben Sie wohl. Lebe wohl, Thereſe.

d. 27 Nov. Schlegel kam geſtern Abend zurück und hat kaum noch Zeit gehabt ſich das alles recht anzuſehn. Er läßt Sie grüßen, wie es ihm jetzt vorkomt, iſt weiter nichts zu erwiedern nöthig. Sollte er es noch anders befinden, ſo müßt es freylich nur öffentlich und mit Nennung Ihres Nahmens geſchehn, und dann würd er es Ihnen vorher zu wiſſen thun.

An Johann Diederich Gries 27. Dezember 1799

Es war mein beſter Wille Ihnen zum Weinachten an Sie zu ſchreiben, aber er iſt ſo geſchwind herbey kommen, daß ich es nun mir zum Weinachten thue. Da ich auch ſo unbillig lange gewartet habe, ſo iſt es nicht mehr als billig, daß ich mir gar nicht mehr anmaße, Ihnen damit ein Vergnügen zu machen, und nur froh bin, wenn Sie dieſes ohne Groll leſen wollen. Ich bin in mich gegangen, daß es nicht recht iſt nur mit den anweſenden Freunden zu ſchwatzen, Steffens ⟨ſ. S. 163⟩ iſt der Busprediger geworden. Seit dem erſten Feſtage iſt er hier und leiſtet uns in dieſer wiederkehrenden harten Kälte Geſellſchaft. Wir ſind keine Thoren und fahren ſo viel im Schlitten wie voriges Jahr nie, ich habe vor den Ofen in der großen Stube noch ein zweites kleines Sopha geſetzt, und da würden wir gar nicht wegkommen, wenn unſer armer Tiek nicht ſeit 3 Wochen an Rheumatiſmen litte und uns ſo manchen Abend eine Völkerwanderung nöthig machte.

Es iſt ganz prächtig, daß mit unſrer Exiſtenz manchmal ſo plözliche Umwandlungen vorgehn. So ſieht unſre winterliche Geſelligkeit ganz anders aus als unſre ſommerliche. Sie iſt wie das, was zurückbleibt, wenn der Wein ins Frieren gekommen iſt. (Wer könnte jetzt ſeine Gleichniſſe wo anders hernehmen als von Eis und Feuer?) Wir ſehn faſt niemand außer uns, die bloßen Bekannten haben ſich ziemlich von den Freun-

den geschieden. Seit Schlegels Bruch mit der ALZ. sehn wir selbst unsre nächsten Nachbarn ⟨Hufelands⟩ nicht mehr. – Ich stelle mir vor, lieber Gries, wenn Sie so von uns hören, Sie schlagen jedes mal die Hände über den Kopf zusammen. Es sind allerley wunderbare Dinge vorgegangen. Über das lezte Athenäum haben Sie Ihr besorglich Haupt nicht vergebens geschüttelt, es hat eine Wirkung gehabt, daß wir alle Tage neue Mährchen davon zu hören bekommen, und so im nordlichen Deutschland spricht man vielleicht nur in Göttingen wenig davon. – Wenn ich Ihnen von unsrer Lage Bericht geben will, so muß ich dieß wohl berühren, doch würd es Ihnen und mir langweilig seyn viel davon zu erzählen. Nur wegen der LZ. einige Aufklärung. Der Abschied von derselben hat sich schon seit einen Jahr vorbereitet und nur die persönliche Verbindung mit den Redaktoren hat ihn verzögert. Jetzt waren aber der Beschwerden (in Verbindung mit Schelling und andern) so viel geworden, daß ich es nicht mehr wagte Schlegeln ein bischen um Glimpf zu bitten. Er hatte seiner eignen Würde genug zu thun. Seine Erklärung[1] ist buchstäblich auf die wahre Beschaffenheit der Sache gegründet. Die feige und hinterlistige Antwort der Redaktoren müßte das schon genugsam ins Licht setzen, wenn sich die Leute nicht durch den anscheinend moderaten Ton eines wohllöblichen Instituts verblenden ließen, und es nicht überhaupt an der Zeit wär, die Schlegel zu detestiren. – Schlegel hat seine Erklärung Huflanden mündlich angekündigt, der darauf noch einen Schritt nach seiner Weise that um sie zu verhindern. Er wußte nehmlich, daß Schlegel vor mehr als zwey Jahren eine Rezension geschrieben hat, von der er nicht gern als Verfasser bekannt seyn wollte, weil er einige Zeit darauf mit dem Rezensirten persönlich bekannt und Freund wurde, und zwar über seine Werke nicht anders denkt, aber die Ver-

[1] A. W. Schlegel veröffentlichte einen „kurzen, selbstbewußten" ‚Abschied von der Allgemeinen Literatur-Zeitung', der „mit langen, so lahmen wie schnöden ‚Erläuterungen' der Redaktion versehen wurde" (E. Schmidt).

bindung ihm doch werth ist. Er schrieb also an Schlegel – sie würden in ihrer Antwort alle seine Rezensionen nahmhaft machen, dies sey die unerlaßliche Bedingung, unter der sie seine Erklärung aufnähmen. Da ihnen nun Schlegel sehr ruhig erwiederte, sie möchten dieses auf ihre Gefahr thun, indem andre Mitarbeiter sehn würden, wie weit sie sich auf den Contrakt mit ihnen verlassen könnten – er habe übrigens die Nennung seiner Rezensionen nicht zu scheun und könnte sie sich wohl selbst vorbehalten haben – so unterliesen sie dieses, wirkten aber in ihre Antwort Andeutungen ein, als ob irgend eine Ursach vorhanden sey, die Schlegel zum Stilleseyn nöthigte. Schlegel wird im nächsten Stück des Athenäums statt aller übrigen Fehde mit der ALZ., durch die er sich jetzt die Zeit nicht verderben will, seine Rezensionen nennen. – Überhaupt wird sich Schlegel in keine Repliken einlassen, aber nach wie vor sein freymüthig Urtheil üben. – Unter die vielen Geschwätze gehört auch, daß der Herzog sich in die Sache gemischt und Schlegeln eben das freymüthige Urtheil untersagt haben soll. An allem diesen ist nichts. Wenn sich auch der Herzog aufhetzen ließe, so würde Goethe es ihm wohl misrathen. Goethe hat sich in diesen Dingen äußerst freundschaftlich bewiesen. Er hat sich mit Rath und That tief in alles eingelassen und stimmt Schlegeln auch völlig bey, was die LZ. betrift. Ehe Schiller Jena verließ, war G. noch 4 Wochen hier, selbst nach Schillers Abreise noch und hat auch versprochen wieder zu kommen. Schiller wohnt diesen Winter in Weimar, wie Sie vielleicht erfahren haben. Sie hat sich sehr langsam von ihren Wochen erholt und war in einen völligen Wahnsinn verfallen, wobey Schiller eine traurige Zeit verlebt hat.

Das lustigste bey jener Angelegenheit ist nun die Rezension des Athenäum in der LZ. Wer hätte sich solches träumen lassen? Sie ist von Huber, wie Sie wohl dem Styl, aber nicht der übrigen Wahrscheinlichkeit nach hätten errathen können. Hubern hat die alte demangeaison des Heimlichen Gerichts ‹Hubers Rit-

terschauspiel 1790) überfallen – er hat seit 6 Jahren nichts von der Literatur vernommen – nun kommt ihm das Athenäum in die Hände, worüber er ganz erstaunt und über solche Kühnheit und Paradoxie in heiligen Unwillen geräth. Seinem Charakter nach glaubt er sich nun von Gott berufen diesen Unwesen zu steuern. Gleich nachher aber fällt ihm auf, daß er doch in einiger Verbindung mit Schlegel steht und dieser Ausfall also gleichsam ein bösliches Ansehn gewinnen könnte. Ehe also die Rezension noch abgedruckt war, kam ein Brief von ihm, worinn er sich grosmüthig dazu bekennt, die Schlegel ermahnt von ihrem verkehrten Wege abzulassen, Schlegeln bittet die Hand aufs Herz des alten Wieland wegen zu legen – übrigens bekennt, er stände weit unter den Schlegels, was Kenntnisse und dergleiche gemeine Vorzüge beträf, aber sein Charakter eben, und die Unpartheylichkeit, die hätten ihn zu diesem Schritt vermocht.

Schlegel war eben verreißt, wie dieses Sendschreiben kam. Er holte Augusten von Dessau ab. Ich eröfnete es und nahm mir auch die Freyheit gleich auf der Stelle es als seine alte Bekantin zu beantworten, da gar wohl bekant ist, daß Herr Huber nicht ein einziges Erforderniß besaß, das Athenäum nur zu rezensiren, indem er nicht den geringsten Begriff von den Dingen hat, die das Athenäum enthält als Philosophie, Kunst, Alterthumskunde usw. (Es war von den Redaktoren schon deswegen höchst ungeschickt es ihm zu geben.) Auch ist in der Rezension auch wirklich ja gar nicht vom Inhalt die Rede. – Wie Schlegel zu Haus kam, hat er sehr gelacht und war gleich entschlossen Hubern laufen zu lassen wie die andern auch. Wie denn die Albernheit aber auch zugleich ein Stück Schlechtigkeit begehn muß, so hat er nun den Hyperboreischen Esel als Rache für meinen Brief auch in der ALZ. angezeigt. Sie werden sehn, wie, und die Lucinde steht uns noch bevor. Schlegel hatte ihm bis jetzt gar nicht geantwortet, aber nun hat er sich den Spaß eben heute gemacht, und es ist schade, daß Sie nicht ein

wenig herkommen können um sich daran zu ergötzen. Ich lege Ihnen hier etwas anders bey, über das Sie sich das Haar sträuben lassen mögen. Der Merkel hatte, durch Böttticher angestiftet, in Berlin das Gerücht mit dem Herzog geflissentlich ausgebreitet, so daß Schlegel genöthigt war ihm ein förmliches dementi zu geben. Nun machten Tiek und Wilhelm an einen unvergeßlichen frölichen Abend dieses geschwänzte Spottsonnet zusammen, ließen es zierlich drucken, und so wurde es nach Berlin spedirt, aber nicht etwa Merkeln zugeschickt. Der Zufall benahm sich besser – es kommt jemand an eine table d'hote, wo Merkel ist, den er nicht kennt, und ließt dieses Sonnet vor, worauf Merkel das Ende der Mahlzeit nicht abwartet. Ich hoffe, Sie werden es für ein Meisterstück in dieser Gattung halten, wenn Sie auch sonst des Muthwillens zu viel finden sollten. – Um am Tanz Freude zu finden muß man mitten auf dem Plaz stehn und sich durch die rasche Musik fortreißen lassen. Wenigstens hätten Sie zusehn müssen, wie dieses Sonnet gemacht wurde – nur die Götter haben so zu Homers Zeiten gelacht.

Daneben hat Schlegel einige sehr herrliche Gedichte erschaffen, unter andern ein langes in Stanzen, der Bund der Kirche mit den Künsten, was uns alle nebst dem alten Meister ⟨Goethe⟩ als ein Meisterstück entzückt hat. Tiek hat ein Trauerspiel Genovefa gemacht, worinn er alles verdunkelt, was er bis jezt dichtete. Sie haben es auf Ostern zu erwarten. Für die Zeit verspricht Ihnen Schlegel auch die Sammlung seiner Gedichte, die bey Cotta herauskommt.

Schillers Allmanach ist mir auch ziemlich geschwind wieder aus dem Gedächtniß gekommen. Die Glocke hat uns an einen schönen Mittag mit Lachen vom Tisch weg fast unter den Tisch gebracht. Die ließe sich herrlich parodiren.

Auguste ist seit 5 Wochen wieder hier und Tischbeins in Dresden. Mit Augusten ist kürzlich eine große Catastrophe vorgefallen, die Steffens besonders amüsirt hat. Sie ist eine

junge artige allerliebste Christin geworden. Man hat ihr in aller Eil die gehörigen Dogmen beygebracht; der Geistliche hat sie examinirt, confirmirt, und ihre Lippen haben den Leib des Herrn berührt. Sie läßt Sie als einen Mitchristen grüßen. Ihre Stimme muß sehr geschont werden, aber in der Musik hat sie zugenommen, und übt sich auch mehr wie sonst.

Die Weinachtsbescheerung ist recht brillant gewesen – wir haben uns alle untereinander mit artigen Kleinigkeiten und artigen Versen beschenkt, Steffens kam eben dazu an. Da ich weiß, daß Schellings Poesie bey dieser Gelegenheit Sie am meisten interressiren wird, so schreibe ich Ihnen die Stanze ab, mit der er eine grüne elastische Schärpe für Auguste begleitete.

Laß dieses Band den holden Leib umfangen
Elastisch, wie was über ihm sich regt;
Indeß manch Herz voll Bangen und Verlangen
Dir insgeheim und still entgegenschlägt,
Färbt doch nur Einer dir die zarten Wangen,
Den fern von dir des Schicksals Fittig trägt;
Laß nie der Hofnung süßes Grün ersterben
Und, wers verdient, das Himmelreich erwerben.

(Der Entfernte sollte Steffens seyn, und es war uns also ein großer Spaß, wie ihn des Schicksals Fittig just dazu herführte.)

Ich will Ihnen auch die Zeilen nicht vorenthalten, in die ein paar Armbänder für mich gewickelt waren – Sie hätten sie ja doch gelesen, wenn Sie hier gewesen wären.

Nach goldnen Äpfeln in silbernen Schalen,
Wie man uns thut die Weisheit mahlen,
Kann wahrlich mir das Herz nicht hangen,
Wornach ich weit mehr könt' verlangen
Sind silberne Arme mit goldnen Spangen.[1]

[1] Über die Entwicklung des Verhältnisses von Schelling zu Caroline unterrichtet außer der Einleitung der Brief Friedrich Schlegels an Schleiermacher im Anhang.

Hier haben Sie nun meinen recht historischen Brief. Diese Menge Stoffs mußt ich erst aus dem Wege räumen um zu einem raisonnirenden zu gelangen.

Auguste an Luise Gotter 31. März 1800

Ich hätte Ihnen gern schon lange geschrieben, liebe Madam Gotter, aber ich habe die Zeit her so viel mit der Mutter zu thun gehabt, daß kein Augenblick übrig war. Die Mutter ist wirklich sehr krank gewesen und ist noch nicht ganz hergestellt.

Erst bekam sie ein Nerfenfieber, wo sie 8 Tage sehr schlim war, nun verordnete der Arzt ein Senfpflaster ans Bein, dieses blieb zu lange liegen und kam auch nachher eine falsche Salbe drauf, so daß es sehr schlim ward und der Mutter große Schmerzen veruhrsachte. Dies brachte sie wieder so zurück, daß sie das Nervenfieber von Neuem bekam, und nun da das vorbei ist, hat sie auch noch sehr heftige Krämpfe bekommen, die aber jezt auch nachlassen, und wir sehn ihrer völligen Genesung mit jedem Tag entgegen. Man sagt, sie habe ein paar mal in Lebensgefahr geschwebt, aber dieser Gedanke ist mir zu furchtbar, als daß ich ihn gehabt hätte, Gottlob es ist nun alles von Gefahr vorbei, und wenn es so fort geht und das Wetter gut bleibt, so kann sie vielleicht in ein paar Tagen schon wieder ausfahren.

Heute sind es nun schon 4 Wochen, daß sie krank ist, es war eine schreckliche Zeit, ich mögte sie um alles nicht noch einmal erleben!

Die Mutter läßt sich Ihnen empfehlen und dankt für Ihre freundschaftlichen Wünsche, sie hoft bald selbst wieder schreiben zu können. Verzeihn Sie mein geschmier und unfollständige Nachricht, nächsten Posttag denke ich mehr Zeit zu haben und dann will ich Cecilien eine rechte umständliche Beschreibung von allem schicken.

Grüßen Sie Ihre Kinder, meine lieben Freundinnen, recht herzlich von mir, ach wenn doch eins von ihnen in diesen Tagen hier gewesen wäre, welch ein Trost wäre mir das gewesen!

Leben Sie wohl, liebe Mutter, und behalten Sie Ihr Töchterchen ein bischen lieb. Auguste Böhmer.

Verzeihn Sie ja mein geschmier.

Bamberg

Auguste an Cäcilie Gotter 16. Mai 1800

Wunderst Du Dich nicht, liebste Cecilie, über die Überschrift? ja, ja, ich bin hier in Bamberg und schon seid 8 Tagen, und ich will Dir auch sogleich erzählen, wie das zuging. Die arme Mutter ist noch immer krank gewesen, und Hufeland sagte, sie müßte durchaus in ein Bad, so bald wie möglich, und zwar nach Bocklet, ich glaube, ich habe schon davon geschrieben, eher könnte sie gar nicht ganz gesund werden. Wir entschlossen uns also gleich sobald als möglich dahin zu reisen, und da das Wetter günstig und die Mutter auch gerade im Stande war die Anstrengung der Reise zu ertragen, so machten wir uns gleich auf den Weg. Schlegel begleitete uns die Hälfte Wegs. Da der Weg nach Bocklet über Bamberg geht, so wollten wir hier einige Tage ausruhn und dann gleich weiter, aber nun ward das Wetter schlecht, und der Hofrath Markus, einer von der Mutter ihren hiesigen Aerzten, denn sie hat deren zwey, den Professor Röschlaub und den, sagte uns, daß die Badewohnungen in Bocklet eben repariert würden und wir also wohl vor 14 Tagen noch nicht würden hinreisen können. Wir müssen uns also noch einige Zeit hier gedulden, welches mir wenigstens gar nicht sehr schwer wird, denn es ist hier sehr hübsch, und zumal da wir gleich einen Bekandten hier haben, den Professor Schelling aus Jena, der so hierher wollte und der mit uns gereißt ist.[1]

[1] Schelling hatte sich Carolinen und Augusten in Rudolstadt angeschlossen, sie bis Bamberg begleitet und dann seine Eltern besucht. Er hatte Jena mit Urlaub, aber in der Absicht verlassen, nicht wieder dahin zurück-

Ich habe schon einige Bekantschaften hier gemacht.

Mutter ihre Gesundheit ist jezt so ziemlich, die Reise ist ihr recht gut bekommen, sie ist zwar noch sehr schwach und hat auch noch mannigmal Krämpfe im Kopf, aber doch nicht so arg wie sonst, und sie kann doch wenigstens frey in der Stube herumgehn, ob sie gleich noch nicht ausgegangen ist als gefahren. Sie läßt euch recht schön grüßen.

Nun hast Du also Nachricht von uns, ihr werdet wohl recht böse gewesen seyn, daß ich nicht eher geschrieben habe, aber ich kann euch nicht helfen, ich hatte so viel zu thun, daß es mir unmöglich war.

Auguste an Schelling 4. Juni 1800

Jezt bin ich doch wieder ein bischen in Nahrung gesezt, die Mutter nimt es recht gern an, daß ich mich hinseze und Dir schreibe, denn sie wendet ihre Kräfte lieber darauf Dir von ihren Empfindungen bei Deiner Abreise zu sagen, als von Geschäften.

Ich danke Dir recht sehr für das Mittel, was Du mir an die Hand gegeben hast Mutterchen zu amüsieren, es schlägt herrlich an, wenn ich auch noch so viel Narrenspossen treibe sie zu unterhalten und es will nicht anschlagen, so sage ich nur: „wie sehr er Dich liebt" und sie wird gleich Mullig, das erstemal, als ich es ihr sagte, wollte sie auch wissen, wie sehr Du sie denn liebtest, da war nun meine Weisheit aus, und ich half mir nur geschwind damit, daß ich sagte: mehr als alles, sie war zufrieden, und ich hoffe, Du wirst es auch seyn.

Wir haben recht an Dich gedacht, lieber Mull, und uns gefürchtet, die Franzosenjungen mögten Dir etwas thun, aber

zukehren. Caroline bemühte sich in Bamberg um eine Wohnung für Schelling, der dort bleiben wollte, da namentlich die Professoren Röschlaub und Marcus Anhänger seiner Naturphilosophie waren. Schelling wollte bei ihnen die Brownsche Medizin (Erregungstheorie) studieren und daneben philosophische Vorlesungen halten.

nun bist Du doch wohl schon lange zu Hause angekommen. Schreib uns nur ja recht viel davon, und besonders von Deinem Schwesterchen und grüße sie recht von mir, sie soll ja mitkommen!

Nun gute Nacht, lieb Mullchen, morgen mehr.

Dein Uttelchen.

Bemerke nur in Wilhelms Brief die vielen Allerliebsten Augusten, ich habe ihm neulich so ein Impertinenten lustigen Brief geschrieben, daß die arme Mutter vor lachen beynah Krämpfe bekam ⟨Caroline: es war ein Kunstwerk von Impertinenz⟩.

Da die Mutter nun selbst wieder im Stand ist zu schreiben, so bin ich abgedankt, ich empfehle mich also zu Gnaden, wenn Sie mich weiter brauchen sollten, so rekomandiere ich mich hiemit bestens

Ew. Hochwohlgebohrnen untertänige Dienerin

Auguste.

Auguste und Caroline an Schelling 8. Juni 1800

Wir haben gestern Deinen niedlichen Brief bekommen und er hat uns große Freude gemacht. Du bist recht artig, daß Du uns so bald geschrieben, wir sehnten uns schon recht. Mutter ist recht wohl und die Kälte hat ihr nichts geschadet, wir sind auch alle Tage zusammen spazieren gegangen, wenn es das Wetter erlaubte. Aber mit mir armen Kinde geht kein Mensch des Abends spazieren, einmal ließ ich mir einfallen, weil es gar zu schön war, mit Röschlaub und Kusine zu gehn, da schleppten sie mich gleich nach Buch, aber ich blieb standhaft und gieng durchaus nicht hinein, sondern grade vorbey nach dem Dorf zu, da mußten sie mir wohl folgen, sonst hätten sie mich wahrhaftig wieder da hinauf in den garstigen Tanzsaal geschlept. So geht es uns Kinderchen, wenn Du nicht da bist, kom nur bald wieder. Von Deinem Schwesterchen hast Du doch auch nicht ein Wort geschrieben, wie sie Dir gefällt, ist das nun nicht recht schlecht?

Montag. Gestern konnte Dein armes Kind den Brief nicht vertig schreiben, denn es hatte solche Schmerzen in der Schulter, daß es nicht im Stande war, die Feder zu halten, und habe beynah den ganzen Tag auf dem Bett liegen müssen. Heute ist es nun aber wieder vorbey.

Mutter will auch noch ganz viel schreiben. Leb recht wohl, Du Mull, und vergiß das Uttelchen nicht, das so gern mit Dir spazieren ginge.

Montag früh d. 9ten. Ich habe das kleine zärtliche Gemüth zur Ruhe verwiesen, denn troz ihrer Versicherung ist sie doch noch nicht wieder besser und hatte Fieber gestern — es wird aber weiter nichts draus entstehn, als daß ich meine Abreise bis auf den 12ten verlege, auch aus der Ursache, weil es so kalt ist, und ich in das kühlere Bocklet nicht mit der Kühlung eintreffen mag. Marcus ist heut nach Nürnberg, und ich hab ihm versprechen müssen, seine Rückkehr den 11ten Abends abzuwarten. Erst von Bocklet schreib ich, was ich hier ausgerichtet habe — Wir haben Tag und Nacht zu sorgen gehabt, seit Du weg bist, und ich könt ein Lied nach alter Weise mit einem doppelten Refrain dichten — „wenn er doch nur bey uns wäre!" und „gut daß er nicht bey uns ist!" Bald hätte ich Dich mir zur Entscheidung gewünscht, und dann war ich wieder so froh Dich aller dieser Plage überhoben zu wissen, zumal ich selbst allein sie besser zu tragen vermochte. Nur das war mir im Wege — meine Schüchternheit an Deiner Stelle zu handeln, da ich es ganz als Deine Sache ansehe — Du weist, ich folge Dir, wohin Du wilst, denn Dein Leben und Thun ist mir heilig, und im Heiligthum dienen — in des Gottes Heiligthum — heißt herrschen auf Erden. Doch konnt ich nicht aus dem Gesicht verlieren, daß unser Aufenthalt hier schon wie gemacht, erklärt und bereitet ist, daß er so manche Vortheile für Dich anbietet, und das bestimmte mich, allen Verdruß zu ertragen, den ich sonst oft auf den Punkt war von mir zu stoßen, und ohne weiter etwas ausgemacht zu ha-

Thorvaldsen: Grabmal der Auguste Böhmer

ben, nach Bocklet zu gehn. Erst dort werd ich wahrscheinlich hören, ob Dir die nöthige Ruhe im Hause Deiner Eltern wird, worauf so viel ankömmt – gewiß bekomme ich nun hier keinen Brief mehr von Dir. Daß ich einen andern, nehmlich von meiner Mutter, noch hier abwarten kann, weil ich am Mittwoch noch da bin, ist mir lieb. Du giebst mir nicht eine einzige militairische Nachricht. Fast sollt ich vermuthen, ihr würdet Kaiserliche bekommen.[1] Das wird Dich stören.

An Luise Gotter 18. September 1800

Mit wenig Worten nur laß mich Dir die traurige Erwartung[2] ankündigen, daß Du Deine unglückliche Freundin sehn wirst. Ich will meine Mutter und Schwester besuchen, und wir denken den Weg nicht über Jena, sondern über Gotha und Göttingen zu machen, da will ich einen Tag bey euch ausruhn. Kannst Du mich also etwa auf 2 Nächte in Deiner Wohnung aufnehmen? Wenn Du Schlegel nicht leicht beherbergen kannst, so geht er in den Gasthof zu schlafen, und das wird auf jeden Fall am besten seyn, da ich Dich doch noch mit einem Mädchen inkommodiren muß, die von Jena aus in Gotha mich treffen soll und die ich in Dein Haus anzuweisen mir die Freyheit nehmen muß. Den Tag unsrer Ankunft kann ich nicht gewiß bestimmen, wenigstens noch nicht, es wird in den lezten Tagen dieses Monats seyn. Ich wollte Dirs nur vorläufig melden, die Briefe gehn von hier aus so unordentlich, daß ich nicht einmal weiß, wann Du dieß erhältst, und also nicht länger zögern konnte. Wir werden nicht so spät in der Nacht kommen, daß Du nicht noch ein Bett bereiten könntest. Grüße einstweilen

[1] Moreau drang bis München vor, während in Italien Napoleon bei Marengo siegte. – [2] In dem Bade Bocklet war Auguste am 12. Juli einem Ruhranfall erlegen. Schelling hatte, von seinen Eltern zurückkehrend, noch in ihre Behandlung eingegriffen. Wilhelm Schlegel eilte sogleich von Jena herbei. Die nächsten Monate verbrachten Caroline, Wilhelm und Schelling gemeinsam in Bamberg, die letzteren mit gemeinsamen literarischen Plänen beschäftigt.

meine Freunde. Faße Dich selbst und Deine Kinder um meinen Anblick zu ertragen, ich lebe nur noch halb und wandle wie ein Schatten auf der Erde.

Braunschweig

An Schelling ⟨Auf der Reise, aus Gotha? Oktober 1800⟩

Sieh nur Goethen[1] viel und schließe ihm die Schätze Deines Innern auf. Fördre die herrlichen Erze ans Licht, die so spröde sind zu Tage zu kommen. Mein Herz, mein Leben, ich liebe Dich mit meinem ganzen Wesen. Zweifle nur daran nicht. Welch ein Blitz von Glück, wie mir Schlegel gestern Abend Deinen Brief gab. Rose[2] ist allerliebst, ob Schlegel sie aber brauchen wird, sehr problematisch. Sie hängt sich ganz an mich und ich bin recht gut mit ihr. Wir wollen weiter sehn. Gott segne Dich, sey recht ruhig, Du darfst es seyn.

An Schelling 15. Oktober 1800

Tu m'étonnes avec ton françois, mais je ne sens pas la moindre tentation d'y tomber aussi. Ta facilité est grande en toutes choses, si tu voulois seulement en mettre un peu plus dans ton existence. Tu es trop abattu, mon ami, malgré qu'il y en ait de quoi, il ne faut jamais être aussi triste que son sort.

O Du Lieber, wenn ich nur erst wüste, wie Du meine armen Briefe aufnimmst. Morgen bekömst Du erst einen, diesen aber geschwinder.

Ich habe jetzt Augustens Bild nicht, es blieb zum Copiren in Göttingen und ich vermisse es sehr. Hättest Du es nur, damit es Frieden über Dich ausgösse, was meine Worte fast nie konn-

[1] Goethe hatte Schellings Berufung nach Jena betrieben und zog ihn namentlich seit Anfang 1800 eng an sich heran. — [2] Das Schlegelsche Dienstmädchen.

ten. Ich bin auch so weit gekommen, daß mich deucht, ich habe keine Worte mehr, ich kann keine mehr brauchen, nur Zeichen. Wir können blos über unsre Lage etwas verabreden, aber nicht reden. Wenn wir erst wieder beysammen sind, wo alles geordnet seyn wird, dann laß uns einander auch viel mit andern Dingen beschäftigen und im Allgemeinen uns vergessen. Du wirst sehn, daß ich noch lernen kann, obschon es mich gar nicht interressirt, daß ich es weiß, sondern nur, daß es überhaupt gewußt wird. – Wie hast Du denn Deine oekonomische Einrichtung getroffen? Das Essen soll am besten bey Meders seyn – und wie ists mit dem Wein? So bald Schlegel kommt, solst Du Deine Bouteillen haben. Deine – in dem Moment komt Dein Brief vom 13ten Oct., an mich nahmentlich adressirt. Es ist etwas beruhigendes darinn, aber ich weiß ja freylich nicht, ob ich ihm trauen kann, und daß Du, schon so besorgt um mich und das Schicksaal Deiner Briefe, noch immer warten mußt, ehe Du Nachricht von mir bekommst – erst Morgen Mittag – das macht mich fast unsinnig, ich habe diesen Morgen im Bett schon darüber geweint. Sey nur künftig nie bange, daß Deine Briefe nicht richtig ankommen. Du kanst versichert seyn, daß hier niemand mich bewachen will. Das ist eine ganz falsche Idee, die Meinigen können nichts für und nichts gegen mich thun. Ich bin blos bey ihnen und sie lieben mich. Luise[1] selbst ist weit gesunder, frölicher und hübscher wie vor dem Jahr. Mit ihr allein hab ich von Augusten gesprochen, die Mutter denkt mich und sich durch Schweigen zu schonen.

Du beantwortest mir leider in dem eben erhaltnen Brief ein paar eben aufgeworfne Fragen ⟨nicht⟩. Es ist doch verdrießlich mit dem Essen, denn wie soll ich es selbst machen, wenn ich nun hinkomme, da Rose nicht kochen kann? Bin ich gesund genug, so will ichs ihr gern lehren. – Ich habe Dir unter meinen Gründen des Aufschubs meiner Rückkehr meine Gesundheit

[1] Luise Wiedemann, Carolinens Schwester, in deren Hause die Mutter Michaelis und jetzt auch Schlegel und Caroline lebten.

nicht angeführt, weil ich nicht so sehr an die Gefahr denke — nur das sehr üble Wetter unterwegs und eine zu schnell wieder unternommene fatigue von 4 Tagereisen könte mir schaden. Ich bediene mich der China.

An Schelling Donnerstag ⟨Oktober 1800?⟩

Das Theater hat unter den gewöhnlichen Dingen noch am ersten die Wirkung mich zu zerstreun. Da spricht doch niemand mit mir, ich brauche nicht zu antworten und selbst Comödie zu spielen. Gesellschaften sind mir unleidlich. — Allerbester Freund, gestern kam aber auch Dein Brief, und das war eine große Freude für mich. Es geht ja herrlich, ich wußte es vorher und wolte nur nicht viel davon reden.[1] Du bist nicht grossprechend, fürchte nichts, ich weiß gewiß, daß alles so gewesen ist, ich habe Dich gesehn, wie Dich Dein Bruder sah, verklärt durch Kraft und Gelingen. Ja, Du bist wieder in die Schlacht gekommen, theurer Achilles, und nun fliehen die Troer. Die Unsterblichen haben Dich wieder geehrt und werden Dir das lange Leben obendrein geben. Das ist die wahre Rache, und ich triumphire ohne alle Schonung. Nichts von Bedauern, sie wäre gar nicht im großen Sinn der Humanität selber. Denn manche gedeihen in der Unterdrückung, dahin gehört Friedrich — es würde nur seine beste Eigenthümlichkeit zerstören, wenn er einmal die volle Glorie des Sieges genösse. Dir geziemt sie, Du weißt Dich in diesem Elemente zu bewegen — sollte mein Freund endlich aber übermüthig werden wollen, so wird er sich erinnern, daß er den bescheidnen Sinn seiner Freundin damit von sich scheuchte, und

[1] Schelling hatte im Wintersemester seine Jenaer Vorlesungen wieder aufgenommen, über Kunstphilosophie, Naturphilosophie und transzendentalen Idealismus, wegen der Unmöglichkeit, weiter zu reisen, wie er es ursprünglich beabsichtigt hatte, und weil er verhindern wollte, „daß der poetische und philosophische Dilettantismus aus dem Kreise der Schlegel unter die Studenten übergehe". Über Transzendentalphilosophie hatte nämlich auch der frisch habilitierte Friedrich Schlegel zu lesen begonnen, in der Erwartung, Schelling werde nicht nach Jena zurückkehren.

weiter hat sie ihm bey dieser Gelegenheit, die für sie höchst ergötzlich ist, kein memento vorzuhalten. Was nun die Seite betrift, daß es ihren Muth stärken soll bald jenen Schauplaz zu betreten, so ist sie wunderlich und fühlte sich vielleicht noch weit unwiederstehlicher hingezogen, wenn sie dem Geliebten eine öde Laufbahn zu erhellen hätte, als eine ... ⟨Bogenschluß.⟩

An Schelling Dienstag früh ⟨Oktober 1800⟩

Ich habe den Himmel recht gebeten mich zu erleuchten und mir gute Gedanken zu verleihn, ehe diese Post abginge, und er hat mich auch erhört. Wenn ich Dir wollte oder vielmehr vermöchte alles hinzuschreiben, was in mir vorgegangen ist, es würde so tief und so wehevoll werden wie Deine Blätter, aber ich muß mich schonen und gebe Dir nur den Frieden von Gott, in dem sich mein Herz aufgelöset hat, voll fester Hofnung, daß ich ihn Dir auch mittheilen werde. Ich habe Dich innig lieb, ich küsse Deine Stirn, Deine beyden lieben Augen und den süßen Mund. Das ist recht das selige Zeichen des Kreuzes.

Wenn ich Dir auch könte lange Vorstellungen erwiedern über Deine Vorstellung, und eine Menge begeisterte Vernunft gegen Deine irrigen Ansichten setzen, es wäre eine bloße Redeübung – genug daß ich meinem Freunde verspreche, daß ich leben will, ja daß ich ihm drohe, ich werde leben, wenn er so zur unwahren Stunde den Tod sucht. Du liebst mich, und sollte die Heftigkeit des sich in Dir bewegenden Wehes Dich auch einmal mit Haß täuschen und mich damit zerreißen, Du liebst mich doch, denn ich bin es werth, und dieses ganze Universum ist ein Tand, oder wir haben uns innerlich für ewig erkannt.

Ich wiederhol es noch einmal, warum kann ich dem Goethe nicht sagen, er soll Dich mit seinem hellen Auge unterstützen. Er wäre der einzige, der das nöthige Gewicht über Dich hätte. Gieb Dich wenigstens seiner Zuneigung und seinen Hoffnungen auf Dich ganz hin, und denke, daß Du doch liebe Freunde hast – so gut, wie das Jahrhundert sie vermag. Schreib mir, was

Du eigentlich jetzt arbeitest, am ⟨Kritischen⟩ Journal ⟨für Philosophie⟩, das errath ich wohl, weiß aber nicht welches Thema. Friedrich seine Querspiele haben mich sehr amüsirt. Ich habe hier beyläufig von Wilhelm vernommen, er sähe seine Vorlesungen aus einem sehr sublimen Standpunkt an, nehmlich er könne sich der Ironie nicht dabey enthalten, die Studenten wären gar zu dumm. Die Ironie ist doch zu allen Dingen nütze. Über die Veit denkt Wilhelm nun nach und nach fast wie wir – ich habe ihm auch gesagt, daß sie so über das Innre unsers Hauses geschwazt und gelogen hat, was er als einen sehr schlechten Dienst gegen sich selber anerkannte.

Sey nur nie besorgt, was Deine Briefe betrift; ich bekomme sie aus der Hand des Briefträgers immer zu eignen Handen, beantworte sie aber nur manchmal so überzwerch, wie Friedrichs Philosopheme sind. Ich muß doch auch probiren, ob ich nicht aus $\frac{\text{Tod}}{\text{Schmerz}} \times \frac{\text{Wonne}}{\text{Liebe}}$ Leben und Frieden herausbringen kann. Woher mir die Ursätze kommen, darum wirst Du mich wohl nicht so scharf befragen. Es ist doch arg, wenn man etwas gewiß hat, und soll nun auch noch Rechenschaft geben, woher man es nimmt.

Goethe tritt Dir nun auch das Gedicht ⟨Die Natur⟩ ab, er überliefert Dir seine Natur. Da er Dich nicht zum Erben einsetzen kann, macht er Dir eine Schenkung unter Lebenden. Er liebet Dich väterlich, ich liebe Dich mütterlich – was hast Du für wunderbare Eltern! Kränke uns nicht. Und hast Du wohl bey Deinen lezten Vorsätzen an Deinen guten Vater und die gute Mutter gedacht, die einfältiger, aber eben so kraftvoll und liebreich Dir das erste Leben gaben? O welch ein schwarzer Nebel hatte das Haupt meines Freundes umzogen.

Es ist vielleicht ein seltsamer Contrast, daß ich Dir so heiter schreibe nach einem solchen Brief. Aber ich habe viel gelebt in diesen wenigen Tagen, und das ist mein innerstes Wesen, daß ein Lächeln gränzen kann an die unsäglichste Noth. Du hast

mich wieder geweckt, und gewiß, wir quälen uns nun wohl recht mit hin und her schreiben, und tausend Widersprüche fallen vor, aber am Ende werden wir doch uns etwas bilden, das alle löset. Verlaß mich nicht, ich liebe Dich, ich wollte, ich könnte Dir sagen wie sehr, aber in Deinen Armen selbst würde ich es Dir nicht ausdrücken können.

An Luise Gotter 24. November 1800

Vergieb mir, meine Freundinn, daß ich euch noch nicht einen einzigen Gruß zurückgesendet habe. Du würdest mir freylich leichter verzeihn, als Dich beruhigen, wenn Du wüßtest, wie ich verhindert worden bin, durch so mancherley Leibes und Seelenzustände. Unsres Reiseplans erinnerst Du Dich wohl noch. Wir kamen mit Mühseligkeit nach Göttingen, denn euer Kutscher und euer mareschino haben nicht das mindeste Feuer. Sonst ist alles lieb und gut an euch, und ich habe einen recht sanften und wohlthätigen Eindruck mit hinweggenommen. Besonders haben mir Deine Kinder mehr Freude wie jemals gemacht. – In Goettingen blieb ich drittehalb Tage, die mir sehr schwer wurden, ich litt auch schon an Verkältungsschmerzen. Eine kleine Zerstreuung gewährte mir des Neapolitaner Tischbeins Bekantschaft, der uns viel merkwürdiges drollich erzählt hat, und auch gezeigt. Nun ließ ich Schlegel dort und fuhr hieher, froh endlich einiger Ruhe zu genießen, die mein Körper sehr bedurfte. Denn kaum war ich im Stande unsrer Abrede gemäß, Schlegeln nach Söder, dem Gut des Hrn. von Brabeck, von dem wir eine Einladung in Göttingen vorfanden, entgegen zu kommen. Ich bekam die Nacht vorher einen heftigen Durchfall, doch war mein Verlangen einmal wieder herrliche Kunstwerke zu sehn groß genug, um mich dennoch mit Wiedemann auf den Weg zu machen. Gegen Abend erreichten wir den Landsitz und fanden Schlegel schon, der von Hannover aus hingekommen war. Wir wurden sehr günstig empfangen von Hrn. und Frau von Brabeck und bey ihnen einlogirt, ich war

aber den Abend immer einer Ohnmacht nahe. Die Nacht stellte mich einigermaßen her, und ich konte die zwey nächsten Tage mit hellern Augen alles das Schöne genießen. Die Gemäldesammlung ist vortreflich, er hat Sachen von der höchsten Schönheit und eigentlich gar nichts mittelmäßiges. Die Einrichtung des Hauses ist in einem sehr reinen Geschmack und eine heitre Fassung gleichsam für die Kleinode der Kunst, welche er besitzt. Wir brachten die Zeit wie in einen Feenschlosse hin, und wie außer der Welt von Schmerzen, in der ich meine Heymath habe.

Kaum war ich wieder hier, so mußt ich auch büßen, ich bekam erst einen leichten Anfall, und vor 14 Tagen einen viel ernsthafteren, wo gewiß wieder gleich ein Nervenfieber da gewesen wär, wenn man mich so behandelt hätte wie im Frühjahr. Unter diesen Umständen ist Schlegel bey mir geblieben, und die Zeit seines Weggehns ist auch noch nicht bestimmt. Ich kann das Haus nicht verlassen, kaum das Zimmer. Einige Versuche in das französische Schauspiel zu gehn (das heißt zu fahren), das sich hier aus einigen Mitgliedern des Hamburger französischen Theaters gebildet hat, waren mir Anfangs gleich übel bekommen, und ich habe also auch diese kleine Zerstreuung aufgegeben.

An Goethe 26. November 1800

Wenn Ihre eignen Hoffnungen von Schelling und alles, was er schon geleistet hat, wenn er selbst Ihnen so lieb und werth ist, wie ich es glaube, so werden diese Zeilen ihre Entschuldigung finden, ungeachtet ihrer Seltsamkeit, die Sie bitten sollen ihm zu helfen. Ich weiß in der Welt niemand außer Ihnen, der das jetzt vermöchte. Er ist durch eine Verkettung von gramvollen Ereignissen in eine Gemüthslage gerathen, die ihn zu Grunde richten müßte, wenn er sich ihr auch nicht mit dem Vorsaz hingäbe sich zu Grunde richten zu wollen. Es kann Ihnen fast nicht unbemerkt geblieben seyn, wie sehr sein Körper und seine

Seele leidet, und er ist eben jetzt in einer so traurigen und verderblichen Stimmung, daß sich ihm bald ein Leitstern zeigen muß. Ich bin selbst müde und krank und nicht im Stande ihm die kräftige Ansicht des Lebens hinzustellen, zu der er berufen ist. Sie können es, Sie stehn ihm so nah von Seiten seiner höchsten und liebsten Bestrebungen, und der persönlichen Zuneigung und Verehrung, von denen er für Sie durchdrungen ist. Sie haben das Gewicht über ihn, was die Natur selber haben würde, wenn sie ihm durch eine Stimme vom Himmel zureden könnte. Reichen Sie ihm in ihrem Namen die Hand. Es bedarf weniges weiter, als Sie wirklich schon thun, Ihre Theilnehmung, Ihre Mittheilung ist mehrmals ein Sonnenstral für ihn gewesen, der durch den Nebel hindurch brach, in dem er gefangen liegt, und manches, was er mir geschrieben, hat mir den Gedanken und den Muth gegeben Sie bestimmter für ihn aufzufordern. Lassen Sie ihn nur wissen, daß Sie die Last auf seinem Herzen und eine Zerrüttung in ihm wahrnehmen, die ihm nicht ziemt, und wenn das Geschick auch noch so ausgesucht grausam ist. Lassen Sie ihn einen hellen festen Blick auf sich thun. Sie werden durch jeden Wink auf ihn wirken, denn mag er noch so verschlossen und starr erscheinen, glauben Sie nur, sein ganzes Wesen öffnet sich innerlich vor Ihnen, wenn Sie sich zu ihm wenden, und wenn er nicht die heftige Erschütterung scheute Ihnen gegen über, so hätte er vielleicht selbst gethan, was ich sanfter, obwohl sehr bekümmert an seiner Statt thue: sein Heil Ihrer Vorsorge übergeben. Es ist das beste, was die Freundin für ihn zu thun vermochte, die ihn nicht auf die Art trösten kan, wie sie sich selbst trösten darf. Ich habe es gewagt im Vertrauen auf Ihre Güte und den ernsten Sinn meines Anliegens. Meine Augen sind trübe, ich sehe nur noch, daß er leben muß und alles Herrliche ausführen, was er sich gedacht hat.

Wenn ich einen Wunsch besonders aussprechen darf, so ist es der, daß Sie ihn um Weynachten aus seiner Einsamkeit locken und in Ihre Nähe einladen.

Ohne weitere Antwort hoffe ich es beruhigend zu erfahren, daß Sie meine Bitte geachtet haben, und nur zum Überfluß ersuche ich Sie, ihrer auf keine andere Weise zu erwähnen.

Caroline Schlegel.

Schlegel wird wahrscheinlich noch vor Ende des Jahrs die Ehre haben Sie zu sehn.

An Schelling 20. Dezember 1800

Anbey kommt ein großer ächt englischer Überrock, der meinen Freund wärmen soll. Ein Weinachtsgeschenk soll es nicht seyn. Er war Dir schon lange bestimmt und besonders für das große Carneval berechnet, aber ich habe ihn nicht eher von Hamburg bekommen. Wenn Dir nur halb so wohl darin ist als warm, so soll es mich freuen. Ich hab ihm befohlen, er soll sich recht um Dich herum schmiegen. Die erstemale wird er einige Haare lassen, und es wird an Deinen Röcken viel auszubürsten seyn, das giebt sich aber. Sonst ist er unendlich bequem, und man hat doch die Arme darin frey um eine Freundin zu umarmen. Der blaue Mantel wickelte Dich ein wie den Grafen Egmont. O daß ich Dein Clärchen seyn könnte, aber ich bin nur Deine Caroline.

An Schelling ⟨Ende Dezember 1800⟩

Mein lieber Freund, mein Schelling, Du hast die Abrede gehalten und ich nicht. Am Abend des nehmlichen Tags, wo ich dir zulezt schrieb, bekam ich dein Geschenk noch. O du lügst, dein Ring ist stark und stärker wie Ketten, es ist der Ring, an dem die Kette hängt, die mein Leben festhält. Ich suchte gleich nach dem Namen Joseph, und fand ihn durch die Thränen hindurch, die mir die Augen verdunkelten. Du hast nichts vergessen. Denke auch nicht, daß ich etwas vergessen hätte, und wenn ich dir den Ring, der zu diesem gehört, niemals geben sollte, so wie ich es bis jetzt nicht gethan habe. Wie leicht hättest du ihn in derselben Stunde erhalten, denn ich habe den Ge-

danken oft gehabt. Du haſt ihn nicht erhalten, und das iſt unſer Schickſal. Du darfſt es nicht meine Schuld nennen. Ja, dieß iſt der erſte, der einzige ächte Trauring für mich, und er bleibt einzeln. Er ſagt ſich von der Zukunft los und bindet uns nur an eine kurze Vergangenheit. O du liebes treues Herz, er iſt gediegen von deinen Schmerzen, ich erkenne ſie alle und habe ſie mit Dir auszutauſchen. Aber ich habe noch welche zurück, die immer nur mein bleiben müſſen. Nie kannſt Du doch das Wehe der Mutter ganz in Dich aufnehmen. Sey nicht betrübt, wenn Du Dir denkſt, wie das Deine Freundin zerreißen müſſe, was ſie in dieſe Worte ausbrechen läßt – ja, ſo eben zerreißen müſſe. Dieſes alles muß mir wieder zur Freude werden, glaubſt Du es nicht? – Es löſt ſich meine Seele mehr und mehr in jenes Wehe auf, und doch bin ich getroſt und ſtark. Dies erhalte Dir gegenwärtig, wenn ich mich nicht verhindern kan, an Deinen Buſen zu weinen. Es quillt ein neues Leben aus dieſen Augenblicken, ſie ſind ſelbſt ein hohes Lebenszeichen, mein Gram iſt nicht Niederſchlagenheit, kein Verzagen und keine Verzweiflung, und dann kann ich erſt volles Vertrauen zu meinen Freunde haben, wenn ich ihm nichts davon zu verbergen brauche. Berühren laß es mich wenigſtens, ich will Dich nicht dabei verweilen. Ich verweile ſelbſt nicht. Wenn die Wolken des eignen Jammers mir auch das Haupt eine Weile umhüllen, es befreyt ſich bald wieder, und wird vom reinen Blau des Himmels über mir beſchienen, der mein Kind einſchließt wie mich. Die Allgegenwart, das iſt die Gottheit – und meinſt Du nicht, daß wir einmal allgegenwärtig werden müſſen, alle einer in dem andern, ohne deswegen Eins zu ſeyn? Denn Eins dürfen wir nicht werden, weißt Du wohl, dann würde das Streben ſich zu Eins zu machen ja aufhören.

Mein lieber Freund, ich habe eben einige von den Sonnetten ‹Wilhelms auf Auguſtens Tod› für Dich abgeſchrieben, von denen ich Dir lezthin ſagte. Das mittelſte iſt beſonders von ſehr großer poetiſcher Schönheit. Du wirſt Dich erinnern, daß

der König von Tule ihr leztes Lied war. Die Wahrheit machte sich bey diesem Kinde oft schon von selbst zu einem lieblichen Gedicht.

Ich hoffe nicht Dich hart zu unterbrechen in Deinen jetzigen guten Tagen. Nein, das ist eben gut, wenn Deine Erinnrungen gleichsam durch einen Sonnenstral ziehn, in dem auch die dunkle Farbe helle erscheint.

An Schelling ⟨Anfang Januar 1801⟩

Mein lieber Freund, wie bin ich doch in den lezten Stunden des Jahrs so lebhaft bey Dir gewesen. Am Morgen bekam ich Deinen Brief vom Weinachtstag noch, und wußte also, wo Du jenen Abend seyn würdest, das machte mir meine Einsamkeit recht heiter. Ich lebte nicht in mir, sondern völlig in Dir. Ich sah in das Zimmer hinein, wie Du gewiß hinein gesehn hast, und dachte, es müste auch vor meinen Augen etwas vorgehn, aber so weit gingen meine Visionen nicht, daß ich Dir nun etwa schon erzählen könnte, was Du mir zu erzählen haben wirst. Ich weiß nichts, als daß bey Goethe etwas vorgegangen ist; ob ihr euch etwas habt aufführen lassen oder selbst die Schauspieler waret, steht mir zu erfahren. Im lezten Fall kannst Du leicht um 12 Uhr Deiner Freundin Andenken in der tollen Gegenwart ertränkt haben.[1] Ich will Dirs aber verzeihn, mein Liebling; der erste Augenblick, wo „Deine Intelligenz sich wieder durch freye Abstrakzion losriß", gehörte doch wieder mein. Soll ich Dir auch mein 12 Uhr beschreiben? Es hatte

[1] Steffens beschreibt in seinen Lebenserinnerungen, wie sich auf einer Maskerade Goethe, Schiller und Schelling nach Mitternacht in ein Kabinett zurückzogen. „Einige Bouteillen Champagner standen auf dem Tisch, und die Unterhaltung ward immer lebhafter ... Goethe war unbefangen lustig, ja übermütig, während Schiller immer ernsthafter ward und sich in breiten doktrinären, ästhetischen Explikationen erging; ... und er ließ sich nicht stören, wenn Goethe ihn durch irgendeinen geistreichen Einwurf in seinem Vortrage zu verwirren suchte. Schelling behielt fortdauernd seine ruhige Haltung, ich konnte ihm kaum eine Veränderung anmerken."

blos ein innerliches Daseyn, rings herum kein Laut, kein einzig festlich Zeichen. Es gab allerley Gesellschaften, aber ich hätte bey keiner seyn mögen, auch die übrigen mochten nicht; Luise ⟨Wiedemann⟩ ging nur ein paar Stunden auf einen Ball und kam um 10 Uhr zurück. Schlegel befand sich nicht wohl, er schlief in meiner Stube auf dem Sopha den ganzen Abend. Ich war noch zu Luisen hinuntergegangen, denn zu Bett legen wollte sich doch keiner; wir brauten eine kleine Schale Punsch mit huile de Canele, der Schlag 12 überraschte uns, ich wollte Schlegel noch wecken, ehe es ausgeschlagen, denn es war mir, als könten üble Folgen daraus entstehn, wenn einer dabey nicht wachte, gleichsam als ob er das Zusammenklingen seiner Sterne verschliefe – also lief ich hinauf, er hatte den Schlag gehört, sich zusammengerafft und zu uns herunter gehn wollen, also begegneten wir uns wie die beyden Jahrhunderte auf der Treppe. Meine Seele aber war bey Dir und dem Ring an Deiner Hand. – Es war nicht eine einzige öffentliche Feyer hier angestellt, so daß sich außer dem Nachtwächter, der ein langes Lied sang, nichts vernehmen ließ. Siehst Du, diesmal hast Du es viel besser gehabt – und wirst es wohl oft noch besser haben als Deine gute Freundin. – Gestern haben wir doch etwas für die neue Zeit gethan: Hr. und Madam Schlegel haben ein Souper gegeben von einer sehr feinen Gattung, feine Leute, feine Speisen, feine Weine, feinen Geist. Zuerst ist der Tristan[1] vorgelesen, dann ⟨Goethes⟩ Paläophron und Neoterpe und zum Nachtisch ein Hanssachsisch Fastnachtsspiel ⟨vom alten und neuen Jahrhundert⟩, das Schlegel in aller Eil machte, wodurch es nicht schlimmer gerieth; es geht ins transcendente, ist aber doch sehr lebendig und gefiel ungemein. Er wird Dirs gern mittheilen. Höre, ich will Dirs nicht verbergen, auch der Pfarrer[2] ist vorgelesen worden, und es entging niemand der großen Wirkung

[1] Fragment gebliebene Nachdichtung des Epos Gottfrieds von Straßburg durch A. W. Schlegel. – [2] Schellings Spuk-Ballade „Die letzten Worte des Pfarrers zu Drottning in Seeland".

dieſes inkorrekten Gedichts. Anonym blieb es, wie es ſich verſteht; nur Luiſe ahndete, es möchte von Dir ſeyn, und ſagte es mir nachher. Schlegel, der es vorlas, wurde ſelbſt wieder ganz davon ergriffen, und ich gerieth in ein Zittern, an dem die Vorſtellung, daß dieß Dein Werk ſey, wie gewöhnlich keinen kleinen Theil hatte. Ja, Du triffſt meine Schwäche recht gut, indem Du mir die Verkündigung Deiner Größe überſchickſt, ich leſe erſchrecklich gern davon, und dieß ſcheint mir auch ganz geiſtreich ausgedrückt und mit Sinn abgefaßt zu ſeyn. Weißt Du, wer es geſchrieben hat? Ich bitte mir ſogar das Sonett von W⟨ilhelm⟩ aus und verſpreche Dir es nicht unter die Leute zu bringen.[1]

An Schelling ⟨Januar 1801⟩

Ich hatte mich recht auf Deinen Brief gefreut, mein liebſter Freund, aber ich denke, es iſt auch nicht umſonſt geweſen, denn er hat mich in ein wahres Entzücken verſetzt, ſo daß, wenn Du es nicht übel nehmen wilſt, ich nach der erſten Stunde wie ein leichtes Kopfweh davon bekam, das aber bald wieder verflog und nur das Entzücken blieb. Du haſt mir ſo herrliche Gedanken mitgetheilt, ſo ſchöne Bilder, ja Töne ſelbſt und dann ſo allerliebſte Notizen, und was mehr als alles Einzelne iſt, es leuchtet ſo aus allem hervor, daß mein Freund wirklich wieder zum Stehen kommt. Wohl hatte ich recht in den verfloßnen Tagen in Dir zu leben und zu weben, und wenn Du ſo fortfährſt, ſo wirſt Du mich bald ganz geſund machen. Wenn mein Herz wanken will, dann kann ich mich nun an das Deinige lehnen und Troſt ſuchen; das iſt das rechte Verhältniß zwiſchen der ſterblichen Mutter und dem göttlichen Sohn. Ja Du erhebſt mich ſchon durch die Hofnungen, die Du mir giebſt, durch Deine Anſichten, wie ich ſie auch haben könnte, Deine Ideen, wie ich ſie nur Dir nach haben kann, und daß wir uns in jener heitern Helle begegnen, welche allein das wahre Element meines Gemüths iſt. — —

[1] Schlegels Sonett „An Schelling."

Ich lese Deinen Brief unaufhörlich wieder, weil mich alles darinn so sehr ergötzt, und dießmal hat Schlegel auch sein Theil hingenommen, denn Du kannst denken, daß der Beyfall, der dem Werkchen wird, was ihm schon unsäglich viel Spaß beym Verfertigen gemacht hat, den Spaß daran aufs höchste treibt. Er ist Dir sehr verbunden, daß Du ihm zu der Wissenschaft seines Gelingens mit verholfen hast, und auch noch weiter sein Verkündiger werden willst. Es ist ein glücklicher Ausdruck, daß Du seine Poesie ein kräftig gewordenes Organ nennst, man kann auch in der That gar nicht absehn wie viel Gewalt und Umfang es noch gewinnen mag, daß er sich endlich ganz in dieses Eine verwandelt. – Besonders freut er sich jetzt einer Prophezeyhung des Propheten Friedrich, der ihm einmal sagte, sein Wiz und seine Lustigkeit wären poetischer Natur, nicht im Allgemeinen, sondern ganz besonders, und wenn er dazu gelangte sie auf diese Weise auszusprechen, so würde er sehr viel damit machen können.

An Schelling ⟨Januar 1801⟩

Was für eine Nachricht hast Du uns gegeben[1], mein lieber Schelling, und welche wird heute kommen. Ich kann nichts ordentliches schreiben und thun bis zu Ankunft Deiner Briefe, und ich gestehe Dir, ich bin innerlich krank vor Angst, ob die Hofnung, die ewig wache, und das gute Zutraun schon noch nicht ganz ertödtet sind. Du hast auch so wenig gesagt. Wir haben nur durch einen Brief von Hufelands noch erfahren, daß Starke gerufen worden ist, und wenn Goethe nur nicht alle Besinnung verliert, so wird der ja nach seinen Angaben und Anweisungen das Beßre zu thun wenigstens nicht eigensinnig seyn. Was hielt Dich ab mehr zu schreiben, nur einige Worte mehr? – Kann man so viel noch zu verlieren haben, nachdem man schon so viel verlohren hat?

[1] Goethe war Anfang Januar schwer erkrankt, man befürchtete eine Hirnentzündung.

Wenn es ist – nein, wir wollen nicht darüber reden. Es ist das Schlimmste, und Du mußt Dich doch um so mehr erhalten. Was sollte auf Erden werden!

Ich bin mit dem heftigsten Herzklopfen nach einer schlaflosen Nacht aufgestanden, und zähle die Viertelstunden, bis die Post kommt. Du wirst mich doch heute nicht versäumen? Es ist mir schon eingefallen, daß Du vielleicht hinüber gingest am Sontag, und wer weis, ob Du wiederkämest. Doch Du hast gewiß für mich gesorgt. Du weißt wohl, daß er mein Hort und Heil für Dich war und ich mich weit mehr auf ihn verließ als auf mich. Was vermochte die gedämpfte Stimme Deiner Freundin?

An Schelling Dienstag früh ⟨Januar 1801⟩

Lieber Freund, ich komme weit her schon an diesem frühen Morgen und war dabey, wie sich die glühende Erde zuerst verhärtet hat und Blasen warf, aus denen die Berge wurden, welches alles mir sehr begreiflich scheint.[1] Lieber Gott, wenn man sich die Materie einmal vorausgiebt, so hat man ein leichtes Spiel und kann sich die Dinge nach Belieben gestalten lassen. Mir liegt aber ordentlich die Materie schwer auf, in der ich mich bey dieser théorie de la terre und époques de la Nature herumarbeiten muß, welches doch sehr thöricht von mir ist, weil ich gewiß bin, daß meine Vorstellungen sich niemals solide werden über sie erheben können, sie werden wieder herunter flattern, wie Vögel müssen, wo die Luft zu leicht für sie würde, und wenn selbst Adler unter ihnen wären. Sag mir nur, wie weit seyd ihr denn darüber hinaus? Du mußt indessen dieß nicht so nehmen, als ob ich die Materie so roh sonderte, indem ich es beym Buffon blos mit ihr zu thun habe. Ich erinnre mich sehr wohl des Geistes im Mittelpunkt und daß Licht Geist und Geist Licht ist. Dieses ist mir nicht begreiflich, aber glaublich, und durch den

[1] Caroline studierte zu besserem Verständnis von Schellings naturphilosophischen Spekulationen des französischen Materialisten Buffon »Histoire naturelle«.

Glauben und die Imaginazion wirst Du mich auch leicht bis zum Zweck von allem End und Ziel führen können, nur die Sprossen der Leiter, die Demonstrazionen, die Folgerungen, das ist nichts für mich.

Und meinst Du also, daß ich je zu einer andern als poetischen Erkentniß Deines Gedichtes ⟨Die Natur⟩ gelangen werde? Eine Menge Begriffe hab ich mir doch neuerdings eingesammelt, der Himmel gebe nur, daß mein Gedächtniß sie festhält. Mit einer Anhäufung von Thatsachen kann ich es nun vollends nicht beschweren, und frage blos, was er jedesmal beweisen will, dann schenk ich ihm von den Beweisen immer die Hälfte. Ich hab einen Verdacht, mein Freund, als wenn Du eben auch nicht gründlicher läsest. Jetzt will ich Dir eine neue Thatsache erzählen, die Du vielleicht von mir zuerst erfährst; in dem schrecklichen Sturm von 9–10ten Nov. ist die ganze Insel St. Thomas in Westindien untergegangen. So regt sich noch das Fantom des Jahrhunderts in Naturbegebenheiten, Pest und Krieg, ehe es Abschied nimmt. – Dieser Sturm muß doch einen unterirdischen Ursprung gehabt haben, eine Höhlung der Erde muß eingebrochen seyn und ihm Ausgang gemacht haben. Siehst Du, wie ich zunehme an Weisheit? Wenn ich Mittags mich um nähere Erläuterungen von diesem und jenem befrage, so lachen die Herren über mich, geben mir doch aber sehr ernsthaften Bescheid und Schlegel ermangelt nicht zu bemerken, wenn ich mich doch nur jemals einer Sache so ernstlich gewidmet hätte, die *seine* Beschäftigungen anginge! Was wäre das denn auch wohl gewesen, außer dem, was ich nicht zu lernen brauchte, der Poesie!

An Luise Gotter 23. Januar 1801

Eine andre Nachricht, die sie ⟨Cäcilie⟩ traurig machen wird, ist die von Hardenbergs ⟨Novalis⟩ gefährlichem Gesundheitszustande. Er ist in Dresden, seine Braut auch, aber wie man uns schreibt nur noch ein Schatten von sich selber, völlig erschöpft,

nicht im Stande an der Unterredung theil zu nehmen und oft einschlafend in der Gesellschaft, wo er dann wie ein Todter unter den Lebenden da läge. Dieß bekümmert Schlegeln besonders sehr tief und ist eine neue Wunde neben der unheilbaren. Ich kann ihn nur beneiden, wenn er ihr nach folgt, um derentwillen er lange schon zwischen Tod und Leben geschwebt hat. Er wollte sich endlich für das Leben entscheiden und durch die Liebe eines sehr liebevollen Wesens, wie seine jetzige Braut ist, wieder daran knüpfen, aber es scheint nicht zu gelingen, und er wird vielleicht der Braut entrissen wie die Braut ihm. Auch um Goethens Leben haben wir einige Tage in der herzlichsten Angst zugebracht. Er war sehr krank. Gottlob, er ist gerettet.

Meyer ist in Berlin. Wenn Schlegel hinkommt, werd ich schon erfahren, welche Rolle er dort spielt – wahrscheinlich eine zweydeutige. Was der Mensch für Lügen hier debitirt hat, glaubst Du gar nicht. Manchmal gehn sie doch über den Spaß hinaus.

An Schelling ⟨Januar 1801⟩

Der Mareschino ist gekommen, ich muß Dir nur gleich Bericht davon erstatten. Eine Flasche war zerbrochen, ich aber dankte Gott wie der Optimist, daß sie nicht alle zerbrochen waren, ich hatte mich schon darauf vorbereitet. Denn, dachte ich, wer wird sie packen? wenn es der Freund selbst thut, so sind sie geliefert. Dieser Bruch möchte nun wohl am packen nicht so sehr liegen, obwohl man etwas andres dazu hätte nehmen müssen als eine Schachtel. Das Glas ist sehr dünn.

Schick mir nur das Journal, wenns noch nicht geschehn ist. Ich will es recht studiren, obwohl wenig immer bey mir mehr thut als viel. Was Du mir geschrieben von der Pflanze, die das Wasser, vom thierischen Organismus, der das Eisen, und von der Vernunft des Menschen, die alles zerlegt, das beschäftigt mich Tag und Nacht. Wenn ich nicht schlafen kann und mir nicht erlauben will zu träumen, so denke ich mir jene wunderbare und doch so natürliche Stuffenfolge und suche davon

zu begreifen was in meiner Gewalt steht. Was zerlegt nun unsre Vernunft? Werden wir es nicht selbst einmal thun? O werde mir auch noch darüber ein Prophet.

Ich sehe es klar, wie sich Deine Nachzeichnung der dichtenden Natur von selbst zu einem herrlichen Gedicht ordnen wird. Du entsinnst Dich des kleinen Gedichtes von Goethe, wo Amor die Landschaft mahlt, er mahlt sie nicht, er zieht nur den Schleyer von dem, was ist, und dann kommt Ein Punkt, wo die Sonnenstralen so hell wieder glänzen – ja, so wird Dein Genius die Liebe werden, die alles belebt. – Ich verdenke Dir es ganz und gar nicht, daß Du auch mit mir nicht über das Nähere reden magst, Du mußt es doch ganz allein vollenden. Ich würde selbst nichts im voraus mittheilen können, wenn ich in Deiner Stelle wäre, und wenn ich Dich darum gebeten habe – man bittet oft in Einer Stunde etwas, was man in einer andern anders einsieht.

Wenn Du mir nur einen Übergang machen könntest von meinen Hölen und Bergeshöhn zu Deiner Philosophie, nehmlich einen gründlichen, denn übrigens ist mir nichts leichter als gleich da zu stehn, wo die Vernunft – sich selber faßt. Alles, was Du mir – in Briefen – geschrieben hast, habe ich recht gut zu fassen geglaubt, und es wäre doch ganz vortreflich, wenn Du das ausführtest, wovon Du lezthin sprachst: eine Darstellung, die Du Dir dächtest an mich zu richten. Fange also nur immer damit an. Jetzt wird es noch recht natürlich werden. – Sehr glücklich wird es mich machen, wenn ich nur etwas von der Art begreife, wie Fichte sein System ändert. Sieh nur, wir haben als ausgemacht angenommen, Fichte stünde still – ja doch! wie die Sonne im Thal Gideon oder wie es heißt. Ich liebe diese Überraschungen . . . ⟨Bogenende.⟩

An Schelling ⟨Jan./Febr. 1801?⟩

⟨Anfang fehlt.⟩ Damit habe ich Dir mein Geheimniß ausgesprochen, Du mußt es nicht misbrauchen, mein Herzensfreund.

Du mußt redlich versuchen, ob Du mich entbehren kannst, aber traue Dir langsam darüber. Wir gehören einander an, wir sollten innig Eins seyn. Habe ich Dir je mistraut, Du meine Seele? Warum denn Du mir?

Du wirst mich fragen, ob mir denn der Ausgang gleichgültig ist? Ja, muß ich antworten, und wenn die süße Liebe mich auch zurückhalten will. Ich bin meines unzerstörbaren Glücks, wie meines unheilbaren Unglücks gewiß. Das ist mein Vorrecht.

Und nun laß uns uns wieder in unsre bisherige Stille begeben, Du hast mich so oft schon Entzücken in ihr über Dich empfinden lassen. Ja, erheitre mich mit Deinen Bestrebungen und Gedanken. Liebe mich, ich knie vor Dir nieder in Gedanken und bitte Dich darum.

Der Genius, der mich leiten wird, das ist Dein Genius. Er wird gewiß gut seyn.

Du nimmst es doch nicht übel, daß ich die Einlage einlege? Ich hatte es Wilhelm angeboten. Er ist mit 3 Akten des Shakesp. fertig und macht nun einen Aufsaz über Bürger, den Dichter, in die kritische Sammlung.[1] Ohne Frost kann er nicht reisen, wenn Friedrich auch ungehalten würde; der bezeugt indessen nichts davon. Ich habe seine lezten Briefe alle gelesen, auch den heutigen an ihn. Sollte er in seinen Verhältnissen das Herz haben Wilhelm abgeneigt zu seyn? tant pis pour lui.[2]

Englischer lieber Freund, leb wohl, ich umarme Dich, so fest, so treu, so voll Liebe und guten Geistes, Du kanst nicht unempfindlich dagegen bleiben.

An Schelling 13. Februar 1801

Hardenberg ist von seinem Vater nach Weißenfels abgeholt worden, fast hofnungslos, Petzold hat ihn aufgegeben. Die

[1] „Charakteristiken und Kritiken" von Wilh. und Friedr. Schlegel. – [2] Wilhelm gedachte erst nach Jena zu gehen, reiste dann aber direkt nach Berlin.

Ernsten ⟨Charlotte⟩ stellt sich noch die Möglichkeit der Rettung vor, und ich selbst kann nicht ganz daran verzweifeln. Fünf Tage hat er auf der Reise zugebracht, ist aber doch glücklich angelangt, seine arme Braut begleitete ihn. Ich kann mir wohl vorstellen, daß Dir Hardenberg nicht wohl will; Du hast ihm Deine Abneigung auch deutlich genug gezeigt.[1] Er wird mir auch gram seyn, und uns beyden einen um des andern willen, dazu wird man ihn schon gestimmt haben. Wir können ihm nicht helfen, wenn ihm Gott nur hilft, es sey zum gesunden Leben, oder zum freudigen Tode. Ich kann ihn nicht beklagen, wenn er dahin ist. Er hat die Schranken gebrochen.

Warum bist Du nur so traurig? ich möchte Dir ganz kindisch sagen: ich bin es ja nicht. Ich bin es nicht anders, als ich es ewig seyn muß, und Dein Trost ist der meinige. Unser Kind weicht mir keinen Augenblick von der Seite, ich kenne kein Vergessen, ob ich äußerlich schon lebe wie ein Andrer. Ja, Du weißt es, liebe Auguste, wie Du bey Tage und bey Nacht vor Deiner armen Mutter stehst, die kaum mehr arm zu nennen ist, denn sie blickt Dich mehr mit Entzücken als mit Jammer an, die Klage über den herben bittern Tod hat keine Dolche und zerreißenden Schmerzen mehr, ich kann lächeln, freundlich mich beschäftigen, aber ich lebe und bewege mich immer nur in Dir, mein süßes Kind – ach störe mich nicht in meinen sanften Trauren, lieber Schelling, dadurch daß ich bitterlich über Dich weinen muß. Das sollte nicht sein. Hättest Du Dir vorzuwerfen, dann ich tausendmal mehr; aber Gott weiß, es will nicht Raum in meiner Seele finden und haften. Ich habe Dich geliebt – es war kein frevelhafter Scherz, das spricht mich frey, dünkt mich.

Im Frühjahr sehe ich Dich ganz gewiß. Anstalten sind wenig zu machen. Unser ehemaliges Haus bleibt mir offen, ich möchte es freylich ungern bewohnen, und ich sagte Dir schon

[1] Schelling urteilte über Novalis' wie über Friedrich Schlegels Philosophieren, es sei: „Frivolität gegen die Gegenstände, an allen herumzuriechen, ohne einen zu durchdringen." Vgl. S. 212.

einmal von dem kleinen Gartenhause am Paradiese; es wäre groß genug für mich. Du möchtest das immerhin miethen.

Ich halte mich zurück Dir viel über Deinen schmerzlichen Brief zu sagen – wir können es mit Worten nicht überwinden.

Gestern sah ich im Schauspiel Louis Buonaparte, der von Berlin zurückkomt, also hab ich nun etwas von diesem edlen Blut mit Augen erblickt.

Lieber, ich las in diesen Tagen den Tancred wieder im Boccaz, ⟨Decamerone IV 1⟩, bey Gelegenheit von Bürgers Lenardo und Blandine, das eine so unwürdige Parodie davon ist. So viele Thränen hab ich darüber vergossen, wie Gismonda auf das Herz ihres Geliebten herabströmt, eben um diese Zeit war es, daß Auguste die Erzählung zu übersetzen anfing – ich habe mir vorgenommen sie zu vollenden, und so lange daran zu arbeiten, bis sie möglichst gelungen, und das Original wieder giebt in seiner Grosheit. Wie liebte mein Kind diese Erzählung – sie war doch ein recht tiefes Gemüth.

Adieu, mein lieber lieber Schelling. Erquicke mich durch ein freudigeres Herz.

An Schelling 17. Februar 1801

Mein Bruder denkt um Ostern eine Reise nach Jena und Berlin zu machen. Vielleicht kann er mich in Deine Gegend geleiten, und mir den Eintritt in Jena erleichtern, denn dabey bleibt es doch immer, daß ich Dich dort wiedersehe.

Dein Collegium muß sehr brillant ausfallen – immer deducirst Du neue Herrlichkeiten. Können es die Menschen denn ertragen? Sehen sie, wenn Du das Sehen zeigst?

Denk an meine Augen, an meine Liebe. Wenn Du nur mein Sohn wärst und sie dürften mit mütterlicher Freude auf Dir ruhn.

Gott segne Dich. Ich umarme meinen Freund mit treuem Gemüth und nur zu vieler Sehnsucht nach dem lang entbehrten Anblick.

An Schelling ‹Februar 1801›

Was Du mir für allerliebste Sachen schreibst! Und mehr wie allerliebst, denn, mein Freund, über Deine neuesten Offenbarungen bin ich entzückt, und wenn ich sie je ganz fassen könnte, so würde es mich ordentlich glücklich machen. Aber ich vermuthe sehr, Du wirst noch über meine jetzigen Anstrengungen lachen, wenn es zur Untersuchung kommt und Du Wunder denkst, wie viel sich von Deinen Ideen auf meine Kenntnisse wird fortbauen lassen – und dann fällt die ganze Herrlichkeit wie ein Kartenhaus zusammen! Vors erste bring ich es gewiß allein weiter als wie mit Dir, denn da giebts immer Zerstreuungen. Ich lobe mir einen Lehrer, den ich nicht sehe und nicht höre, der nicht ungeduldig wird, wenn ich ihn nicht gleich verstehe, vor dem ich mich auch deswegen nicht schäme. Du scheinst es ebenfalls ohne mich weiter zu bringen.

An Schelling ‹Februar 1801›

Mein lieber Freund, und ich nenne Dich so mit Liebe, vielleicht bin ich wirkich schwer zu einer Entscheidung zu bringen, allein ich habe sie noch stets gefaßt, ehe es zu spät war, und mich unverrückt an ihr gehalten. Ich sage nicht heut – ich will das thun – und morgen – ich will ein andres, und jedesmal so zuversichtlich, als wenn es ewig gelten würde – nein, es mahlt sich wohl sehr deutlich in meinen Äußerungen, daß ich nicht weiß, was ich thun soll – bis der Moment komt. Der ist da, und ich bitte Dich, nimm es so an.

Ich scheide nicht von Dir, mein Alles auf Erden, das Mittel, das die Seele ergreift, um sich der Entweihung des Bundes zu entziehn, stellt alles her, ihn selbst in seiner ganzen Schöne und die Zärtlichkeit, die ihn unterhält.

Ich bin die Deinige, ich liebe, ich achte Dich – ich habe keine Stunde gehabt, wo ich nicht an Dich geglaubt hätte, es sind Umstände gewesen, die Deinen Glauben an mich trübten, es wird nun heller werden. Ich sehe Dich wieder, vermuthlich so

bald, als ich mir kürzlich vorstellte. Als Deine Mutter begrüße ich Dich, keine Errinnrung soll uns zerrütten. Du bist nun meines Kindes Bruder, ich gebe Dir diesen heiligen Seegen. Es ist fortan ein Verbrechen, wenn wir uns etwas anders seyn wollten.

Meinen süßen Freund bitte ich innig um ein endliches Verstehen mit seiner Caroline, ich beschwöre ihn mir nicht die lezte Hoffnung zu nehmen.

Ich bete zu Gott, daß er diese Blätter segnen wolle.

An A. W. Schlegel in Berlin 24. Februar 1801

Alles hab ich besorgt, was auf dem Zettel stand und nicht stand, jedem ist das seine hingetragen, und Dir das Deine eingepackt, ich hoffe, ich hab es gut gemacht. Was hätte ich auch wohl für eine andre Erheiterung gehabt seit Sonnabend früh? Anfangs ergötzte ich mich an dem blauen Reisewetter, aber in der Nacht kam der gewaltige Thauwind und wüthete so gegen meine Fenster, daß ich Rosen aufstehen und alle Bücher weg nehmen lassen muste, die schon naß geworden waren. Dieß wird Dich nun sehr ängstigen, fast so sehr wie mich der Sturm für Deine Reise, aber sorge nicht, sie sind alle wieder trocken, und Du – heute, denk ich – nach einiger Langeweile glücklich in Berlin angelangt. Ich habe an Deine Mutter geschrieben, an Tischbeins, denen ich das Bild und Kleid geschickt, ich habe die ganze ALZ. durchgelesen – Du wirst die Früchte davon sehn.[1] Eins thut mir nur leid – daß keine stärkere Ausbeute von Fragmenten bey Dir aufzutreiben war. Das Gute und Witzige geht allineins fort vermuthlich, es sind keine Stellen herauszuschneiden. Du kannst Dich auch auf mich verlassen, und die Mühe Dir ersparen etwa nochmals zu suchen, was ich nicht gefunden habe.

Madame de N⟨uys⟩[2] hat sich von Anetti mahlen lassen, man

[1] Vorbereitung für die „Charakteristiken". – [2] Eine Braunschweiger Freundin Wilhelms.

weiß nicht, wo das Bild hingekommen ist, und vermuthet, Du hättest es mitbekommen. Ist es wahr? Bekam es mein lieber Schlegel? Aber wenn Du Dich in Berlin mahlen lässest, dann ist sie es nicht, die das Bild bekomt.

Ich lebe der Zuversicht, Du wirst mir viel interressantes schreiben, mehr als ich jetzt erwiedern kann. Meine Briefe werden zuweilen nur die reine Form seyn, wenn ich nicht so tief schöpfen will, daß ich Dich betrübe. Adieu, schlafe recht wohl. Du freust Dich doch ein wenig Deines neuen Aufenthalts? Mir ist weh und bange hier, aber doch ohne die mindeste Lust mich herauszureißen. Schreib nur oft.

An Schelling ⟨Ende Februar? 1801⟩

⟨Anfang fehlt.⟩ . . . damit den früheſten Frühling, wenn die Veilchen ausbrechen und den Boden mit tiefer Bläue bedecken. Vor dem Jahre – o Du weißt es, was ich sagen will – da pflücktest Du sie mit meinem Kinde und ihr brachtet sie der kranken Mutter, nun brechen Veilchen wohl aus der heiligen Erde, die sie bedeckt. Arme Mutter, warum nicht aus Deinen Hügel? Meine beyden Lieblinge würden in sanfter Wehmuth daran knien. Ich hätte euch nicht unglücklich gemacht, wie mein süßes Kind uns gethan hat. Vergieb mir, ich will auch nicht weiter schreiben und kann auch nicht. Gute Nacht.

Freytag früh. Guten Morgen, guter Freund, ich habe recht lange geschlafen. Die Theogonie ⟨von Hesiod⟩ geht mir sehr im Kopf herum (so heißt doch das deutlich geschriebne, unterstrichne und dennoch unleserliche Wort?). Das wäre wohl ein vortreflich Studium, aber versplittere Deine Kräfte nicht. Sieh, mit dem Beschränken – im voraus sieht das Vorgesezte nur so unendlich aus, es beschränkt sich von selbst, so bald man an die Ausführung gekommen ist. Doch mache nur, alles was Du machst wird gut seyn, und ist denn doch da und wird bleiben.

Schick mir ein Stückchen hesiodische Übersetzung; ich will sehn, ob Du zugenommen hast im antiken Sylbenmaß, so viel

Kennerschaft wird mir Wilhelm doch mitgetheilt haben. Der könte Dir nun recht nüzlich seyn. Ich halte Hexameter und Elegie für viel ... ⟨Blattende.⟩

An Schelling ⟨März? 1801⟩

Eine Weile war ich zweifelhaft, ob Du mir heute schriebest, und dachte, wenn nicht, so will ich mich nicht betrüben, besser nicht diesmal, als etwas, das Dich schmerzt bey Deinem vollen Herzen. Du hast mir nun geschrieben, und freylich Gram und Liebe gehäuft. Doch stille. O ich bitte Dich, nimm mich an Deine Brust und tröste mich.

Ja, ich habe ein Verbrechen begangen, da ich mich der Liebe überließ, aber, was ihr Fesseln anlegte, war und ist heilig, und nicht ein Mangel an freyer Gesinnung und nicht eine Halbheit der Liebe. Willst Du mir nie verzeihen, daß die unwiederstehliche Neigung zu Dir sie durchbrach? Nichts ist unheilbar für Seelen wie die unsrigen, und ich war kühn, aber nicht frevelhaft. Vergieb mir.

Du siehst doch wohl, daß ich nicht auf die Art von unbekannten Umständen abhängig war, Gott weiß, ich wartete auf nichts als auf seine Eingebung. Das liegt am Tage. Du veranlaßtest sie selbst durch die Bewegung, in die ich gerathen mußte.

Weise nun Deine Caroline nicht zurück. Überdenke alles, mein Daseyn liegt in Deiner Hand. Verwirre mich nicht, fühle, daß ich Dich liebe, daß Du meine einzige Freude bist.

Dein Besuch hat mich wie Dich selber erquickt. Wenn ich ihn sehe, so werde ich mir nicht verbieten können ihm zu danken.

O Liebe, dir vertrau ich ganz und gar,
Beschleun'ge dieses süße Widersehn
Und heil das Übel, das du selbst erschufst.

Ich hab es schon auswendig gelernt. O Schelling, liebe mich, vertraue.

Um ihm ‹Wilhelm› etwas zu schreiben, das Dich mit angeht, dazu erwart ich erst Deine Erlaubniß. Dann wird sich alles ganz ins Klare setzen. Nur darauf verlasse Dich: den Sommer bring ich in Deiner Nähe zu. Was ich mit Schlegel einzugehn habe um meine Lage zu sichern – gegen mein Gefühl, dessen Du ein paarmal dabey erwähnt hast, wird es nichts seyn – so gut ich hier mit ihm unter Einem Dach gewohnt habe, können wir uns auch künftig einverstehn, wenn er gut mit mir bleibt.

Eigentlich wär mir es doch jetzt sehr gelegen, wenn ich entsezlich reich wäre. Aber reich oder nicht, ich will nichts thun, wobey ich meinen Freund aufopfern müßte; das ist nun seit kurzem wie ein heller Stern vor mir aufgegangen, da ich bisher im Nebel lebte.

Versäum es nicht an Fichte zu schreiben, was Du Dir vorgesetzt hast.[1] Es soll mich wundern, ob er gegen Schlegel über Dich spricht. Ich weis nicht, wie ers macht bey seiner Rechtschaffenheit um falsch zu seyn, aber es ist doch manchmal so was bey ihm vorhanden. Verwunden sollte es Dich nicht – diese Falschheit ist auch oft nur eine gewisse Vielseitigkeit, ein Mangel an einer recht tüchtigen Partheylichkeit für den Freund die wenigstens jede Mittheilung des Urtheils über ihn verhinderte. – Wenn jemand rein in diesem Stück ist, so ist es Schlegel, und es dauert mich zu sehn, daß es ihm so wenig gelohnt wird. Bey seiner Eitelkeit ist es sehr viel, daß es ihn nicht mehr aufbringt, wenn er zuweilen erfährt, wie Leute über ihn absprechen, die seinen Ruhm nie erreichen werden; er ist so gebildet sich auch darin zu fügen. Er macht sich gar nichts aus der Falschheit, und ist der redlichste von euch allen.

---

[1] Schellings Naturphilosophie hatte sich, aus Fichtes Wissenschaftslehre hervorgegangen, in der „Identitätsphilosophie" über sie erhoben, während anderseits Fichte sein System im bewußten Gegensatz gegen die Naturphilosophie weiter entwickelte. Lange briefliche Verständigungsversuche i. J. 1801 verliefen ergebnislos; 1806 brach eine öffentliche Polemik aus.

Goethe ist wohl und freundlich und sprudelt von bon mots auf alle schlechten Poeten; ein wenig eingefallen soll er im Gesicht aussehn. Er hat das Zimmer verlassen, in welchem er krank gelegen, um nicht an diesen Zustand errinnert zu werden. Schiller erzählt, daß das Hauptthema aller seiner Phantasien die Naturphilosophie war, die Natur, und die Philosophie.

Das ist schlimm, daß Tiek hypochondrisch seyn muß. Du wirst ihm sicher wohl thun, Du bist ein hülfreicher Freund. Leb wohl und bleib auch der meinige. Dies muß fort.

An Schelling ⟨Ende Februar? 1801⟩

Wenn ich nur zu Dir kommen könnte diesen Abend und liebreich mit Dir schwazen! Die Sonne und der blaue Himmel lockten mich heute unwiederstehlich an und mahnten mich an meinen Freund; ich wünschte zulezt nur, es möchte recht schlecht Wetter seyn und bleiben bis zum wahren Frühling, dann ist doch alles rund herum zu und man weiß, daß man nicht hinaus kann. Ich bin vor dem Thore gewesen in einem protestantischen Jungfrauenkloster, wo Jerusalems Tochter Domina ist. Es ist da noch einige Freundlichkeit der Aussicht und vor allen Fenstern herrliche Pflanzungen, Reseda, Heliotropium und was es liebes in der Art giebt, dessen Gemüth in Duft besteht. – Süßer Freund, Dein Brief hat diese Nacht mit mir geruhet; ich bekam ihn gestern sehr spät; halb mit Schmerz habe ich alle seine Liebe in mich gesogen. Wenn Du es nun sehr gewaltsam nimst, was ich Dir gestern geschickt habe – ach wie wirst Du mich noch bekümmern. Es ist doch gar nicht gewaltsam – im Anfang war ich erschüttert, aber alles hat sich gelegt, und die Seele meiner Entschließung wurde von dem Anfang ganz unabhängig. Im Grunde haben wir uns oft gedacht, daß es so mit uns werden sollte, Du hast es mir auch geschrieben. Glaube nur, ich werde nie etwas eingehen, wo ich nicht ganz Deine Freundinn bleiben kann.

Den Freund will ich nicht lassen,
Noch läßt er auch von mir.

Tausendmal hab ich mir heut schon dieses einfältig liebe Lied vorgesagt. Freund ist ein allgemeines Wort gegen das, was ich meyne, Liebling, Du, den ich wie ein theures Kind an mein Herz drücke und verehre als Mann. Du weißt, ich thue beydes, muß ich gleich Dich zuweilen hart tadeln. Mein lieber Joseph, ob ich mich freuen werde Dich wieder zu sehn? Ja wahrlich mehr, wie ich Dir sagen kann, eilt meine Freude schon der Zeit voraus, die uns noch trennt, und ich überlasse mich ihr jetzt ohne Furcht; ich bin so sicher in mir selber geworden, weil ich weiß, was ich will.

Mit Wonn werd ich Dich sehn,
O nimm mich auch so auf.

Gott führe Dir ein Herz zu, das Dir seine Treue reiner beweisen darf, aber ein treueres – nein, Du kannst es nicht finden, und darum leg ich auch einigen Werth darauf, daß Du dieses aus dem Sturme dennoch davon bringst. Stoß es zurück im Augenblick des Unmuths – es hoft auf die Stunde der rückkehrenden Liebe und bleibt Dir. Sag, hab ich Dich nicht immer geliebt, und wenn ich mich gegen Dich auflehnte, weil ich nicht anders konnte, dennoch geliebt? Habe ich Dich nicht stets mit inniger Zärtlichkeit wieder an meine Brust gezogen und die Stirn Dir geküßt, die finster gesehn hatte?

Wenn nur die Sorge erst ein wenig gemildert wäre in mir, daß ich Dich störe in Deinen Gedanken und Worten durch das, was ich Dir geschrieben habe. – Erst mit Ungewißheit, nun vielleicht durch Gewißheit, – denn Du wirst sie Dir viel schneidender denken, als sie ist – nehmlich gewiß ist sie, aber was ist denn so sehr bittres daran? Wir wollen uns blos unabhängig wissen von uns selber und der Welt.

An A. W. Schlegel ⟨1. März 1801⟩

Apropos, das ersehe ich erst aus Deinem Brief, daß Schleiermacher am Plato übersetzt. Nun das ist gut, so ist

Hoffnung da für mich ihn zu lesen, wenn er es sonst nur gut macht. – ‹Über Stolbergs „Reise in Deutschland":› Ich werde mir nichts draus merken als „die Herzen der Guten sind heilbar, sagt Homer". Im Homer habe ich das niemals gefunden, blos in meinem eignen Herzen. Wenn Du mir es mit den griechischen Worten nachweisen kannst, so schenk ich Dir etwas hübsches dafür. –

So sehr ich hier allein bin, und so schmerzlich ich es fühle, so habe ich doch nicht die mindeste Lust mich von der Stelle zu bewegen und Zerstreuung aufzusuchen. Sollt ich also des Glaubens und Vorsazes wegen noch Geld darum verwenden, was immer darauf gehn würde, wenn mich Philipp ‹Michaelis in Harburg› auch hier oder in der Nähe abholte? Ich habe ihn gebeten lieber doch hieher mit seiner Familie zu kommen. Auch Kräfte hab ich nicht übrig – der nahende Frühling scheint mir das wenige Blut noch vollends ablocken zu wollen. Wiedemann hat vors erste versucht das Nasenbluten örtlich zu hemmen. – Schelling hat in Weimar die zweite Aufführung des Tancred ‹von Goethe nach Voltaire› gesehn, die unter Goethens Direktion nach allgemeiner Sage weit besser ausgefallen seyn soll wie die erste unter Schillers, überhaupt das Ganze reicher wie Mohammed, die Worte unglaublich schön, alle Endigungen der Akte, Zusätze von Goethe und das französische Gerüpp, wie sich Schelling ungefähr ausdrückt, mit Goethens Fleisch und Bein bekleidet. Er setzt diesen Voltaire in Musik wie Mozart den Schikaneder, aber seine Arbeit ist doch nicht so dankbar.

Montag. Gestern Nachmittag bracht ich ganz einsam mit dem trüben Wetter zu, Du kannst denken, nicht müßig, aber alle Kinderwehmuth des Sonntages lag auf mir, und wolte mir nicht zulassen, den Ausbruch des Schmerzens zu besiegen.

Es dauert mich, daß ich mir nicht einen Revers von Dir habe geben lassen Dich aller Kritik forthin zu enthalten. O mein Freund, wiederhole es Dir unaufhörlich, wie kurz das Leben ist, und daß nichts so wahrhaftig existirt als ein Kunstwerk –

Kritik geht unter, leibliche Geschlechter verlöschen, Systeme wechseln, aber wenn die Welt einmal aufbrennt wie ein Papierschnitzel, so werden die Kunstwerke die lezten lebendigen Funken seyn, die in das Haus Gottes gehn – dann erst komt Finsterniß.

Manches, was ich Dir zu sagen habe, verspare ich, bis ich erst etwas von Dir vernehme. Mein lieber Freund, ich bitte Dich, laß Dich in allem, was mich angeht, nur von Deinem eignen Gemüth leiten – nur Du kennst das meinige. Leb wohl und recht vergnügt.

An Schelling 1. März 1801

Deine Freundin ist ganz allein und kommt zu Dir. Sie möchte gern nicht daran denken, daß Du vielleicht schmerzlich damit beschäftigt bist ihr zu schreiben, und was Du ihr wohl antwortest, aber eine andre Zuflucht sucht sie nicht vor dem Denken an Dich als Dich selber, und keine andre Brust ihren armen Kopf daran zu legen als die, welche sie vielfältig zerrissen hat. Und Du wirst sie aufnehmen. Laß uns reden, mein süßer Freund, von großen Dingen – liebliches Unterreden heilet bittres Weh. Ich kann nun schon die Stunden zählen, bis wann ich Deine Stimme wieder hören werde und in Deine Augen blicken. Es wird nachgerade immer nöthiger, daß Du auch so etwas Ewiges machst, ohne eben so darauf zu trotzen. – Das willst Du wohl nicht von mir erfahren, mein allerliebster Freund, ob Du Dich schon beynahe so ausgedrückt hast – wie weit Fichtens Geist reicht. Mir ist es immer so vorgekommen, bey aller seiner unvergleichlichen Denkkraft, seiner fest in einandergefugten Schlußweise, Klarheit, Genauigkeit, unmittelbaren Anschauungen des Ichs und Begeisterung des Entdeckers, daß er doch begränzt wäre, nur dachte ich, es käme daher, daß ihm die göttliche Eingebung abgehe, und wenn Du einen Kreis durchbrochen hast, aus dem er noch nicht heraus konnte, so würde ich glauben, Du habest das doch nicht sowohl als Philosoph –

wenn die Benennung hier falsch gebraucht seyn sollte, so mußt Du mich nicht darüber schelten – als vielmehr in so fern Du Poesie hast, und er keine. Sie leitete Dich unmittelbar auf den Stand der Produktion, wie ihn die Schärfe seiner Wahrnehmung zum Bewußtseyn. Er hat das Licht in seiner hellesten Helle, aber Du auch die Wärme, und jenes kann nur beleuchten, diese aber producirt. – Und ist das nun nicht artig von mir gesehn? Recht wie durch ein Schlüßelloch eine unermeßliche Landschaft. – Nach meiner Vorstellung muß Spinosa doch weit mehr Poesie gehabt haben wie Fichte – wenn das Denken gar nicht damit tingirt ist, bleibt denn nicht etwas Lebloses darinn? Das Geheimniß fehlt – sieh, ich ahnde das recht gut, wer fähig ist Geometrie zu fassen, der wird auch die Wissenschaftslehre lernen können, aber das ist eben die Begränzung, daß sie so rein aufgeht.

Lange habe ich mich nach einer tüchtigen Übersetzung des Plato gesehnt. Sollte sie aber wohl Schleiermacher so gut machen, wie Friedrich thun würde, wenn er arbeiten könnte?

An Schelling ‹März? 1801›

Mein allerliebster Freund, ich schreibe Dir gleich frisch auf der That nach Deiner artigen Sendung. Gestern hatten wir ein großes Concert hier im Hause (mit Quartetten) und ich hatte Dich immer vor Augen und im Herzen gehabt; ehe ich mich schlafen legte, übergab mir Rose noch die beyden Briefe von Dir, und so wie ich aufstehe, will ich Dir dafür danken. Ihr Sinn ist doch liebreich, den kleinen Bitterkeiten zum Troz; Du irrst Dich, aber ich hoffe, Du wirst nicht etwa meynen recht zu haben. Denn wenn ich Dich gleich verlasse, so thu ich es doch ganz anders, wie Du vorgiebst Dir einzubilden, und ich habe niemals so fest und unauflöslich an Dir gehangen. Wenn Du mich von Dir losmachen wolltest, so würdest Du mein Leben mit zerreißen. Also was Du schwazest vom Wunsch frey zu seyn, und von der Möglichkeit, daß mich mein innrer Genius

nicht eben zu Dir unwiederstehlich hinzöge, das ist alles Thorheit – denn eben zu Dir; ich habe es nie allmächtiger empfunden. Ich will blos dabey bleiben, was ich bin, was ich nicht ändern könnte ohne mich zu zerstören, mir treu, um Dir desto treuer zu seyn. Die Furcht Dein Misfallen zu erregen, und der zerrüttende Eindruck, den Dein Misfallen auf mich macht, die muß ich fliehen um der Liebe und meines heiligen unabänderlichen Grames willen, der solche Störungen nicht mehr erträgt – drum muß ich mich wenigstens in so fern von Dir trennen, daß Du nicht leidest durch meine Schulden, und blos das Freundesrecht habest zu tadeln, nicht beschämt für mich zu werden, und blos das Recht des Geliebten Gefallen an mir zu finden, nicht Gefallen an mir zu üben. O ich habe Dich schrecklich lieb, unbegreiflich lieb, und nun wird es erst ganz an den Tag kommen. Könnt ich Dir nur meinen Sinn einflößen, alle Spannung weghauchen, Dich selbst fest halten in Deiner Anmuth, bei Deiner leichtern Stimmung. Süßes Herz, Du bist auch liebenswürdig, der Himmel ist nur noch nicht klar. Wolken fliehen hin und her, der Sturm jagt sie vor das Angesicht der Sonne. Kein Clima giebt es auf der Erden ohne Wolken, aber nur im Norden steigen sie so unaufhörlich wieder empor, komm in mein Süden, komm, Du geliebtester aller Menschen. Gewiß, wenn Du Dich jetzt nicht mehr traurend an Unmöglichkeiten wendest, so können wir uns noch ein schönes Leben bilden. Nimm unser wunderbares Bündniß, wie es ist, jammre nicht mehr über das, was es nicht seyn konnte, nicht die reine irdisch schöne beschränkte Liebe zweyer Wesen, die frey von allen Fesseln sich zum erstenmal begegnen um ihre Freiheit mit einander auszutauschen, ja nicht einmal ein muthiges Zerreißen aller vorher gegangner Bande, das sich die Liebe selbst in meiner Lage nie als Tugend hätte anrechnen können. Und doch, so zerstückt wie es den einfachen Wünschen dasteht, ist es alles in allem, als Freund, als Bruder, als Sohn und Geliebten schließe ich Dich an meine Brust, es ist wie das Geheimniß der Gott-

heit, gleich der Jungfrau, die Mutter ist, und Tochter ihres Sohnes, und Braut ihres Schöpfers und Erlösers. So laß es uns denn endlich still und gläubig ansehen.

Ich weiß wohl, daß mir dies nach meiner Natur und schon als Weib viel leichter wird. So wie Du in das Bewußtseyn tratest, waren Deine Forderungen an das Schicksal die eines Herrschers, recht bestimmt, von keiner Einschränkung wissend, vielleicht dennoch beschränkt — Du wolltest ein ungetrübtes jugendliches Glück, Du jugendlich Herz, wie es auch so einem herrlichen Menschen ziemet, wenn Du nur nicht noch so viel herrlicher wie herrlich gewesen wärest. Wie ich in mir selber erwachte, da machte es sich so, daß ich lange, lange glaubte, in der Wirklichkeit wäre das Glück niemals zu Hause, und nichts, was dem innern Daseyn eigentlich entspräche. Und durch diese erste Erziehung bin ich immer ein wenig bescheiden geblieben. Die Resignation hat mir Tiefe gegeben, und die erste Liebe eine ganz unaussprechliche Heiterkeit, ob sie schon selbst fast nicht in die Wirklichkeit gehörte. Nun begnügst Du Dich, wenn es seyn muß, jedoch in Bitterkeit, und ich in reicher Demuth. Du kannst und sollst gar nicht seyn wie ich — aber erkenne nur die Sache, wie sie steht von beyden Seiten, und nimm von mir an, was Dein edles Gemüth nicht bezwingen, aber besänftigen, trösten, beruhigen möchte.

Donnerstag. Spotte nur nicht, Du Lieber, ich war doch zur Treue gebohren, ich wäre treu gewesen mein Lebenlang, wenn es die Götter gewollt hätten, und ungeachtet der Ahndung von Ungebundenheit, die immer in mir war, hat es mir die schmerzlichste Mühe gekostet untreu zu werden, wenn man das so nennen will, denn innerlich bin ich es niemals gewesen. Dieses Bewustseyn eben von innerlicher Treue hat mich oft böse gemacht, hat mir erlaubt mir wagend zu erlauben; ich kannte das ewige Gleichgewicht in meinem Herzen. Konnte mich etwas nied(r)eres vor dem Untergang bewahren in meinem gefahrvollen Leben als dieses Höchste? Und wenn ich mir Ver-

zweiflung bereitet hätte in der Verzweiflung der von mir Geliebten – ja, ich würde im Schmerz darüber verzweifeln, im Gewissen nicht, niemals könnte ich wie Jacobi ausrufen: verlasse Dich nicht auf Dein Herz. Ich müßte mich verlassen auf mein Herz über Noth und Tod hinaus, und hätte es mich in Noth und Tod geleitet. Das ist mein unmittelbares Wissen, daß diese Sicherheit sicher ist, und könnte sie in mir zerbrochen werden, so müßte sogleich die Vernichtung eintreten, für mich nehmlich. Denn eine Lehre ist das nicht und kann nicht mitgetheilt werden, eine unsichtbare Kirche wird es aber doch wohl seyn. Du siehst, ich nehme es mit der Treue im Großen – aber gewiß nicht um Dir zu entschlüpfen, nur weil mir das so nahe liegt; insofern ich mir treu bin, bin ich es auch Dir. Freylich wohl, so wie nach meiner Idee die Sünde nicht in den Handlungen liegt, so möchte auch die Treulosigkeit mir nicht in den Untreuen erscheinen, und Du bist also vielleicht schlecht zufrieden. Bist Du, mein Lieber? Nein, Du erkennst hierin den Punkt auch, der Hohes und Niedres scheint ⟨scheidet?⟩, sonst hättest Du mir lezthin nicht so ernst zugestanden, daß Du keinen zuverlässigern Freund hättest wie mich – und jetzt so anmuthig mit Deiner Freundin über ihr untreues Haupt gescherzt. Diese wenigen Zeilen sind in der That recht bezaubernd süß – aber ich hoffe doch, unter Liebenswürdigkeit verstehst Du die Würdigkeit geliebt zu werden? Worauf bezieht sich aber die Erwähnung: Du glaubtest jetzt selbst, was man über diesen Punkt (der Nichttreue nehmlich) versichert habe? Geht das mich oder mein ganzes Geschlecht an?

An A. W. Schlegel 5. März 1801

Ich will Dir nur diesen Abend noch ein weniges auf Deinen lieben langen materiellen, das heißt materienvollen Brief erwidern. Apropos, ich habe mich schon sehr geängstigt, daß Du keinen Regenschirm hast und vielleicht nicht so klug bist darauf zu fallen, daß man sich einen kaufen kann. –

Wilhelm, Wilhelm, laß Dich nicht gelüsten! von wegen Frölichs[1] gelinden Vorschlägen. Der Wieland kostet Dir ein Viertheljahr Zeit und drey Monden im Sommer können Dir drey Gesänge vom Tristan einbringen, der den Oberon am besten widerlegt. Bedenke, mein Freund, und laß es nicht immer wieder aus der Acht, sobald die Angel erscheint und sie Dich locken wollen.

Sehr lieb ist mir die Nachricht von Fr. Tieks Zurückkunft und der Möglichkeit, daß er das Monument noch übernähme, er wird doch ein näheres Interresse daran gewinnen können, und es auch wohl noch im Sommer vollenden.[2] Ich lasse mir jetzt einen neuen Rahmen um das Bild machen; den andern habe ich an Tischbeins mitgeschickt, von denen noch keine Antwort da ist.

Lieber, ich habe Tancred und Gismonda übersetzt und muß es nur erst noch weiter ausbilden; es ist mir aber so sehr dabey aufgefallen, wie es mir an Grammatik fehlt, daß ich mir auf diesen Monat eine Stunde bey dem Professor Köchy nehmen werde, was schon eingerichtet ist, sonst wollte ich Dich gern um Deine Einwilligung dazu bitten. Es ist doch eine Stunde mehr, wo ich vergessen kann, daß im Dachstübchen kein Freund mehr für mich wohnt – obwohl Du nicht denken mußt, daß ich so kleinlich im Entbehren verfahre. Das Dachstübchen hast Du Dir wohl fast wieder gewünscht, ehe es heimathlich in Deinem jetzigen großen kostbaren Gemach geworden ist.

Gute Nacht. Es regnet heftiglich.

Freytag früh. Lieber Freund, Du erwähnst Niethammers Vorschlag wegen des Hauses so, daß ich ohne die ganz kleine Note, die ich kaum lesen kann – denn ich bin noch nicht gewiß, ob es heißt: mein Plan mit Euch dünkt mich recht gut oder

[1] Der Verleger des „Athenäum". Es handelt sich um eine schon lange geplante „allgemeine Kritik der sämtlichen Wielandischen Werke". – [2] Der Bildhauer Friedrich Tieck (damals in Paris) sollte das Grabmal Augustens schaffen.

nicht gut – nicht wissen würde, was ich damit machen sollte. Gewiß thu ich keine Schritte ohne Dich – wie kannst Du es glauben? Aber Du mußt mir mehr sagen, lieber Wilhelm. Was ich Dir zu sagen habe, ist jetzt blos das – ich kann niemals Schelling als Freund verläugnen, aber auch in keinem Falle Eine Gränze überschreiten, über die wir einverstanden sind. Dies ist das erste und einzige Gelübd meines Lebens, und ich werde es halten, denn ich habe ihn angenommen in meiner Seele als den Bruder meines Kindes.

Dadurch daß ein verrätherisches Geheimniß zwischen uns wegfält, gewinnt alles eine andre Gestalt, zuerst für uns selbst, und diese Sicherheit geht in die Umgebungen über. Ich glaube daher nach Jena gehn zu können.

Fällt es Dir nicht auf, daß mir Friedrich nicht antwortet? Mangel an Zeit und dergl., Du fühlst es gewiß, kann in einem solchen Fall nicht gelten, und gegen mich nicht. Es wird ihm sehr schwer, und schwerer noch selbst, scheint es, als mein unwilliger Verdacht reichte. Er muß es sich selbst bewußt seyn, daß er mich hat unter einen Gesichtspunkt stellen wollen, dem sein eignes Innres widerspricht. Wenn er nicht bald antwortet, so wünsche ich, daß er Dir meinen Brief an ihn versiegelt zurückschickt, und werde Dich bitten es zu begehren.[1]

Mein bester lieber Freund, ich will Dich nicht gern stören, aber Du mußt es nicht scheuen mir auch einmal aus dem Gemüth zu schreiben – denn nicht wahr, es giebt doch ein Gemüth, ob Du schon die thörichte Leidenschaft verspottest?

An Schelling 6. März 1801

Ich werde heute noch einen Brief von Dir bekommen, dem ich gern ruhig entgegensehn möchte, aber mein unruhig schlagend

[1] Carolinens Brief, von Friedrich als „das letzte Wort an einen Freund, der es nicht mehr ist", von Wilhelm als gutmütig übereilter Schritt zur Annäherung bezeichnet, wurde nach langen Auseinandersetzungen an Wilhelm ausgeliefert. Vgl. auch den Anhang.

Herz kann nicht. Nur bin ich entschlossen es meinem Freunde nicht wieder zu geben, wenn er mir zürnet, und vielleicht schicke ich dieses noch ab, ehe ich das andre erhalten kann. Ich liebe Dich herzlich, Du magst mich auch kränken, bekümmern und misbilligen, nur mußt Du mich nicht hassen, und wenn Du es zu thun glaubst, so abolire[1] ich es im voraus, sehe es als Nichtgeschehn an, und verfahre mit mir darinn nach Deiner Liebe. Gott nehme Dich in seinen heiligen Schutz.

O du Lieber, weine nicht, ich bitte Dich mit Thränen darum. Wird alles, was ich Dir seitdem sagte, wird es Dich gar nicht beruhigt, getröstet haben? Hast Du nicht darinn gefunden alles, was Du Dir als Milderung wünscheſt? Mein Herz weiß ja gar nichts mehr vom lezten Anstoß, es erkennt ihn selbst als zufällig, und die jetzige Entscheidung als die einzig wahre unsrer Liebe an, die aus ihr hervorgehn muste, die unser ewiges Bündniß allein fest bestimmen konnte seiner Art nach. Schelling, es ist unsäglich, wie Deine Wehmuth meine Brust zerreißt, ich könnte Deinen Brief nicht noch einmal lesen; er kam früher wie gewöhnlich, ich wußte kaum von mir selbst, wie ich ihn öffnete. Ich liebe Dich so, daß ich meyne, es müste Dich heilen können. Übereile nichts — im Verlauf des nächsten Monats seh ich Dich und bleibe den Sommer in Jena, also bitte ich Dich um meines Glückes willen auch zu bleiben. Ich habe mich der Hofnung und meiner ganzen Zärtlichkeit hingegeben, nachdem ich einmal zu einem festen Punkt an mir gekommen war, der mich muthig machte, weil er mir alle Entweihung der Menschen fern hält. — Zu triumphiren — dazu sollen unsere Feinde keine Gelegenheit finden, glaube es mir. — Wenn Du während der Ferien eine Reise machen könntest zu Steffens, wo nicht mit ihm, bey Deiner Rückkunft fändest Du mich.

Alles Heil erwarte ich von Dir und es muß uns beyden werden, wenn wir uns nicht fernerhin von einem stürmischen Ge-

[1] = setze außer Gebrauch, kassiere.

fühl regieren lassen. Meine Seele nährt sich von der Gewißheit eines baldigen Wiedersehns. Ich befinde mich wohl und will nicht zu meinem Bruder reisen um mich recht zu schonen. Leb wohl, wohl, ich trenne mich auch von diesem Blatt nur um mich zu erholen. Versäume Dich nicht in Deinen lezten öffentlichen Geschäften, und wenn Du augenblickliche Erquickung bedarfst, so geh zum Goethe – er weiß, daß Du sie brauchst.

An A. W. Schlegel 16. März 1801

Mein lieber Wilhelm, ich habe wieder einen heftigen Stoß erlitten, das kannst Du Dir denken. Es ging fast über meine Kräfte so erinnert zu werden und den Schmerz mit anzusehn. Gestern früh sind es 8 Tage, daß ich das schöne liebe Kind ⟨den kleinen August Wiedemann⟩ der Mutter, die es angekleidet hatte, abnahm und es nicht auf den Armen erhalten konnte, so munter war es. Eine halbe Stunde darauf wurde es schreyend in die Stube gebracht, und erst im Tode entschlummert wieder herausgetragen. Die Form der Krankheit schreckte mich so gewaltsam, daß ich es ruhiger habe sterben sehn, als ich das erste Blut erblickte, denn Wiedemann wird Dir wohl geschrieben haben, daß es sich wie eine Ruhr äußerte. Mir war, als ob die Gefäße des Blutes in meiner Brust alle reißen müsten, da dieses Todeszeichen vor meine Augen kam. Ich ging herauf und war untröstlich und lief wieder hinab um zu trösten. O wie sehr fehltest Du mir – ich hätte mich doch etwas bey Dir beruhiget. Der Tag verging in Hülfleistungen, in der Nacht hörte ich das Schreyen des Kindes. Am Montag gegen Abend faßten wir alle Hoffnung, da der Blutverlust gänzlich nachgelassen hatte. Kaum war ich aber nach Mitternacht eingeschlafen, als Luise mich rufen ließ in ihrer höchsten Angst, damit ich ihr nur bestätigen oder widerlegen sollte, ob es sich so zum Schlimmen verändert habe, wie sie es sah, aber ehe ich nur heruntereilen konnte, zweifelte sie gar nicht mehr, und ich fand sie zum Erbarmen auf der Erde liegend und Gott und Menschen um Hülfe anflehend

– ach Wilhelm! Wir mußten sie nur gleich wegbringen – darauf nahm ich das Kind, das mit seinen starren schönen Augen, die dann plötzlich hin und her funkelten, mich anblickte, in die Arme. Wiedemann kam noch mit der Hoffnung herbey, Luisens Angstlichkeit hätte übertrieben, aber ich sagte ihm gleich: hier ist die äußerste Gefahr. Er war hin, und kaum fähig sich auf Mittel zu besinnen. Wir brachten das Kind in ein Bad mit Wein, dann Umschläge von Wein – der Zustand veränderte sich nicht mehr, aber es war still, nur zuweilen kleine Anwandlungen von Angst, es schluckte alles hinunter, es bewegte den Kopf noch wie mit Bewustseyn. Hoffnung konnte mir nichts mehr geben, ich ließ es bis an den Morgen nicht von mir, denn theils war es nöthig, weil die andern nicht im Stande waren, die Mägde mit Anstalten beschäftigt, theils dacht ich mich durch diese Art von Thätigkeit und naher Gegenwart noch am ersten aufrecht zu erhalten. Um 7 Uhr kam Himly ⟨bekannter Arzt⟩ und mit dem hielt ich es noch eine Viertelstunde lang in einem abermaligen Bade mit Wein, das aber den Puls nicht mehr heben wollte, und doch hielt Himly die Rettung wenigstens nicht für unmöglich. Es kamen viele Freunde und Bekannte, das hielt Luisen hin in einem andern Zimmer, denn seit 4 Uhr Morgens, wo das Kind doch noch an ihrer Brust trank, war sie nicht fähig den Anblick zu ertragen. Der Vater sah todter und bleicher aus wie sein Kind, es mußte dem Gleichgültigsten ins Herz schneiden. Zwischen 2 und 3 Uhr Nachmittags hörte es auf zu athmen, es erblich ohne Röcheln und ganz still. In dem Blicken der Augen schien noch bis kurz vorher eine Meinung zu seyn, besonders drehten sie sich überwärts nach der Wand über den Sopha, und das Mädchen sagte, es sieht nach dem Bilde; Du erinnerst Dich, daß dort ein kleines Bild von Auguste hängt, das einzige in einem goldnen Rahm, und ein Wiederschein der Sonne hatte die Stelle erleuchtet. Ja, er ist nun, wo sie ist, und in der Nacht drückte ich ihm auch einen Kuß auf die Lippen, daß er ihn ihr bringen sollte. Dortchen, die in Thränen

zerfloß, sagte in ihrer Noth auf plattdeutsch, o Du lieber Gott, es wäre Dir ja eine Kleinigkeit, wenn Du ihm helfen wolltest. Ja, eine Kleinigkeit, aber vom Anbeginn unmöglich. Ach wenn er sich erweichen lassen könnte! — Eine Erleichterung ist den Eltern, dem Vater vorzüglich, geworden; er schien wie von der Verzweiflung entbunden, da die Öffnung des kleinen Körpers zeigte, daß keine Hülfe, keine Vorsicht das Kind retten und bewahren konnte, wie er Dir gemeldet haben wird. Er wurde ordentlich heiter. Ein schönes Trugbild ist uns der herrliche Knabe gewesen, und stumm wie ein Bild ist er mit seinen göttlich sprechenden Augen aus der Welt gegangen. Ich war aufs äußerste gespannt auf die Wirkung aller Mittel, die keine andern waren, als welche Auguste bekommen hat, Opium war das erste.

Daß ich den Folgen nicht entgehn konnte, war nur zu begreiflich, ob ich mich schon an den Tagen selbst mit besondrer Stärke täuschte, aber am Mittwoch Morgen erwachte ich sehr krank, und um Mittag kam ein Anfall, so heftig wie ich ihn noch nicht gehabt hatte, die Zähne schnatterten mir fürchterlich und er endigte sich mit einer Blutergießung; zwey Tage blieb ich im Bett; im Hause ängstigte es sie schon, ich würde auch nicht wieder aufstehn. Ich lebe indessen noch, nur mit erneutem Gefühl, daß es in der That nicht der Müh werth wäre, mit mir um die Verwendung dieses armen Lebens noch zu handeln, und ich danke Dir, lieber Wilhelm, daß Du es auch nicht thust.

Philipp hatte mich von neuem sehr ermahnt noch zu kommen; von Zelle aus läßt er mich abholen und wollte mich nebst seiner Familie wieder herbringen, um dann die Mutter mitzunehmen, die sich nicht zu der Reise nach Jena entschließen kann und auch sehr gut bey ihm sich befinden wird, der ihr zugleich Arzt seyn kann. Sie hat mir frey gestanden, sie könnte doch den vielen Witz nicht vertragen (wie man Erbsen und Linsen nicht verträgt) und wir hätten lauter witzige Menschen um uns und sie würde sich in so fern in Jena deplacirt finden. Wir wollen ihr das nicht übel nehmen; wenn einer so alt geworden ist ohne Witz,

so läßt ihm sich diese Kost nicht mehr zumuthen. Dir ist sie denn doch gewiß nicht abgeneigt, und Deiner Handthierung.

Dein Spott über meine arkadischen Projekte hat mich ergötzt, so krank ich war, so wie auch der Tugend Zwickmühle, und was ich mir für Mühe gegeben Dir in Deinen „gewissen Zwecken", zu denen Du Philippe et Georgette[1] brauchst, behülflich zu seyn, hast Du gesehn. Werden die Arien hinreichen? – Du kannst ja den übrigen Text selbst dazwischen machen. Ich seh es wohl, mein lieber Bösewicht, die gewissen Zwecke werden Dir Zeit kosten. Nun, ich will nicht darüber zürnen. Im Gegentheil, ich habe eine wahre Zärtlichkeit für Unzelinette, und vermuthlich hege ich nur gegen Deine großen Liebschaften eine Art von Widerwillen. Vergiß das Tuch nicht, um das ich Dich für Luise gebeten. Unzeline kann es ja aussuchen. Es giebt doch Niemand in Berlin, der mehr Geschmack hätte.

An A. W. Schlegel 26. März 1801

Der Besuch von ⟨Ludwig⟩ Tiek, den Du mir anmeldest, erfreut mich sehr, sage es ihm recht herzlich von mir. Aber was mir nicht gut deucht, sondern die Wahrheit zu sagen etwas verdrossen hat, ist, daß sich Friedrichs meiner Stube, worinn mein eignes Bildniß hängt, bedienen um Feten darinn zu geben. Ich hoffe zwar, mein allerliebster Schlegel, daß sie Dir es vorher gesagt haben – allein ich finde es denn doch nicht delikat von Mad. Veit, da gar keine Nothwendigkeit sie dazu drängte, sie haben in ihrer Wohnung ein Zimmer, das eben so groß ist, und was die Sachen betrift, die sie gebraucht haben, so ist denn doch das Tischzeug und Porzelan, das so schon genug durch den Gebrauch zusammengeschmolzen ist, mein kleines absonderliches Eigenthum, und kurzum beym nächsten Doktorschmause will ich es nicht hergeben, besonders wenn Du es mir nicht offiziel noti-

[1] Ein französisches Singspiel, das Caroline übersetzte und das Wilhelm beim Berliner Theater anbringen wollte, wohl mit einer Glanzrolle für Friederike Unzelmann.

fizirest. Und wenn das auch alles nicht wäre, ich bleibe dabey, es ist undelikat, und gewiß, mein Bild mag seine Lippen ein wenig dazu aufgeworfen haben.

Von diesem Doktorwerden habe ich außer dieser Partikularität durch andre Wege, hiesige studirende Jugend, erfahren, was Dir Friedrich wohl selbst gemeldet hat, daß er mit dem miserabeln Tänzer und stattlichen Theologen Augusti, den ihm die Facultät boshaft als Opponenten aufgedrungen hat, sehr hart an einander gerathen ist, und daß darauf eine ganz lütje Minorität dem Friedrich eine Musik gebracht und eine breite Majorität dem Augusti. Dummes Zeug. Schelling hat mir von der Sache nichts wissen lassen, blos die Theses hat er mir geschickt, die habe ich fein und frey übersetzt, aber ich zeige es niemand.

Goethe ist ein wenig sonderbar in seiner Antwort.[1] Barbarisches Land – Kreuzwege – was ich noch von Ländern gesehn habe, ist wenigstens eben so barbarisch gewesen, und ein Denkmal gehört unter dem freyen Himmel, und wenn wir an einem Kreuzwege eins treffen, so erfreuen wir uns daran. Wahrlich ich glaube, er will alle Kunst in das Weimarische Land ziehn. – Meinem Gefühl nach hieße das mit seinen Schmerzen spielen, was er vorschlägt; sein herrlicher Saal der Erinnerung im Wilhelm Meister ⟨Buch VIII, Kap. 8⟩ ist ebenfals ein solches Spiel. Ich habe für mich keine weitre Idee bey dem Monument, als die ich bey einem Kleide gehabt haben würde, das ich so schön wie möglich für das liebe Mädchen während ihres Lebens ausgesucht hätte um ihre liebliche Gestalt zu schmücken – ich denke nur an ihr Wohlgefallen, wenn sie irgendwo, wenn sie an der friedlichen einsamen Stäte, wo sie ruhet, ein solches

[1] Goethe, gleich Heinrich Meyer von W. Schlegel über ein Grabdenkmal für Auguste befragt, hatte sich gegen ein Denkmal im Freien ausgesprochen, da er „es für sündlich halte ein Kunstwerk, das gut und schön werden soll, in ein barbarisches Land, unter freyen Himmel zu relegiren, besonders in der jetzigen Zeit, wo man nicht weiß, wem Grund und Boden im nächsten Jahre gehören wird."

Denkmal gefunden hätte. Also laß uns dabey bleiben, Meyers Gutachten aber befolgen.

Abends. Ich bin auf Deine Romanze begierig — ja, wenn Du Zeit gehabt hättest und den ewigen Juden machen können — Du hast ihn doch nicht vergessen? — dann solltest Du mir wohl den Preis davon tragen. Du verkündigest mir allerley neue Evangelien von Knioch und Mnioch.[1] Was wird es denn seyn? Werdet ihr nicht etwa bald einmal eine Zählung eures Volkes vornehmen? Bald hätte ich gesagt, Friedrich hat in seinem Herkules[2] dergleichen unternommen — doch Du möchtest nicht Spas verstehn und ich habe die Schwachheit — was Du auch davon denken mögest — Dich nicht gern böse zu sehn, mein freundlicher Wilhelm. Aber im Ernst, ich dachte, die Elegie sollte Lessingen ganz besonders gelten — nun hast Du aber recht, sie drückt ganz besonders Friedrich Schlegeln aus. Ich danke Dir, daß Du sie mir geschickt hast; Du must jedoch jetzt nichts weiter von mir darüber wissen wollen, als daß Du recht gut gegen mich bist. Du bist es auch in dem Wunsche Friedrich und Schelling wieder näher gebracht zu sehn. Allein, lieber Freund, weißt Du denn auch, ob es Friedrich selbst wünscht und wünschen kann? Ob manche Dinge nicht unwegräumbar sind? — Gern werde ich Tiek zu allem die Hand bieten, aber nur kein künstliches Verhältniß zu erzwingen, wo gar keins dieselben und bessre Dienste thut. Es wird mich freuen mit Tiek aufrichtig sprechen zu können. Glaube auch nicht, daß ich je von ihm unwohlthätige Einflüsse für Dich und mich besorgt habe — ich hatte immer den Gedanken, daß er ihrer nicht fähig wäre.

Freytag früh. Mir ist heut viel besser und es bleibt bey der Reise ⟨nach Celle und Harburg⟩, ob ich es zwar nicht eher glauben werde, bis ich es sehe, und auch dann nicht recht, so wenig Trieb

[1] W. Schlegel bereitete mit L. Tieck einen Musenalmanach auf 1802 vor, in dem von ihm die Romanze „Fortunat" und „Die Warnung" (= Der ewige Jude), ferner u. a. ein Zyklus von J. J. Mnioch erschien. — [2] Elegie am Schluß des Lessing-Aufsatzes in den „Charakteristiken".

ist in mir. Mit der Mutter haben wir wegen ihrer Niedergeschlagenheit rechte Noth, sie gleicht darin dem Vater. Daß nun so mancherley geschehn soll, ängstigt sie, selbst daß ich nun weggehe, ob sie mir gleich am meisten deswegen zugesezt hat.

Wenn ich Dich wiedersehe, wird alles ruhiger seyn, und die verschiednen Einrichtungen sich gefügt haben. Bleib ja nicht zu lange aus. Bleibe gesund und mein guter lieber Freund.

Harburg

An A. W. Schlegel 4. April 1801

Die Eile war das Beste von der Reise, denn hilf Himmel welch ein Land! Ich wurde seekrank von dem einförmigen Anblick der Heide und des Himmels, und so geht es doch von Braunschweig bis hieher 18 Meilen in Einem fort, dürre braune Heide, Sand, verkrüppelte Bäume mit Moos und Schimmel überzogen, alle Meile ein Dorf statt Meilenzeiger, das recht aus dem nehmlichen Boden hervorgewachsen zu seyn scheint. Auch hier sind die Ufer nichts weniger wie schön, und der Anblick von Hamburg wirkt blos in der Idee. Übermorgen werd ich es in der Nähe sehn. Wir hörten diesen Nachmittag drüben kanoniren; man ist hier gespannt auf jeden Ton, wie Du denken kanst.[1]

Lieber, schreib mir nun nur oft. Ich bin so sehr unruhig. Ich will sehn, ob ich in Hamburg andres Sinnes werde; Harburg wills nicht thun. Auch die Elbe nicht. Mir ist, als wäre ich so draußen im Norden. Und was man hier vom Kriege hört, ist so barbarisch gegen unsre romantischen Kriegsszenen in Franken.

Schelling schreibt mir, daß Hardenberg sehr schlecht ist, daß Starke ihn aufgegeben hat.

Wie Niedersachsen, sowohl hier als in Zelle, beschaffen ist, versteht sich von selbst. Man weiß von nichts. Man wundert

[1] Vorgehen der Nordischen Konvention gegen England-Hannover.

sich besonders, wie die Schriftsteller Bezahlung finden, und wer in aller Welt ZB. Fichtens Bücher nur ließt. Lauter blindes Heidenthum, aber ohne Götzenbilder.

An A. W. Schlegel 10. April 1801

Hardenberg ist also in Ruhe, wohin meine Seele auch so gern gelangen möchte. Er ist sehr glücklich, aber die arme Julie.

Mein Freund, bleibe doch ja gesund. Sey nicht böse auf mich und nur so gerecht gegen mich als nachsichtig gegen andre. Sey mir gut, lieber Freund, ich bin wahrlich recht gut. – Ich will keine langen Briefe, nur Nachricht von Dir. Geld brauche ich auch nicht früher als in Jena. Blos gute Worte. Adieu, Du Bester.

An Schelling 12. April 1801

Wenn Dir meine Sehnsucht Freude machen kann, so darfst Du triumphiren, denn sie zerreißt, sie verzehrt mich, ich muß eilen dieses zu enden. Drum sind auch alle weitern Plane dahin abgekürzt, daß ich dann vor Ablauf des 24sten in Jena bin. Wenn es Dich nur nicht eben im Anfang der Kollegia stört. Sey stark, mein Freund, ich will Dich nicht anders sehen, anerkennen, lieben.

Hardenberg ist hinüber gegangen, sehr sanft. Schlegel schreibt es mir, Friedrich hat ihn sterben sehn.

Gott behüte Dich, bis ich Dich behüten kann, Du über alles geliebter Freund.

An A. W. Schlegel 14. April 1801

Ich kann erst Übermorgen von hier gehn, aber ich rechne gewiß darauf vor dem 24sten in Jena zu seyn, das ist vermuthlich schon zu spät um Tiek zu logiren, allein doch hoffentlich nicht ihn zu sehn. Sehr ungern würd ich dieses entbehren. Ich schreibe ihm dorthin.

Meine Ungeduld macht mich krank und dieses ungewohnte realistische Leben. – Was ich nun versäume, muß ich den Göt-

tern anheim stellen. Fast wieder Willen bin ich hieher gezogen, und ganz wieder Willen bin ich hier in diesem Augenblick, denn was ich in Jena vielleicht sprechen und thun könnte, wäre doch besser als dieses unbestimmte Geräusch um mich her, als die tausend lächerlichen Nachrichten, und das Ebben und Fluten von hunderterley Erwartungen.

Wenn mir mein Befinden, das mich zwischen wirblichter Lebhaftigkeit und Ermattung hinhält, eine genauere Benutzung meiner Zeit erlaubt hätte in Hamburg, so würde ich noch mehr haben sehn und hören können, doch hab ich völlig genug. Ich würde Klopstock gesehn haben – Meyers[1] hätten ihn nehmlich zu einem Souper, das sie gaben, eingeladen, wenn nicht seiner Frau Schwiegertochter so eben in seinem Hause gestorben wäre in Wochen. Ich habe so gut wie nichts verlohren an und für sich, nur einen Auftritt mehr, Dich damit zu unterhalten, mein lieber Schlegel – es hätte indeß auch schlecht ablaufen können, obwohl er ein guter alter Mann seyn mag.

Schiller ist bis auf den 5ten Akt mit Wallenstein[2] fertig; vielleicht werden nun aus dem 5ten wieder so viel wie vorher. Du bist schlecht, daß Du mir nur das große Geheimniß vertraust, weil ich in Böotien sitze. Böser, habe ich je etwas verrathen – auch in Athen weiß ich zu schweigen, wenn alles mich zur Rede lockt.

An Schelling 16. April 1801

Ich gehe mit diesem Brief zugleich hier weg, aber ich habe ausgerechnet, daß ich zu spät in Braunschweig ankomme um von dort aus Nachricht von mir zu geben, die früher ankäme wie ich. Also hier mein Leztes, so Gott will. So genau es sich bestimmen läßt, gedenke ich wohl vor Ablauf des 24sten in Jena zu seyn – aber mäßige Dein Erwarten, liebster Freund. Bleibe still, bis ich Dich rufen lasse, wenn es nur irgend Dir möglich

[1] Kanonikus J. J. L. Meyer, seit 1785 mit Carolinens Schwägerin Friederike Böhmer verheiratet. – [2] Eine Theaterbearbeitung für einen Abend.

ist. Ich bitte Gott selbst um Geduld für diese kommenden 8 Tage und eine Reise von 43 Meilen. Ich gehe mit bebender Eile vorwärts. – Schlegel treibt mich selbst. Du weißt, daß Tiek kommt. Bin ich da, so wohnt er bey mir, findet er mich nicht, so hat ihn Friedrich dringend eingeladen, und Schlegeln scheint es lieber zu seyn, wenn er mich träfe. Ist er da, so halt ihn wenigstens zurück, bis ich komme, halt ihn ernstlich zurück. Und übrigens darfst Du gewiß sehr offen mit ihm sprechen. Was Du ihm absonderlich über die Veit zu sagen hast, wird bey ihm wohl einen willigen Glauben finden. Brich Deine spröde Schale und sey Du selbst. Sey ganz Du selbst und bey Dir selbst, wenn ich Dich an mein Herz nun bald, bald drücke.

Jena

An A. W. Schlegel 24. April 1801

Sieh dieses Datum, mein lieber Schlegel, ich bin seit gestern Abend hier. Wie hätte es mich aufgerichtet Dich hier zu finden. Ich habe mich stark gemacht auf alle Weise, aber diese Bemühungen zehrten auch alles in mir auf, selbst die traurige Freude Schelling wiederzusehn. Er sieht sehr übel aus, aber er ist sanft und vernünftig. Erst diesen Morgen ließ ich ihm meine Ankunft wissen, ob wir schon ziemlich früh gestern kamen um 7 Uhr. Zu Friedrich muste ich noch in Geschäften schicken. Die Veit ist in Leipzig. Fr. schrieb mir diesen Morgen beykommende Zeilen. Ich nahm ihn an, er fand Schelling bey mir, der kurz zuvor gekommen war. Für eine gleichgültige Conversazion war alles auf den besten Fuß, wir haben den Modum der Ermordung Pauls ⟨des Ersten von Rußland⟩ abgehandelt. Eine Gelegenheit, die ich ihm gab mit mir allein zu reden, wenigstens zu sagen, daß er es wünsche, nutzte er nicht, vielleicht weil er sich nicht recht besann, denn er war so träumend, gar seltsam nach seiner Weise. Ich kann nun nichts weiter thun, als nicht

laut werden über den mir ganz unerwarteten Grad von Verwahrlosung alles dessen, was ich ganz zuverlässig unversehrt zurückließ, auch Rose, wie sie versichert, deren Sanftmuth ganz in Harnisch gebracht ist, zumal da ihr ihre leibliche Schwester auch solche Streiche gespielt, ihren Koffer erbrochen und ein seidnes Kleid herausgenommen hat, um damit Gevatter zu stehn. Dieses ist eine rechte Komödie – ich mache es dazu um mich nicht zu ärgern, denn arg ist es. Ich erspare Dir gern das Detail. Alles Geräth ist immer hin und her getragen worden, so wie die Veit etwas gebraucht hat. Beträchtliche Stücke fehlen noch gänzlich. Du würdest lachen, wenn Du sähest, wie sich Rose eräschert. Ich will nun die Trümmern zusammenlesen und Dir die Stätte bereiten, Du kanst Dich auch darauf verlassen, daß ich mich aller Weiblichkeit entschlagen werde – wenn Du aber wieder sagst: thue die Kleinlichkeit von Dir – so fürchte ich, Du wirst es doch selbst in punkto des Verlustes ernsthaft finden müssen. Da in unser Departement diese Kleinlichkeiten gehören, so ist es nicht klein sie zu achten.

Wenn ich Zeit hätte, Du liebster Freund, so wollte ich es gar nicht erwähnen, aber es ist mir in der Eile und Wirblichkeit aus der Feder gelaufen. Laß es wieder laufen. Aber bleib nicht lange weg, sei Deiner Freundin gut, ich will alles thun um Dir eine angenehme Existenz zu machen, bleibe jezt stille und hoffe auf Dich.

Ermüdet finde ich mich sehr, am meisten vom Sorgen und Besorgen, mein Kopf brennt davon, verzeih die Unordnung dieses Briefs, den ich doch gern noch schreiben wollte.

Aber ein schöner Frühling wird kommen und viele Gänge grünen schon, wo Du den Tristan dichten kannst.

An A. W. Schlegel 27. April 1801

Ein wenig komme ich zu Athem, aber es ist noch nicht recht viel. Zu einer großen Herzstärkung würde es mir gereichen bald von Dir zu hören. Ich schreibe Dir heut besonders deswegen

wieder, damit Du Dir nur wegen des Geldes keine übereilte Sorge machst nach meinem lezten Schreiben. Ich kann wenigstens so viel ich brauche von Schelling bekommen, was ich damals noch nicht wuste und fast bezweifelte, da es im Anfang des halben Jahrs war.

Wir haben gestern Sontag Nachmittags Deine lezten Gedichte zusammen gelesen. Das Feenkind ⟨auf Friederike Unzelmann⟩ hat ihn sehr bezaubert – mit dem Juden ⟨„Die Warnung"⟩ ist er nicht so unbedingt zufrieden, er findet die Farben in den Freveleyen der beyden etwas zu stark und eine kleine Übertreibung in der That des Juden selbst, der nach der Sage (er ist in derley Sagen sehr erfahren) Jesus nur vor der Thür seines Hauses, wo er auf einen Stein zu rasten gedachte, wegwies, ohne ihn weiter wehe zu thun. Einigermaßen möcht ich wohl hierin mit ihm übereinstimmen. Aber alles, was den Juden bezeichnet, ist doch sehr gut und im rechten Styl, auch bin ich ganz mit der Eröffnung der Szene und ihrer Simplicität zufrieden; Schelling wollte eine reichere Composizion. Er spricht von einen ewigen Juden des Schubart, der aber wohl etwas gräulich seyn mag. Übrigens giebt es keinen lebhafteren Verehrer Deiner Muse als Schelling. Ich muß diese Kotzebuiade[1] zum hundertstenmal hören; er behauptet eine eigne Form im Vorlesen einiger Stücke derselben zu haben, die er auch Goethen vorgelesen, der das erstemal an der Reisebeschreibung, die er bey Tische zur Hand nahm, schier erstickt ist, denn es blieb ihm während des Lachens ein Bissen im Halse stecken.

Friedrich kommt nicht zu mir und ich begreife es wohl. Wir sind in einer höflichen Correspondenz offner Zettelchen mit einander über Tische und Betten und Feuerzangen ꝛc. ꝛc., die ich

[1] W. Schlegels Satire „Ehrenpforte und Triumphbogen für den Theater-Präsidenten von Kotzebue bei seiner gehofften Rückkehr ins Vaterland" (aus Rußland nämlich, wo er erst unschuldig nach Sibirien verbannt, dann zum Direktor des deutschen Theaters in Petersburg ernannt worden war). Schlegel rächte sich so für Kotzebues „Hyperboreischen Esel".

alle erst dort hervorlocken muß. Es thut mir recht leid ihn damit zu behelligen, aber ich warte mit Willen nicht, bis sie wieder da ist, um blos mit ihm zu thun haben. Rose spricht, sie bedauerte ihn recht, Mad. Veit wären doch allein Schuld – und daran ist kein Zweifel. Sie fand hier bis auf die geringste Kleinigkeit alles zu ihrem Empfange bereit, und hat nicht einmal so viel Rechtlichkeit die gebrauchten Sachen vor meiner Ankunft wieder alle ins Haus tragen zu lassen. Das Clavier ist gänzlich von Staub und Flecken innerlich und äußerlich bedeckt.

An A. W. Schlegel 5. Mai 1801

Wir fuhren am Sonnabend nach Weimar. Die Gotter schrieb mir, sie würde am Sonnabend Cecilen hinbringen, und bat herzlich um eine Zusammenkunft, also ging ich hin, nicht aus bloßer Lust den Don Juan und den Bassisten Gern zu hören, das war indeß eine wohlgefällige Zugabe. Schelling ritt erst spät hinüber, weil ihn seine Correkturen fest hielten, er kam grade zum Schauspiel. Julchen ⟨Gotter⟩ war nicht mitgekommen, sonst hätte ich sie vielleicht mit mir herübergebracht, sie hat auf nächstens eine Aussicht herkommen zu können, und ich habe mich der Einladung nicht enthalten, weil sie Dir doch auch ein angenehmer Gegenstand im Hause seyn wird. Im Winter könnte ich sie immer zu mir nehmen, und wenn Du kommst, wollen wir solches weiter besprechen. – Àpropos mit dem Kommen sieht es mislich aus. Du wirst doch nicht verrätherisch an mir handeln und gar nicht kommen, oder etwa erst Michaelis? Wenn Du nur mit Unger und dem Shakesp.[1] in Ordnung bist – dichten und übersetzen kannst Du hier. So seh ich es an, aber ich darf nicht in Dich dringen – ich habe Dir nichts zu bieten – und wer weiß, was den Freund hält, wenn er gleich

[1] Schlegel hatte mit dem Verleger Unger wegen angeblich unberechtigten Neudrucks Streitigkeiten, die schließlich zum Abbruch der Schlegelschen Übersetzung führten.

so exemplarisch im Thiergarten lebt. Ich will es nur noch so eine Weile mit ansehn und Dir weiter erzählen – daß ich nun mit Gotters in eine Loge ging und Luft und Raum etwas enge fand gegen unsern alten großen Guckkasten in Braunschweig und den neueren und eleganteren in Hamburg, auch das Spiel der Minen und Geberden, und das Ensemble sehr leblos gegen unsre Franzosen. Ich sah wenig hin und hörte nur; eine so schöne Stimme wie die der Jagemann und des Bassisten waren mir lange nicht vorgekommen, überhaupt keine so musikalische Musik. Diese abgerechnet war aber der eigenthümliche Geist dieses Schauspieles wahrlich noch mehr in unserm Stück des Corneille[1], das einmal für uns allein aufgeführt wurde, zu finden, als er hier sich blicken ließ. Don Juan war gar schlecht. Übrigens erfahre hiemit als ein tiefes Geheimniß, das Schillers nächstes Stück ein Don Juan seyn wird. Er hat es Schellingen offenbart, daß er eben da an der Säule stehe um die Studien dazu zu machen. Sieh nur, wie der Mann sich in die Popularität hineinstürzt wie sein Taucher in den Schlund der Charybdis. Man muß doch sehn, ob er nicht Einmal wird den Becher herausbringen – zulezt muß er seinen Untergang dabey finden, daran ist kein Zweifel. Die Aufregung ist zu groß, und die Seeungethüme werden ihm keinen Frieden lassen.

Goethe war in die Stadt gekommen den Tag und suchte Schelling auf in Schillers Loge, weil er ihn bei sich behalten wollte; dieser schlug es aus, weil er mit mir zurückführe. Darauf hat er sich denn sehr freundlich nach mir erkundigt und mich grüßen lassen. Nachher grüßte er mich aus dem Parterre. Schelling hat ihm vom Nicolai[2] gesagt, was ihm Spaß machte und er sich gleich ausbat. Wir haben ihm das Exemplar geschickt, was ich mir von Friedrich habe ausgebeten in dieser Woche.

[1] Verwechslung mit Molieres „Dom Juan"? (E. Schmidt). – [2] Fichtes von W. Schlegel eingeleitete Streitschrift „Friedrich Nicolais Leben und sonderbare Meinungen".

Gestern früh kam Friedrich ins Haus um ein Buch von Deinem Zimmer zu holen; ich ließ ihm hinaus sagen, er möchte nachher zu mir kommen; er kam also und ich gab ihm den Brief und sprach mit ihm von den andern Geschäftssachen. Er war ungemein beklommen, obgleich niemand da war wie lezthin, der ihn möglicher weise geniren konnte. Kein Wort von meinem Briefe, oder irgend eine Annäherung, er konnte nur einige leise Töne mit mir wechseln. Er sah Augustens Bild stehen mit dem Schleyer bedeckt und ich nahm wahr, daß er es ahndete, aber er hob diesen Schleyer nicht, so wenig wie den, der über unsern Verhältniß liegt. Schreib mir, ob er sich denn auch gegen Dich nicht erklärt. Du mußt mir zugestehn, daß ich alles gethan habe, und glaub mir auch, mein Freund, ich hege keinen Haß, und Du thust mir sehr Unrecht je von Spötteln und dergl. geredet zu haben. Was ich gegen ihn habe, werd ich auch gegen Dich, ohngeachtet Deiner großen Partheylichkeit des Momentes — denn auch in Dir, redlichster aller Freunde, sind die Partheylichkeiten vorübergehend — immer freymüthig sagen. Ich konnte nie aufhören freymüthig seyn zu dürfen.

Auf wessen Seite das Unedle und besonders die Gemeinheit ist, wird Dir nicht entgehn nach einiger Zeit; ich beschuldige Friedrich nicht von dieser Seite. Ich habe ihn jetzt wieder aufs schonendste behandelt, da ich gezwungen bin, über die häuslichen Dinge mit ihm zu verkehren und täglich noch Sachen von dort abholen zu lassen. Er ist selbst doch unruhig darüber, und von nun an lasse ich alles gut seyn. Ich hab es nicht erwähnt, daß sich kein Glas mehr im Hause findet, daß das Porcelan so eingeschmolzen ist, daß ich nicht 2 Fremde über unsre gewöhnliche Zahl mehr würde bewirthen können — ich nehme es an, als habest Du ihnen den Gebrauch aller Sachen, als wenn es ihr Eigenthum wäre, zugestanden. Laß Dir auch jetzt weiter nichts merken. Die Veit ist noch nicht wieder da.

Hier schickt Dir Schelling das von Röschlaub. Das muß ein Manuscript für Freunde bleiben, denk ich. Sch. hat übri=

gens auch eine Menge Manusscript, das nicht einmal für Freunde ist. Ich habe nur noch Einzelnes davon zu sehen Zeit gehabt. Sollte etwas dabey seyn, daß er wirklich unbefangen, ohne seinem eignen Gefühl zu nahe zu treten, geben könnte, so will ich es seinem Eigensinn noch entführen. Es ist fast alles im elegischen Sylbenmaß. Auch eine gute Zahl Epigramme sind dabey. Er ist nur sehr unzufrieden mit seinen Hexametern, und wenn Du kommst, wird er Dir keine Ruhe lassen, bis Du einen Gesang im Homer mit ihm liesest und sie ihm machen lehrst.

Höre, dieses gute alte Jena ist denn doch ein kleines Mordnest. Du hast keinen Begriff davon, wie sich alles unter einander beklatscht hat und welche Menschen daran Theil genommen. Wir haben uns das bisher so sehr fern zu halten gewußt, und ich denke, es soll auch wieder so werden, und eine reine gesäuberte Luft um uns wehen.

Wenn alles still ist, desto besser ließe sich hier dichten, mein guter Wilhelm. Es sind doch gar schöne Spaziergänge und der Frühling ist hier vielleicht noch lieblicher wie im Thiergarten. So lieblich, daß er mir bittre, bittre Schmerzen macht, und ich gestehe Dir, ich bin krank von wehevollen Thränen. Wo ich gehe, da sind *ihre* Spuren, der ich nun so hülflos nachweine.

Schelling ist gelassen, aber seine Gesundheit blickt mehr daraus hervor als seine Fassung.

Denk nur, daß Deine Gegenwart mir oft wohlthätig seyn wird, und entziehe sie mir nicht zu lange.

An A. W. Schlegel 7. Mai 1801

Diesen Morgen, mein lieber Schlegel, kann ich Dir nur blos von *mir* sagen, daß mich Dein unglücklicher Fortunat entzückt hat. Gestern Abend hatte mir Gries (der blos zu solchen Dingen taugt) die Marie Stuart gebracht, und da wir diese angefangen hatten zu lesen, wollt ich ihn in solcher schlechten Stimmung noch nicht mittheilen, und ihn mir auch erst allein vorlesen. Sage, mein Lieber, wo hast Du den nun wieder hergenommen?

Er ist so fantastisch, so zart schauerlich und lieblich schreckenvoll, und erst drücken die Assonanzen die Ahndung hievon so gut aus, dann der Reim den entscheidenden Moment des nahenden Todes unter den Rosen. Ich bin ganz und gar davon eingenommen und mag mir eben deswegen nichts erschöpfen und nichts abschöpfen mit einer Analyse. Den Namen Fortunat hat Dir Fortuna selber eingegeben. Dichte nur, trachte so fort! Dies ist eines von denen Gedichten, wovon mir der Eindruck immer bleiben, immer wieder der erste seyn wird. Kann man im Thiergarten auf so zauberliche Gedanken kommen? Wenn mir es jemand angriffe, der hätte mit mir zu thun, aber Du, mein Schatz, hast eine schlechte Sache zu vertheidigen gehabt, wie Du gegen Tiek über Maria Stuart strittest. Es ist wahrlich nicht besser wie der Wallenstein – ja der gesammte schlechtere Wallenstein spricht einem daraus an. Die wenigen lyrischen Stellen sind hübsch – o ja – aber mit dem Ganzen schlecht verbunden. Das Interesse für Maria ist durchgehends zu sehr geschwächt, es sieht aus, als sollte das objektiv gemeint seyn, aber ist nichts ächtes damit, blos nachgemachte Patent-Objektivität. Denken kann ich mir wohl, daß es sich auf dem Theater ganz gut macht. Die Szene, wo Melvil sein priesterlich Haupt entblößt, ist eine der vorzüglichsten und eine sehr gute Schlußerscheinung der Maria. Der lezte Auftritt endet genau wie beym Wallenstein mit einem Epigramm – Fürst Piccolomini! „Lord Lester schift nach England". – Das Politische darinn hat auch die Deutlichkeit einer Deduktion nicht los werden können, und ich versichre Dich, ich habe bey dieser ersten Lektüre, wo die Neugierde mit geschäftig war, nicht einiger Langeweile entgehn können. – Wie fällt Mortimer mit seiner Catholizität wie mit der Thür ins Haus! Er müßte durchaus nicht psychologisch darthun, wie er katholisch geworden ist, sondern blos mit Eifer aussprechen: ich bins. Ja, mein Freund, mir ist es ganz klar, daß alles poetische Drum und Dran dieses Stückes in der Summe keine Poesie macht.

Was hofft Du nun vom Mädchen von Orleans? Ich habe die taube Nuß, den Gries[1], wieder befragt, und da es angenehm ist über etwas, das man nur halb weiß, zu reden, als wüste man es ganz, so will ich Dir so viel davon sagen, es ist doch nichts als eine sentimentale Jeanne d'Arc. Sie ist tugendhaft und verliebt, sie glaubt sich wirklich inspirirt (nun das wär gut) und es gehen auch Zaubereyen vor. Allein denke Dir den Gräuel, sie wird nicht verbrannt, sie stirbt an ihren Wunden auf dem Bette der Ehren. Eine alte Königin Isabeau, die gegen ihren Sohn Carl mit den Engländern kriegt (wie Gries berichtet), bekommt sie in ihre Gewalt; sie wird mit sechsfachen Ketten an einen Baum fest gebunden, indessen geht die Schlacht weiter fort und irgend jemand, der auf einen Hügel steht, erzählt der Isabeau, wie es geht und daß Carl in Gefahr ist. Jeanne geräth darüber in heiligen Wahnsinn und die Ketten fallen von ihr ab auf ihr Gebet, sie fliehet hinweg um den König zu retten, und dabei bekommt sie dann die Todeswunde. Stanzen sind darinn, allein sonstige Unregelmäßigkeiten will Gries nicht gehört haben. Auch nichts von der Genoveva ⟨von Tieck⟩, mehr von Shakesp. ⟨Heinrich VI⟩. Er wird sich darinn wohl verhört haben. Ich muß übrigens sagen, daß das, was ihr in Maria Tiekisch fandet, mir gar nicht so vorgekommen ist. Wie Maria ins Freye komt, so ist da eine Art von Cantate, die mich eher an Rammlers ⟨Kantate⟩ Ino erinnert haben würde. — Schiller las das Stück den Schauspielern vor in der Absicht es gleich aufführen zu lassen, vielleicht komt es nun doch für jetzt nicht dazu wegen des zu starken Personale. Man studirt Nathan ein. — Gries meint auch noch, die Pucelle von Voltaire sey ihm oft störend eingefallen, die Schiller auch viel dabey studirt hat, doch läßt sich schwerlich entscheiden, ob sie Schiller oder Griesen Streiche gespielt hat. Bey dem Shakesp. könnte sie mir nie einfallen. Es ist hübsch, daß diese Übersetzung eben zugleich erscheint. Von Schiller komt diese Messe viel zum Vorschein, auch der Macbeth.

[1] Über Griesens Schwerhörigkeit wird oft gespottet.

Hier sind noch zwey Zeilen, die den ersten Act schließen ungefähr:

— ich will
Zu Hülfe eilen Frankreichs Heldensöhnen
Und Rheims befreyn und meinen König krönen.

Mir geben sie Licht genug. — Ich wünschte den Tancred zu lesen; darin sollen die Jamben und hinzugefügten Schlußstellen ungemein schön seyn.

Goethe ist hier. Schelling war gestern den ganzen Morgen bey ihm und fuhr mit ihm aus, kam auch ganz ermüdet von scherz und ernsthaften Reden bey uns an. Er hatte sich eben auf das angelegentlichste nach Dir und Deinem Thun und Treiben erkundigt und wann Du kämest, als ich das Packet hinschickte. S. erzählte ihm Deine Händel mit Unger, er las Deinen Brief und sagte: nun, er scheint doch recht vergnügt und wohl zu seyn und es freut mich ihn bald zu sehn. Er wird nicht lange bleiben. Den Nicolai hatte er noch nicht gelesen, er war gleich in Schillers Hände gekommen. Ein vollständig Exemplar habe ich nicht für ihn erhalten und Schelling muß ihm das seinige mittheilen.

Das einzige Wort, Du wolleſt in dem persönlichen Verhältniß zwischen Friedrich und mir nicht gegen mich Parthey nehmen, hat mich ganz ruhig gemacht. Weiter begehre ich nichts, obwohl mein Herz einigermaßen voll Unwillens gewesen ist. — Ich sehe noch nicht klar, und begreife nicht, wie es die Veit wirklich hat wagen können, so wenig Rücksicht auf Dich sowohl als mich zu nehmen, so daß ich immer noch zu denken geneigt bin, meine Augen und Ohren betrügen mich. — Deine Bemerkung über die Realität des reellen Schadens ist zwar richtig und ich bemühte mich gleich sie nicht aus der Acht zu lassen, aber ich habe dafür diesen schon fast zu sehr aus der Acht gelassen. Alles, was ich erst wieder herbeyschaffen muste, ist mir schon, als hätte es nicht gefehlt. Auf keine Weise möcht ich in eine Erörterung mit der Veit mich einlassen. Das müste eine gemeine Geschichte werden,

also bis wir, Du und ich, uns sprechen können, laß alles gehn, wie es geht.

Ich versichre Dir, Schelling ging mit der Idee von Bamberg weg Friedrich zu sehen, nur war das erste, was ihm hier entgegen kam, jener feindseliges Verfahren gegen mich. Ich überzeuge mich auch vollkommen jetzt, daß es keine Grille damit war, und einmal angenommen, daß mein Zutrauen gegen die Veit zu weit ging, kann ich es auch erklären. Sie strebt mit einem starken Misgefühl ihrer Nationalität nach einer bürgerlichen, wenigstens geselligen Existenz und auf den Ruin, den ich über mich gebracht hatte, dachte sie sich zu gründen. So hat sie mich durch Wahrheit und Verläumdung Preis gegeben gegen die Paulus zuerst, bey der das den besten Boden fand, den neidischen. Weiterhin ist das Mittheilungssystem immer stärker eingerißen, wie es darauf ankam, theils von Friedrichs Seite den Zirkel der Freunde im Guten zu vergrößern, theils sich Parthie zu machen, und schlechtes Volk in solcher Absicht nicht zu verschmähn. Würden wir wohl je Paulus als Freund besitzen wollen, der doch den allerverächtlichsten Charakter von der Welt nicht verleugnen kann? Läßt sich Gemeinheit gänzlich verbannen unter derley Umgebungen? Und in einer höhern Hinsicht – Sollte man die zudringlichen Dilettanten und miserablen Wesen zulassen in der Hoffnung einen wahrhaft geweiheten Kreis zu erweitern? Ich weis, was Friedrich verführt hat: der ihm fremde Genuß einer gewissen Art von Popularität. Er lebte mit seinen fast leidenschaftlichen Hange zur Geselligkeit immer isolirt. Und dann – ich darf es sagen, weil es eine Zeit gab, wo ich in sein innerstes Herz geschaut habe – er ist nicht ohne Rachsucht; er glaubte sich an Schelling rächen zu müssen, der doch in der That blos auf sein Verfahren von ihm abfiel – und alles dieß trübe Wesen hat ihm seine Erinnerung meiner und seiner verdunkelt, ihn verstockt. – Ich warte nur darauf, ob er sich denn gegen Dich auch gar nicht erklärt, um den Brief zurückzufordern. Freylich wäre es nr

lieber, wenn Du es thätest blos als Auftrag von mir, und versiegelt. Lesen kannst Du ihn dann, wenn er ihn unbeantwortet giebt; er ist keineswegs geschrieben, um vor Deine Augen zu kommen, allein ich kann doch für mich nichts dagegen haben.

Daß Mad. Veit nicht zu mir kommt, ist meinen Wünschen gemäß, obgleich Deiner Erwartung schwerlich. Du solst sehn, sie wird es nicht thun, wie doch nun ohne Frage in der Ordnung wäre. Sie hat sich hier schon lange berühmt, sie wolle mich nicht sehn. Diese Person, die keinen Menschen hier gesehn haben würde ohne mich, und der ich alle Bedenklichkeiten aufopferte. Ich rede gegen niemand ein Wort, aber daß diese Spannung sich andrerseits in Worten geäußert, seh ich ganz deutlich. Sie sind wirklich mit sich selbst nicht viel diskreter umgegangen, indem ihre Geldnoth oder häusliche Angelegenheiten immer der ganzen Societät bis zu den Studenten herunter bekannt waren. Ja Friedrich hat von Brentano[1] Geld begehrt, der ihm keines geben konnte. Die Quelle, aus der ich dieses weiß, will ich Dir mündlich sagen, und von diesem Augenblick überhaupt nichts mehr schriftlich hierüber als die nothwendigsten Thatsachen, wie sie sich fernerhin ereignen, denn es muß und kann Dir nicht anders wie höchst fatal seyn, und Du must es nur der Nothwendigkeit für mich, Dich zu unterrichten, zu gut halten, daß ich mich einließ.

Freytag früh. Wilhelm, Du bist ein Schalk, ein Schelm und der leibhaftige Schlegel. Wir haben uns ganz königlich über Dich ergötzt und ich gestehe, ich möchte Dich jetzt mündlich necken können, ich weiß mich vor Neckelust kaum zu lassen. Schelling sagt gestern: was mag Schlegel bey Goethe für ein Briefchen eingelegt haben mit einem sehr zierlichen Rand und Aufschrift – es muste von einer Frau kommen usw. In dem Augenblick fällt mir ein, das ist von Unzelinchen und Unzelinchen will nach Weimar kommen. Schlegel hat mir einmal flüchtig geschrieben, sie hofte mich zu sehn, ja es paßt alles zu-

[1] Clemens Brentano studierte damals in Jena.

sammen, er bleibt so lange in Berlin, bis er sie her begleiten kann, will mich mit der kleinen Fee überraschen, hat mir sogar anbefohlen, ich soll das Haus schön machen – o Du listiger, und nun bin ich noch viel viel listiger und komme hinter alles. Unzelinchen hat sich in aller Stille mit Hülfe ihres Geheimenrathes an den Geheimenrath gewandt, bey dem war aber sein Geheimerrath und der hat es der Frau Räthin glücklich vertraut, und wir haben den schönsten Spaß von der Welt. Schreib nur gleich, wie es ist, es wäre ein Jammer, wenn ich mich betröge, wir haben schon die besten Plane gemacht, daß eine ganz gräuliche Verwirrung entstehn soll, besonders sehr viel Eifersucht, Luise[1] will nehmlich eifersüchtig auf Dich seyn, und darin hat sie was gethan, wie Du weist. Schelling will Unzelinchen anbeten, es soll kein Mensch wissen, wo ihm der Kopf steht. Sie dachten ihn uns zu verdrehen, aber, mein Herr, die Feenschaft sitzt nicht in jenen blauen Augen allein.

Ich wollte Dir schon schreiben, mit dem schönmachen im Hause, das würde sich eben nicht sehr thun lassen. Wir sind bis daher froh es gereinigt zu haben in den Winkeln, und mein guter Geist, der ganz daraus gewichen war, soll wohl bald wieder herein kommen, jedoch ohne Schmuck vors erste. Das thut mir weh, daß ich noch kein Fleckchen habe, wo ich Augustens Bild verwahren möchte; das große Zimmer ist so offenbar, aus dem in der Ecke kann ich die Kupferstiche der Wand wegen nicht nehmen; und wo dieses Bild ist, soll kein anders seyn. Melde mir mit ein paar Worten, wie weit ich mit meinen Anstalten gehn darf. Die Hauptsache für meinen Schlegel ist doch, daß er wieder mit seinen Finanzen in Ordnung kommt, und deswegen habe ich auch nichts als das allernöthigste kleine Geräth wieder gekauft. Die Überzüge über Sopha und Stühle sind durchgängig zerlumpt, das hat auch die Zeit gethan, denn selbiges Zeug hab ich schon in meiner allerersten Wirthschaft gehabt.

[1] Luise Wiedemann lebte während einer Reise ihres Mannes bei Caroline in Jena.

Die Braunschweigerin ist keine außerordentliche Köchin. Wir müssen selbst an den Heerd. Es ist theuer hier, ungeachtet der Leere. Wir haben meine alten Rechnungen verglichen, in vielen Stücken beträgt es das Doppelte, wie die Preise gestiegen sind. Seit einigen Tagen lasse ich für Schelling mit kochen, er läßt es holen, zuweilen kommt er selbst. Ich halte dieses für eine Christenpflicht seiner Gesundheit wegen; das Essen ist doch erbärmlich, was man so bekommt, und ein einzelner Mann hier überhaupt schlecht daran. Übrigens werd ich nichts einrichten, was Dich bey Deiner Ankunft geniren könnte oder wieder aufgehoben werden müßte. — Ich habe die beruhigendsten Hofnungen, wenn wir nur erst alle wieder zum Stehen gekommen sind.

Über Nicolai sagte ich Dir wohl noch nichts. Deine cavaliere Vorrede macht einen artigen Contrast mit der gründlichen Behandlung und schweren Cavallerie inwendig. Fichte ist denn doch immer tüchtig ernsthaft. Wie werden sie nun schreyen, Du wirst Dich kaum zeigen dürfen.

Ich bin nur froh hier das erste überstanden zu haben, und verlasse mich für das Zukünftige ruhig auf Deine Freundschaft und die stille Gewalt meines eignen guten Gemüths. Diese werden schon wieder etwas bilden, ein Hüttchen anbauen unter den Trümmern alter Herrlichkeit. O mein Freund, ich bauete oft und riß oft ein. Dieses sind nun die lezten Zweige, Zweige der weinenden Weide, die ich über meinen Haupt zusammen flechte, um unter ihren Schatten den Abend zu erwarten.

An A. W. Schlegel 11. Mai 1801

Weil sich heut eine Gelegenheit findet, will ich ein Blatt mit einlegen zur Antwort auf das Deinige lezte. Ich sehe nun ein, warum Dir das Mädchen von Orleans so im Kopf herum spükt, diesmal gar nicht von wegen des Zuwachses, den die Poesie oder Unpoesie dadurch erhalten haben könnte; zwar hängst Du mit einem Zipfelchen an der Kunst; es kommt Dir

doch darauf an, daß eine gewisse kleine Künstlerin sie darstellt, aber dabey ist wieder so viel persönliches, daß jenes Zipfelchen auch noch reißt. Ich habe nun bisher immer nach dem falschen Ziel zu geantwortet, das kömmt von Deiner Geheimnißvolligkeit, mein allerliebster Schlegel, mit der Du es nun schon näher giebst, aber mich einigermaßen desorientirst, indem Du über den Herbst Erkundigungen einziehst, die ich in der That nicht befriedigen kann, denn ganz genau möchte in Weimar selbst wohl niemand um die Rückkehr der Schauspieler wissen. Sie pflegt im Anfang Novembers zu geschehn. Für jetzt werden sie noch bis in den Junius hinein spielen; die Jagemann ist zur Pucelle ausersehn; die Besetzung der übrigen Rollen war auch schon beygeschrieben, aber das ist ja gleichgültig. Schwerlich wird es für jetzt noch gespielt werden können. Aber unstreitig werdet ihr von Goethe nähere Nachrichten erhalten oder haben. Er ist hier gleich wieder weggegangen, früher als er sich vorgesetzt, vermuthlich hat ihn ein bestimt Geschäft oder Nachricht von Weimar aus zurückgerufen. Gewiß würde Unzelinen die Rolle herrlich anpassen, aber ob sichs die Jagemann nehmen lassen wird sie zuerst zu spielen? Das Stück ist übrigens wahrscheinlich schon so beschaffen, wie es gespielt werden kann. Die Lektüre dauerte von 7–12, man soupirte aber dazwischen. Von Frauen kommt außer der alten Isabeau doch Agnes Sorel (Mad. Bohs) vor, wie es scheint, aber nicht bedeutend genug um die Unzelmann diese Rolle wählen lassen zu können. – Künftigen Sonnabend wird Marie Stuart gegeben. Die Szene, wo Melwil Marien das Sacrament reicht, wird nicht mit gespielt, wie ich höre, und ist Dir also wohl unbekannt gewesen?

Schreib mir nun ohne Winken und Blinken, sonst mach ich Cabale gegen. Wahrlich, es war mir, als müst ich schon die Braten zur Festivität bestellen.

Es ist mir lieb, daß Du Friedrich nicht gleich geantwortet hast. Mein lieber Freund, kein Manifest in dieser Sache; ich kann weder zugeben, daß Friedrich auf ein Manifest sich zu mir

wendet, noch daß er sich darauf hin etwa soll berechtigt halten zu sagen: ich trente euch. Deine Ankunft wird hierin das Nöthige thun. — Was die Veit betrift, so ist es mir eben in dieser Rücksicht lieb, daß Du nicht geschrieben hast. Sie wird nun nach eignem Entschluß handeln, und der wird genugsame Aufklärung geben um mich auch in Deinen Augen vollständig zu berechtigen sie nicht bey mir zu sehn, was ich ohnedas niemals ohne den äußersten Wiederwillen können würde. Schieben sie alle Fremdheit, Abneigung usw. auf Schellings Gegenwart um mich her, so glaube nur, daß dieß ein Vorgeben ist, um Dich zu gewinnen. Ihr Bewustseyn gegen mich ist das Wahre. Sie haben Schelling sehr viel mehr geschont wie mich, er beklagt sich über nichts, was ihn anginge. Übrigens, schreckte er sie ab sich mir zu nähern, wie ich freylich auch einigermaßen glaube, so kann ich dazu nichts thun. Wenn ich ihn nach solchen gemeinschaftlichen Leiden als Freund verleugnen könnte, so müste ich durch und durch nichts werth seyn, ich habe auch darin Deine Beystimmung und dürfte auf niemandes mehr rechnen als auf Friedrich seine, sobald er das Wahre und Heilige vor Augen hat, woran ich bey aller bittern Beschwerde nicht zweifle.

Sehr viel Vergnügen hat mir die Nachricht von den Schriften des Boccaz ⟨Aufsatz Friedrichs⟩ gemacht, von der ich nichts wuste; sie ist auch sehr schön geschrieben, und enthält eine ganz vortreflich tief eingreifende Ansicht der Novelle.

Auf diese leere Stelle will ich gleich noch etwas amüsantes setzen, das uns Schelling diesen Mittag zum besten gab, wie ihm Goethe einmal beschrieben, daß er mit Jean Paul einen ganzen Abend Schach gespielt, figürlich. Der hat nehmlich ein Urtheil über ihn und seine Gattung herauslocken wollen, und ihn nach G. Ausdruck auf den Sch—dr— führen, hat einen Zug um den andern gethan von Yorik, von Hippel, von dem ganzen humoristischen Affengeschlecht — G. immer neben aus! Nun, Du mußt Dir das selbst mit den gehörigen Fratzen aus-

führen, wie Jean Paul zuletzt in die höchste Pein gerathen ist und sich schachmatt hat nach Hause begeben. Einen durchtriebnern Schalk giebt es auf Erden nicht wie den G. und dabey das frömmste Herz mit seinen Freunden.

An A. W. Schlegel 18. Mai 1801

Wenn es nun dahin käme, daß der Shakespear in Stocken geriethe, der gleichsam Deine Amtsbedienung ausmacht, so würde das infame Volk sich ungefähr eben so freuen, als wie Fichte den hiesigen Professorstuhl verließ. Ich wünschte sehr mündlich mit Dir darüber reden zu können.

Ich bitte Dich nur, halte Dich künftig ganz für Dich selber und apart in Deinen Geschäften. Ohne die fremden Einschlagsfäden würde Dein eignes zu betreibendes Gewebe von Grund aus reiner seyn. Sey nicht böse, mein lieber Schlegel, und argwehne, daß ich Dich Deinen Freunden entziehn wolle — aber geschieht ihnen ein Dienst, wenn Du Verdruß hast? Erfordert die Freundschaft diese Art von Thätigkeit und Theilung des Interresse? Friedrich weiß doch gewiß Freund zu seyn — aber siehe die Lilien auf dem Felde, sie arbeiten nicht und unser himmlischer Vater nähret sie doch. Bedenk, daß Du ganz für Dich allein auch mit Unger eine wenigstens oberflächliche fröliche Gemeinschaft hättest haben können. Wenn ich unrecht sehe nach Deiner Einsicht, so schilt mich nur nicht, ich meyne es blos gut mit Dir, ohne es böse mit andern zu meynen. Herzlich freu ich mich, daß Du auf keinen Fall an eine kritische Arbeit denkst, und das mit einer Tragödie des Euripides[1] scheint mir auch gut. Nur bleibt die Hauptsache immer der Rumpf Deines Ruhmes, um so zu sprechen, einen Kopf, und Hände und Füße hat er schon. Wenn während dessen Capital verzehrt werden muß, was ist daran gelegen? Ich habe keine Pflicht mehr auf mir, zusammenzuhalten, was ich besitze, und es kann nicht besser angewendet werden als Dir Muße zu verschaffen, so weit es reicht.

[1] Schlegels nach Euripides gearbeitete Tragödie „Jon".

Deine Einlage an Friedrich setzte mich in große Verlegenheit – ich war aufs äußerste versucht sie zurückzubehalten, hielt mich am Ende aber doch nicht für befugt dazu, und schickte sie hin. Wenn Du ihm nur auf seine eigne Erwähnung der Fremdheit zwischen uns geantwortet hast, so ist es gut – aber als Klage und Verlegenheit von mir, so ist es schlimm für mich. Alles, was zu thun war, mußte seit meinem Briefe von seiner Seite geschehn, und es stand ihm weiter nichts zu sagen als: ihr seyd es nicht, der sich zu beschweren hat. Jetzt wird er sich ja freylich gegen Dich erklären müssen. Aber Du, mein Freund, wirst mich darauf hin zu nichts nöthigen wollen. Der allgemeine Friede wird auch gewiß besser ohne die allgemeine Gemeinschaft bestehn, und Du solst sehn, daß Du ganz frey bleibst neben meiner billigen Zurückhaltung. Ich bin die Diskretion, die Schonung, und zu Anfang die ächteste Freundschaft selbst gewesen in dem Verhältniß mit Friedrich und der Veit. So viel gerechte Güte hast Du jetzt für mich wieder gewonnen, daß Du das meinige gegen Dich in jenes nicht mischest.

Wir haben den sonnenklaren[1] – ich bitte Dich, was ist es doch, daß Fichte treibt seine Lehre den Leuten wie einen Wollsack vor die Füße zu schmeißen, und wieder aufzufangen und nochmals hinzuwerfen? Es gehört eine unsägliche Geduld dazu, und am Ende, zum Guckguck, wenn sie es nicht verstehn, was liegt daran, und wer kann sie im Ernst zwingen wollen! Ich habe mich sehr darüber lustig gemacht. Schelling hat nur so hineingesehn, aber ich habe es gelesen. Es ist ein komischer Hang.

Schelling bittet Dich, Dir von Fichte das neue Heft seines Journals geben zu lassen, wenn Du nur einige wenige Zeit dazu hättest. Da man sich ordentlich mit einander beschäftigen muß um in der Ordnung zu bleiben, so will ich Dir nur sagen, mein

[1] Fichtes „Sonnenklarer Bericht an das größere Publikum über das eigentliche Wesen der neuesten Philosophie, ein Versuch, die Leser zum Verstehen zu zwingen".

lieber Wilhelm, daß Schelling dieses Heft Zeile vor Zeile mit mir lieset, und es gar anders helle in mir zu werden anfängt. Es ist eine wahre Wonne um das Verstehen lernen, und das Erleuchten einer dunkeln Vorstellung, und endlich um die Ruhe dieser Vorstellung selbst. Da das Höchste nicht zu hoch für — diejenige kleine Person ist, welche Dir schreibt — so kann ich diese strenge Folge, da sie mir so lebendig erklärt wird besonders, und das von allem Subjektiven gleichsam entbundene Bild der Welt auch besser fassen als den sonnenklaren — Und wie stille macht sie das Gemüth. Ja, ich glaube wohl an den Himmel in Spinozas Seele, dessen Eins und Alles gewiß das alte Urgefühl ist, das sich nun auch in Schelling wieder zum Lichte drängt.

Apropos, dünkt Dich die Form der Darstellung wieder barbarisch? Sie sah mir auf den ersten Blick freylich so aus, aber ich kann sie für den Zweck nicht tadeln, so wenig als in einem arithmetischen Buch die Zahlen. Und ich möchte wissen, ob es wohl eine andre Form als die mathematische gäbe für die Speculation — Poesie ist = Offenbarung.

An A. W. Schlegel 25. Mai 1801

Ich kann Dir nicht so frisch und munter schreiben, als es das Fest der heiligen Pfingsten mit sich bringen sollte, denn ich arbeite mich eben aus einen meiner gewöhnlichen An- und Rückfälle heraus, und bin einige Tage über sehr schwach gewesen, wozu ich keine andre Veranlassung weiß, als daß ich ein wenig im Hause umher handthieret hatte; meine Krankheit wird übrigens wohl wie die Welt den Grund ihres Daseyns immer in sich selber haben.

〈Prozeß wegen des Shakespeare:〉 Liebster Freund, verzweifle mir ja nicht an Gott und Menschen, und stell solche Betrachtungen an, daß es nach Jahren von Mühe und redlicher Arbeit nicht besser geht usw. Die schlage todt wie Fliegen. Sieh, es gerathen wohl begünstigtere vom Schicksale zuweilen aufs

Trockne. Wie Schiller die Horen unternahm, glaubst Du, daß er im Überflusse gesessen hat? Meynest Du, daß er um etwas anders als das liebe Brod solche verfluchte Hexenszenen macht wie die im Macbeth? – Sey nur ganz, ganz getrost, mir ist nicht ein Augenblick bange und ich überseh es doch auch. – Einige Bemerkungen sind mir eingefallen. Wenn es wahr seyn sollte, daß von den leztern Theilen des Shakespear wenigere verkauft wurden, könnte nicht die Wahl der Stücke darauf Einfluß gehabt haben? Versteht das dumme Volk diese historische Reihe? Du hättest so nach der Schnur weg Macbeth, Othello, Lear und alles, was einmal in Besitz war, nehmen sollen, und nimm ja ums Himmelswillen jetzt keine verkannten Meisterstücke als Oldcastle usw. Aber wie ist es möglich die Stupidität ganz zu errathen? – Von Schillers Macbeth laß mich schweigen. Er ist noch viel schlechter, als Du zu sagen wagst, und hat uns mit einem wahren Ekel durchdrungen. Denn daß er ZB. mit der Seifensiedergeschichte aus dem Gellert oder la Fontaine die Hexen moralisch consequent hat machen wollen[1] – ist das auszustehn? Du solltest ihm durchaus im nächsten Theil mit der ächten Übersezung hinter drein kommen. Er verdient es reichlich; Schellings Wuth hat er auch gänzlich auf sich geladen. Goethe gönnt ihm den Verdienst einmal, und ist überhaupt gewiß vollkommen gleichgültig gegen seine Produkte, sonst müst er es nimmer leiden. – Wenn Du für das Theater Shakespears Stücke einrichten wolltest, könntest Du Dir auch solche Verdienstchen machen, nur ist zu fürchten, in Weimar möchte Schiller sie zurückdrängen, in Berlin Iffland sie nicht annehmen. Ich weiß nicht, was ich zu Deinen Theatralischen Projeckten sagen soll. Die Übersetzung und auch Bearbeitung griechischer Stücke für die Bühne, das ist wohl gut – aber will Schlegel Kraft an eine Gattung verschwenden, wo das Gelingen nicht

[1] Gemeint ist die Erzählung vom Fischer im 1. Aufzug, 4. Auftritt; die Seifensiedergeschichte hat bekanntlich Hagedorn in seinen „Fabeln und Erzählungen" nach Lafontaine behandelt.

entschieden ist, jetzt zu einer Zeit, da es nicht auf Übungen, sondern auf Gelingen ankomt, und ihm in so vielen andern Gattungen dieses gewiß zu Gebot steht? Hier scheint mir doch, als wenn die Umgebungen ihn täuschten, und die Feenkinder es ihm anthäten. Bedenke Dich wohl, mein liebes Herz, und geh im Gebet mit Dir zu Rathe. Du wilst mir wohl gar außen bleiben, bis das Intriguenstück fertig ist? – Nein, komme und halte eine Zwiesprach mit dem guten alten Meister. Da ist kräftiger Boden.

An A. W. Schlegel 31. Mai 1801

Viel Zeit habe ich zwar, aber lange nicht so viel, wie Du denkst, weil ich zu jeglichem Dinge eine solche Quantität consumiren muß bey meiner Schwäche, die wir künftig lieber Zartheit nennen wollen, so klingt es besser. Oft bin ich so unbeweglich wie eine Pflanze, und man sieht mich gewiß äußerlich nicht athmen, nicht leben, nicht lieben. Schreiben will ich Dir denn doch; schreib Du mir nur, wie lange das Schreiben noch dauern wird.

Heute ist fast unvermuthet Julchen angelangt, sehr betrübt, Dich nicht vorzufinden. Sie rechnet darauf eine Zeitlang zu bleiben, und ich will sie auch behalten als meine Haustochter, denn ich möchte gern recht sehr genau in meiner Haushaltung seyn und kann doch oft nicht selbst die Treppen schnell genug auf und abkommen. Julchen ist ein gesundes Kind und meine vornehme weiße Rose neben der andern Rose, die Du ja kennst.

Den alten Meister wirst Du nicht vorfinden und wenn Du Flügel nähmest. Er ist 2 Tage hier gewesen um Jena noch einmal zu sehn, hat auch sonst nichts hier gesehn wie Jena und Schelling. Er geht auf 7 bis 8 Wochen nach Pyrmont und ich wünsche, das Bad möge sich noch Einmal recht königlich beweisen. Er ist sehr munter.

(Es ist mir ein ganzer Strom Dinte über das Papier gelaufen, daß ich den halben obigen Bogen abschneiden mußte,

denn die pure Dinte wäre doch ein sehr unausgebildeter Brief. Schilt nicht, es kommt von meiner übermäßigen Zartheit.)

Wir haben für den sonnenklaren *** ein Motto ausgefunden:

Zweifle an der Sonne Klarheit,
Zweifle an der Sterne Licht,
Leser, nur an meiner Wahrheit
Und an deiner Dummheit nicht.

Das Fundament des Einfalls ist von Schelling, die lezte Zeile von mir. S. hat es Goethen mitgetheilt, der, sehr darüber ergötzt, sich gleich den sonnenklaren geben ließ, um sich auch ein paar Stunden von Fichte maltraitiren zu lassen, wie er sich ausgedrückt hat.

Wenn Friedrich sich rechtfertigen kann, so thut er den Mund recht ordentlich auf, wie aus der Einlage zu ersehen. Du hast Dich wirklich etwas verrechnet. Laß Dichs nicht kümmern.

Schelling grüßt Dich – er ließt wieder und ist gar nicht gesund – eine doppelte Ursache blos zu grüßen für diesmal.

Wenn Schelling mit Goethe nach Pyrmont hätte gehn können, das wäre etwas.

Lebe recht wohl.

An A. W. Schlegel 7. Juni 1801

Aus Deinem Schreiben will erhellen, als ob einige Stellen des meinigen Dir nicht allerdings angenehm gewesen – unterthänigst zu dienen – solches haben Dieselben wohl vergolten, denn große Strecken von Dero haben mir eine fast unannehmliche Empfindung verursacht, und wollen solches hiemit kurz abbrechen. Du nimmst meine kleinen Oppositionen gar nicht als wie solche, die in der Gegenwart allein vor sich gehn, sondern addirst stets alle vergangnen hinzu, da wird denn solch ein Ding daraus, aber aus vielen kleinen Unarten wird noch keine große, und ich bin nicht so schlimm, wie Du sagst, besonders nicht so spezifik gegen Dich, es ist eine allgemeine Manier, und sie gereute mich, so wie ich sie gegen Dich geübt hatte, ich ließ sie blos

ſtehn, weil das Ausſtreichen verdächtig ausſieht, und ich dachte – nun – Du würdeſt das ſelbſt ſchon gehörig ausſtreichen, welches Du denn auch, nicht ſowohl in Gnaden, als vielmehr in Ungnaden gethan haſt. Ich kann weiter nichts thun als mir ſolches mit Anmuth gefallen laſſen. Uberdieſes ſeh ich die Stärke Deiner Grűnde ein, und zweifle auch keineswegs an der Stärke Deiner Mittel überhaupt, denn ſeit meinem ehemaligen Unglauben haben ſich dieſe, und meine Einſichten zugleich, ins Unendliche vergrößert. Bedenke doch, ich war damals in Sachen der Kunſt ja ein ganz unmündig Kind und in der Irre gehendes Lämmlein. Mache, was Du wilſt, mein allerholdeſter Freund, und es wird wohl gemacht ſeyn. Ich ertheile Dir meine beſondre Vergűnſtigung dazu, und das kann mir ohndas nicht einfallen die Bearbeitung einer griechiſchen Tragődie fürs Theater für ein verfehltes Unternehmen zu halten, womit Du doch anfangen zu wollen ſcheinſt. Was meine ſogenannte ſpőttiſche Bemerkung betrift, ſo ſchwőr ich und betheur es ſehr, ſie kam mir gar nicht ſo vor, ſondern blos pfiffig, und ſie muß ſich auf dem Papier anders ausgenommen haben, als wahrſcheinlich von meinen Lippen. Was wilſt Du nun noch? Aber ich will noch etwas, denn ich bin bőſe, daß Du mich ſo gar ſehr misverſtehſt in Abſicht Deines Bleibens in Berlin. Wenn ich Dich einlade zu kommen, ſo iſt es wahrhaftig blos ein reines Verlangen nach Deiner Gegenwart, das ich Dir ausdrücke, und nicht gemeynt Dich zu ängſtigen. Kannſt Du mich denn für ſo gänzlich verkehrt halten, daß, nachdem Du mir alle äußre Ruhe widergegeben, deren ich noch fähig bin, ich Dich drängen wolle dies und jenes zu thun und Dich an mich zu bannen? Ich bin froh, wenn es Dir irgendwo gefällt, wenn Du irgendwo einen Zweck, der Dir lieb iſt, erreichen kannſt. Du haſt Dir meine Fragen zugezogen, weil Du mir nie geſagt haſt, daß Du ſo ſpät erſt kämeſt, und ich Dich eigentlich von Woche zu Woche erwartete, indem Du das Kommen ſelbſt nur von Woche zu Woche, und nicht ſo conſequent zu verzőgern ſchieneſt, wie

Du thuſt. Nun weiß ich es, nun will ich mich auch nicht mehr darum bekümmern. Kommen Sie, wann Sie wollen, Sie werden uns immer zu Hauſe finden. Bringe nur außer demjenigen, was ich ſchon bey Dir beſtellt habe, den Schleyermacher mit, an dem uns plözlich ein neues Licht und Interreſſe aufgegangen iſt. Schelling wird Dir darüber innerhalb der nächſten ſechs Wochen einen Brief ſchreiben; er ſagte zwar, es ſollte innerhalb der nächſten 6 Tage geſchehn.

d. 11. Juni. Die paar kühleren Tage haben mich wieder aus dem Gleis gebracht. Kilian hat mir übrigens nichts verordnet als ein regelmäßiges dreymaliges Glas Biſchoff von friſchen Pomeranzen; ich kann nicht anders als dieſes als eine myſtiſche geiſtliche Verordnung anſehn; man kann auf dieſem Wege erſtlich zum Pabſt durch den Biſchoff, und durch die Dreyfachheit zum Gotte werden. Ein Beſtreben, wohin auch übrigens meine ganze Lebensweiſe, mein Thun und Nichts thun abzielt. Goethe iſt vorige Woche abgereiſet, nachdem er ſeinen Sohn vorher hat legitimiren laſſen, und nur dieſen und ſeinen Geiſt ⟨Schreiber Ludwig Geiſt⟩ hat er mitgenommen. Die Weimaraner behaupten, Goethens Finanzen wären in einem ſehr ſchlechten Zuſtande, und zwar durch die Vulpius, die ihre Unordentlichkeit und ganze Sippſchaft mit ihnen nähret. Sie hat am Tage nach G. Abreiſe ihren Leuten in G. beſten Zimmern ein Feſt gegeben, deſſen Evan Evoe in der ganzen Gegend umher erſchollen iſt. O das Unkraut, die Weiber!

Ich habe eine dergleichen Epiſtel, wie ich ſie Dir beſchrieb, an die Vieweg ergehn laſſen, worinn ich zulezt leichthin ſage, wenn Vieweg den vielen chemiſchen Plunder nicht hätte, ſo ſollte er den Shak. nehmen, denn die Unternehmung wär doch ſo ſolid wie die Bibel oder Voſſens Homer und nicht ſo theuer wie der lezte. Aber leider hängt jezt allzu viel an der Entſcheidung des Proceſſes, und wer kann den Richtern trauen! Man muß in alle Wege ganz unerſchütterlich bleiben, ſonſt behielte die Rahtmama Campe doch Recht, daß einen die Feinde

bis zu einem beschwerlichen Mismuth herunter quälen könnten, indem alles solches freylich ihr mittelbares Gewebe ist – und dafür schüzen uns die Götter! Mag es den Hunden immer wohlgehn, ich glaube an ein geistlich ewig Theil.

Julchen nimmt sich recht gut; ich wünschte nur, ihr zuweilen eine kleine Zerstreuung verschaffen zu können, an die hier jezt fast gar nicht zu denken ist. Mädchen von ihrem Alter giebt es gar nicht. Demohngeachtet scheint sie sehr gern hier zu seyn und es blickt oft eine recht hübsche Theilnehmung an unsern weisen Gesprächen bey ihr durch, besonders wenn Schelling auf Spaziergängen in Offenbarungen geräth, ZB. – daß ich des gestrigen erwähne – erklärt, warum die Natur den Vögeln, die in metallischen Farben brennen, die Stimme und den andern die Schönheit versagt hat. Sie verspricht sich auch nicht wenig davon, wenn Du kommen und ihr die Cour machen wirst.

d. 12. Juni. Da Schelling sicher heut wieder nicht zum Schreiben komt, so will ich nur sagen, daß er erst jetzt die Reden über die Religion ‹von Schleiermacher›, die er damals nur flüchtig angesehn hat, ließt, daß sie ihn vielleicht mehr wie Einen von euch festfassen (doch ist er noch nicht an der lezten) und er sie als etwas durch und durch Gebildetes und Vollendetes betrachtet bis zum Entzücken daran, aber ich will ihm weiter nichts vorweg nehmen, da er selbst schreiben will. Apropos, wohin reiset denn Friedrich? Etwa auch nach dem Frankenlande, mit dem Schneider? (Das ist unsre Chiffre für Paulus. Frommans heißen die Semmeley, weil die Kinder aussehn wie Semmeln, denen man Nase und Augen und Mund aufgemahlt hat, und alles dort wie mit Semmeln gestopft.) Hiebey wäre ich fast neugierig zu wissen, wie Friedrich es möglich macht zu reisen, aus eigner Machtsvollkommenheit einmal nicht. Denn vor ein paar Tagen ist noch Gabler zu Schelling gekommen zusammt einer Correspondenz, die er mit Friedrich führt, von der sich Schelling indessen die Lektüre verbat. Er will das Geld wiederhaben, das

er Friedrich vorgeschossen, weil aus dem Buch[1] nichts wird vor der Hand; 50 rh. hat ihm Friedrich wirklich schon wieder gegeben, wegen des übrigen, noch an 100 rh., wolte ihn Gabler verklagen und Schadloshaltung, nemlich Interressen, haben. Schelling hat ihm das denn wiederrathen um der Philosophie ein Ärgerniß zu ersparen. Das Schlimme ist, daß Friedrich dem Gabler just im voraus hat abgelockt, was er Schelling längst hintennach schuldig ist.

Lieber Schlegel, ich sitze an Deinem Schreibtisch, weil unten rein gemacht wird, es ist aber so kühl, daß mir die Hand steif ist. So war es vor dem Jahr auch. Es ist heute Fronleichnamstag.[2]

Wie viel an der Witterung eines Jahres hängt – bis alles gleichgültig geworden ist.

Fast möchte ich Dir den Brief schicken, der von der Reise dieses Tages erzählt, denn da liegt ja das offne Paket mit meinen und ihren Briefen vor mir. Gestalte es zum Gedicht in Deiner Seele, wie wir auf dem Blumenbestreueten Wege in den Tod gingen. Gedenke des Hügels am Mayn mit den drey Bildern von weißen Stein und den Unterschriften, die höchste Liebe, der höchste Schmerz, das höchste Mitleid – Gedenke der schwerdtdurchbohrten Mutter, dieses ist das Fest vom Tode ihres einzigen Lieblings. Aber auch sie bleibt nicht auf Erden, und ist schon nicht mehr auf Erden, auch sie nimmt der Himmel auf.

Wenn Du einmal gesammelt bist, dann öffne den Brief, den ich wirklich will beylegen, und dichte einmal wieder und trachte nach dem Kinde und für die Mutter.

Wir thun das Mögliche um uns aufrecht zu erhalten, und Schelling ist gut, er stärkt meine Seele in diesem Kampf und stellt mich auf den höchsten Punkt des Seyns, selbst körperlich bis an die Gruft gebeugt.

---

[1] Eine von Friedrich geplante Transzendentalphilosophie, die von Gabler verlegt werden sollte. – [2] Der Tag der Abreise nach Bocklet, wo Auguste einen Monat später starb.

Ich will noch von fremden Dingen mit Dir sprechen um mir einen Übergang zur Ruhe zu bahnen, von einem Eindruck, den ich kürzlich empfangen habe. Unter den zurück erhaltnen Büchern befand sich Vossens Aneis, und zum erstenmal hab ich denn eine Idee von diesem Werk bekommen, über die ich ganz erstaunen mußte. Niemals habe ich es mir so schlecht denken können. Erstlich dünkt es mich ganz und gar nicht episch – es ist nirgends ein heitres Verweilen, sondern eine solche Rastlosigkeit und Leidenschaftlichkeit, daß mir moderner wie modern dabey zu Sinne wird. Und das ist dem Homer nachgebildet? Nun so erkennen wir ihn doch jetzt viel besser. Ich finde Kotzebue darin – ausgenommen den Respekt vor Arbeit und Kunst, der aus dem Machwerk und der Künstlichkeit hervorleuchtet – Was ist das für ein Gewimmel von unnützen Thun und Treiben und von wahren nordischen Gespensterercheinungen. Die Beziehung auf Roma ist das beste darin, aber wie unepisch. – Wieder ist mir ein Licht aufgegangen, wie bey alle dem der Virgil den Dante veranlaßt hat. Im Klopstock ist die Nachbildung sehr stark. Es freute mich, mich eines Winkes von Goethe zu entsinnen, wo er bey Gelegenheit des Laokoon die Stelle im Dichter so tief herabwürdigt und alle Vergleichung mit jenem Kunstwerk verbittet.

Wunderbar, wie an diesen schlechten Virgilius sich wieder das Höchste der wiedererstehenden Kunst knüpfte und aus dem Unreinen Dante hervorging mit seiner Dramatik und Plastik. Aber ganz rein ist doch keine Gattung wieder zum Vorschein gekommen, besonders die epische nicht, höchstens die lyrische (im Petrarca) als die schwächste. Nimm es nicht übel, daß ich Dir bekannte Dinge hererzähle, mir sind sie neu und selbst gefunden.

Man muß Gott preisen, daß es solche unermüdliche Leute wie Voß in der Welt giebt, die eigends dazu organisirt sind den Homeros und auch den Virgilius zu übersetzen.

Immer jammerts mich, daß Friedrich statt allem fast, was er seitdem gethan, nicht die Geschichte der griechischen und rö-

mischen Poesie vollendet hat.[1] Das ist doch seine rechte Bestimmung und ich habe jetzt wieder das Fragment mit Freuden gelesen.

Leb wohl, ich muß schließen, denn mein Kopf ist so schwer, daß er sich hinzulegen sehnet.

An A. W. Schlegel 22. Juni 1801

Wohl ist Dein Brief lange ausgeblieben und ich fürchtete fast, das kalte Wetter hätte Dich auch krank gemacht, wie ich mich denn noch immer nicht erholen kann und auch heute vor Kopfweh nicht im Stande bin in die Breite und Länge zu schreiben. Ich bin seit meinem lezten nicht aus dem Hause gekommen. Eben läßt sich Gottlob die Sonne wieder blicken. — Es freut mich, daß Du bei Bernhardis[2] im Hause bist und Bequemlichkeiten hast. Goethe hat sich 8 Tage in Göttingen aufgehalten, wie mag er das angefangen haben? Die Studenten haben ihm eine Musik gebracht, er hat darauf seinen Geist herunter geschickt mit einem Gegenkompliment, weil er schon ausgekleidet sey. Sie hatten es freylich darauf angelegt ihn selbst reden zu hören, wäre es auch mit der Nachtmüze auf dem Kopf und sans culottes gewesen. Auch den allgemeinen Clubb hat er besucht, wo denn die sämtliche Gesellschaft ihm ein Vivat brachte. Übrigens hat er wohl allerley zu sehn gehabt, und die Loder meynte, die Bibliothek hätte ihn gewiß sehr beschäftigt, denn ich könnte nur glauben, er gäbe sich seit einiger Zeit sehr viel mit reellen Wissenschaften ab.

Ach, da muß ich Dir doch erzählen, was Ludekus[3] in Erfurt im römischen Kayser gehört und Luisen wieder gesagt hat. Du ständest Dich so gut mit der Unzeline, daß Du sie heirathen wolltest, sie ließe sich von Unzelmann scheiden und Du Dich

[1] Die 1798 erschienene erste und einzige Abteilung des ersten Bandes reicht bloß bis zur jonischen Lyrik. — [2] Der Subrektor und Schriftsteller Bernhardi in Berlin war mit Tiecks Schwester Sophie verheiratet. — [3] Landesdirektionsrat in Weimar.

von mir. Darüber wäre aber Woltmann[1] so eifersüchtig, daß er mir einen anonymen Brief schreiben wollte um mich bey Zeiten von diesem Plan zu benachrichtigen. – Kann man es toller ersinnen?

Hat Dir denn Friedrich gar nichts von seiner Disputazion gemeldet? Man hat ihn sehr chikanirt, ihm, was unerhört ist, obgleich nicht gegen die Statuten, Opponenten aufgedrungen, einer war der alberne Augusti[2], der sich sehr impertinent betrug, Friedrich spaßhaft behandeln wollte, und zulezt gar sagte „in eurem tractatum eroticum Lucinda behauptet ihr das und das ꝛc.", worauf ihm Friedrich trocken erwiederte, er wäre ein Narr. Nun gab das Aufruhr, Winkelmann und seine Parthey scharrten für Friedrich, die Kümmeltürken[3] für Augusti; Ulrich[4] schrie: seit 30 Jahren habe ein solch scandalum die philosophische Bühne nicht entweihet. Friedrich antwortete, seit 30 Jahren habe man auch niemand so ungerecht behandelt. Die Fakultät hat sich hernach über seine Äußerungen beschwert, ich weiß aber wahrlich nicht, ob die Sache noch in Klage ist. Sie ist auf keinen Fall von Wichtigkeit, und es ist weit schlimmer, daß Gabler nun doch Friedrich wirklich verklagt hat. Schelling hat es indeß abbezahlt. – Ja, ich gäbe auch etwas darum, wenn Friedrich nicht an die Veit geschmiedet wäre. Es wär nie so geworden. Aber wie soll er sie los werden? er ist in ihrer Hand von der oekonomischen Seite. Friedrich hat sich doch rettungslos hineingestürzt. In dépensen hat sie ihn oder sich auch, über der Wuth gesellige Verhältnisse zu unterhalten, verwickelt.

Du weist auch wohl nicht, daß Friedrich Arabisch lernt und auf die Reitbahn geht? Ich behaupte, er thut das erste, weil die Araber die Pferdezucht gut verstanden, und hält das lezte für ein moyen desto besser arabisch zu lernen.

---

[1] Der schon früher erwähnte Historiker, damals in Berlin, ein Verehrer der Unzelmann. – [2] Theolog und Orientalist. – [3] Jenenser Landsleute. – [4] Philosoph und damals Dekan.

Erquicklicher konnte mir nichts seyn, als was Du mir da mit Einemmal eröfnest, mein lieber S. Ein Act fertig, 500 Verse, und wenn das Ding vollendet ist, ist es ein Schauspiel und kein übersezтes, und Du scheinst zufrieden! Ja, diese Aussicht macht mich unbeschreiblich vergnügt und es ist billig, daß Du sie mir nicht länger vorenthalten hast; ich will auch weiter nichts und den Deckel des Gefäßes nicht etwa öffnen von Zeit zu Zeit, sondern fest verschlossen halten bis zu dem gehörigen Tage, wo er sich von selber aufthun wird. Sag mir auch weiter nichts – nur seh ich, wenn Du ein solches Werk dort fertig machen willst, so kommst Du auch im Julius noch nicht, und ich muß die erregten Hoffnungen auf Deine Ankunft bey den Hausgenossen wieder niederschlagen, die Dir mit gefülleten Oehllampen gleichsam täglich entgegen gehn – aber am Ende stehen wir vielleicht sämtlich wie die thörichten Jungfrauen da! Schelling und ich sind auf die Gedanken gekommen Dich nun, wenn Du in der lezten Hälfte des Sommers doch nicht zeitig kommst, spätlich selbst abzuholen, denn er hat große Lust nach Berlin zu gehn um dort einige philosophische Gespräche zu führen. Halte dieses aber nur nicht etwa für ein Projekt, das Dir Thür und Thor öfnete ordentlich mit Gewissensruhe dort zu verweilen, sondern fahre fort fleißig an Deine baldige Rückkehr zu denken. Am allermeisten aber an die herrliche Ausführung der herrlichen Unternehmung. Höchstens habe ich mir einen Euripides gedacht für das Berlinische Theater eingerichtet. Das ist gewiß, Du hältst Dich frisch und grüneſt immer von neuen, Gott wird Dir auch noch rechtes Gedeihen geben. Du machst es nicht wie die andern befreundeten Pflanzen, die sich so schmälich hinwelken lassen. Über ⟨Ludwig⟩ Tiek kann ich mich gar nicht beruhigen. Ich hoffe zwar wohl, daß er auch einmal wieder hervorkommt, aber aus einem gewissen verkümmerten Zustande nimmermehr recht heraus.

Also seyd ihr auch gespannt, wie sich das zwischen Fichte und

Schelling entscheidet? Da seyd ihr auf der rechten Spur, denn es ist alle mögliche Ursache vorhanden, und die Kämpfer ehrenwerth. Hat Dich denn Fichte überzeugt, daß es nicht geht mit der spekulativen Naturphilosophie? O schriebest Du mir nur zu meinem Privatvergnügen mehr davon, ich wolt es gewiß Schelling nicht verrathen, wenn Du es verbötest. Denn wenn auch der große Brief kommt, so wird doch F. Gesinnung darinn etwas verkleidet seyn. Sch. ist in einer wackren Stimmung. Er hoft recht zu haben und ist dabey doch voll Ehrfurcht gegen die heilige Stärke seines Gegners. Wenn die beyden wirklich öffentlich auftreten sollten, so wird es redlich und in einem würdigen Tone geschehn und alles übrige Volk in die Schranken zurückweichen müssen. Sch. würde in der That F. sehr gern mündlich sprechen, wenn bis zum Herbst hin nichts äußerlich sich in dem Stand der Dinge zwischen ihnen verändert. Sag also weiter nichts davon. Das aber verhehle mir nicht, ob Schleyermacher schon ein Urtheil glaubt fällen zu können.

Wenn Schelling auch heute seinen an Dich angefangnen Brief nicht endigt, so glaube nur, daß ihn seine Gedanken in Ketten und Banden haben, er ist nicht einmal zu Tisch gekommen.

Kotzebue soll ‹auf der Rückreise von Rußland› den 7 Jul. hier zubringen und d. 8 ten zum Geburtstag seiner Mama, der alten Commère, in Weimar landen. Wir haben uns mit der Idee vergnügt ihm hier ein Ständchen mit Bu Bu Bu[1] bringen zu lassen, und darauf sollte ein Bassist die Strafode[1] absingen — ja zum erstenmal haben wir den miserabeln Winkelmann hergewünscht, der dazu eben recht wäre, mit seiner Unternehmungssucht. Schelling möchte toll werden, daß er es nicht vermag. Luise und Julchen sind erbötig sich zu verkleiden und mitzusingen. — Schelling nimmt Luisen in den Arm und führt arge propos. — Will Dich denn keiner von den Künstlern dort umsonst mahlen, mein guter Freund?

[1] Beides aus Schlegels „Ehrenpforte".

Ich danke Dir für eine Gesinnung, lieber Wilhelm, die Du äußerst – ihr ⟨Dorothea Veit⟩ würdest Du die Reise nach Franken verbieten lassen, wenn Du die Macht hättest. Ja ich gestehe Dir, ich habe alle meine Kraft und Abstrakzion nöthig gehabt, wie ich es zuerst mit Gewißheit erfuhr, um mich von dem Gedanken zu wenden, daß diese Stelle entweihet werden sollte; ich habe bitterlich geweint und wolte Dir nichts sagen um mich selbst zu besiegen in dieser Empfindung. Die Unwürdige! Unreine! Werfe sie sich dort nur in den Staub – im Lichte, wo sie wohnet, habt ihr keinen Theil an ihr. Und sie hat sich rühmen dürfen, daß sie die Zuneigung meines Kindes besessen? Niemals, niemals. Glaube es meiner treuesten Versichrung.

Arg ist es doch von Friedrich, daß er Dir gar nicht schreibt. Aber mache Dich auf Schamlosigkeit gefaßt. Diese nimmt er von ihr. Wir habens uns im Scherz gedacht: wenn Veit sie nun wieder nähme, weil sie so lange in Leipzig blieb. Lieben kann F. sie nicht – er hat sie schon lange nicht mehr geliebt, sie glaubte es selbst schon nicht mehr in jenem Winter. Aber was er für die Person nicht thut, thut er für die Grundsäze. – Könnten wir ihn auf einmal von ihr weg wieder unter uns an die alte Stelle versetzen, es würde ihm gewiß wohler seyn. Es ist consequent, daß er sich lieber ganz entfernt von uns, da er nicht von ihr kann. – Ich bin auch überzeugt, zwischen ihm und Schelling liegt blos dieser Stein als unwegräumbar.

Versäume nicht mir zu schreiben, wenn es auch nur kurz ist. Wenn einmal kein Brief kommt, bin ich gleich wie desorientirt. Lebe recht wohl.

An A. W. Schlegel 6. Juli 1801

Schelten will ich nicht; Du wirst schon selbst ermessen können, welche Fassung dazu gehört, wenn man glaubt einen dicken Brief für sich in der Hand zu halten, und dann ist es Manusscript[1] für Jedermann, aber ich will denken, es sey für das

[1] Des Musenalmanachs s. S. 252.

Vaterland, und spartanische Resignation üben. – Indessen habe ich gelesen, da mir außer Deinen und Novalis[1] Beytrag alles neu war; dieser lezte ist mir der liebste geblieben. Ja, wenn Tiek dicht und gediegen werden wollte! Die Zeichen im Walde sind viel zu sehr auseinander gezogen, was die Lebenselemente betrift so gehört er zu der Classe der Nebler und Schwebler.

Lieber Wilhelm, welch ein Spaß! In diesem Augenblick wird mir ein Brief gebracht, ob er hier ins Haus gehöre, à Mr. Eduard d'Alton chez Mr. le Professeur S., und nun weiß ich freylich, was daran ist. Eduard ist der Liebhaber, den Mad. Veit vor einigen Jahren hatte, das Urbild vom Florentin[2], dessen Portrait sie besaß und dessen Geschichte sie Augusten so überflüssig erzählte. Sie wurde nachher etwas dafür bestraft – jene Zeilen, die Florentin Julianen zurückläßt hatte ihr dieser Eduard geschrieben, und da sie mir das Manuscript vorlas, erkannte Auguste sie sogleich und berief sie mit dem herzlichsten Unwillen darüber, daß sie so Preis geben könnte, was ihr jemand geschrieben, den sie lieb gehabt hätte, sie sagte ihr geradezu, Pfui, Mad. Veit, nun kann ich Sie gar nicht mehr leiden! Die Veit wollte einlenken, leugnen, daß die Zeilen wirklich von dem Eduard kämen, aber das machte es natürlich für Auguste nicht besser, und die Lektüre wurde ganz aufgehoben. Dieser Eduard Alton war schon einmal zu Friedrichs Zeit in Berlin und ging damals nach Amerika – jetzt ist er mit ihnen von Leipzig hergekommen.

An A. W. Schlegel 10. Juli 1801

Ich habe nie ein Unrecht in Deinem Handel mit Unger erblickt, deswegen können wir alle doch wünschen, daß Du lieber ein Unrecht verschmerzt oder noch leichter genommen hättest um diesen dummen Erfolg zu verhüten, wie Du es wahrscheinlich

[1] Sechs „Geistliche Lieder" usw. – [2] Dorothea Veits Roman „Florentin", 1801.

selbst wünschest. Es wäre überhaupt schlimm, wenn sich ein ordentlicher Mensch nicht Einmal in Verlegenheit setzen und etwa eine unrichtige Maasregel ergreifen dürfte; ist man selbst tüchtig und ist von tüchtigen Dingen die Rede, so gleicht sich das doch bald aus. Tiek hat darinn recht, daß die Sache alleweil so und nicht besser steht, wird denn das aber in künftiger Ostermesse gewiß noch derselbe Fall seyn? Die Herren besinnen sich denn doch, und Du mußt Dich allerdings nicht auf geringere Bedingungen einlassen. Nachlassen must Du nicht daran zu arbeiten, sobald Du Dich von eignen Dingen abmüssigst, denn wenn Du nur Leben und Gesundheit behältst, so trittst Du dann plözlich damit hervor, und hast den Gewinn im Ganzen. Du solst mich noch besser dazu anlernen, da ich jezt so gelehrig bin, um das Stück Arbeit beständig unter der Hand zu fördern. Um die Einmischung der Pfuscher indessen zu verhindern kündigtest Du den Vorsaz an den Shakespear demnächst im Ganzen zu liefern, da Du, wenn der Proceß verloren wird und zwischen Unger und Dir auch sonst keine Annäherung statt findet, ja doch etwas öffentlich bekannt machen mußt.

War ich mit Dir in Berlin, so erlaube mir zu erwähnen, das Ganze hätte sich vielleicht nicht so zugetragen, oder ich konnte nachher mit Anstand ein besänftigendes Wort dazwischen stellen. So viel über den Shakesp. Wenn Du Dein eignes Stück aufführen siehst, so wirst Du Dir wohl gar nichts mehr aus dem Sh. Übersetzen machen. Du kannst auch immer das Einrichten einzelner Stücke desselben praktiziren. – Freund, sind es denn Trimeter?

Daß nun der Fortunat bey Tiek so wenig Fortüne gemacht, das ist ein capriccio – Darum hättest Du ihn nicht schimpfen müssen. Überhaupt begegne ihm doch nicht unsanft. Tiek weiß, daß Du zuweilen hinter der allerdings sündlichen Nachlässigkeit Deiner Freunde her ein Treiben wie das Treiben Jehu verführst, Das macht ihn rebellisch. Ein wenig habe ich ihn auch in Verdacht, daß er selbst noch einige Schauerstücke wie vom

alten Wulfen ⟨„Zeichen im Walde"⟩ zu verfassen gedenket, und um für sich alles aufzusparen, was der Leser von Haarsträuben im Vorrath hat, die andren abschrecken möchte. Wie viel Gespensterhistorien habt ihr denn? Den schlanken Fortunat kann man doch dahin nicht eigentlich rechnen, er macht ja so grauliche Ansprüche nicht. Was er Bürger darin nennt, ist wohl, was wir hier die alte nordische Idee von Untreue genannt haben. — Übrigens was den wahren Schauer erregt, da gilt nur der Pfarrer ⟨von Drottning⟩. Nach der Geschichte können sich zehn Teufel aufs Grab setzen und locken keinen Christenmenschen ein Kreuz ab. — Dein Jahrhundert[1] kommt doch in den Almanach? Tiek denkt auch, man kann etwas göttlich Komisches Tag für Tag machen! Wir wissens wohl, daß dieses Dein eigenthümlichster Triumpf ist, aber eben darum will es auch eine volle Inspiration. Schelling redet fast eben wie Tiek, er möchte wohl, daß Du alle Monat dergl. machtest, damit er so göttlich viel Spaß zu genießen hätte. Er sagte auch noch lezthin, er wäre überzeugt, Schillers ganze poetische Laufbahn habe Goethen nie einen so ächten Beyfall oder vielmehr Mitfreude abgelockt als die einzige Reise im Kotzebue.[2] Vertrag Dich ja wieder mit Tiek, hörst Du.

Gries hat sich zum Correctior des Almanachs angeboten zur Vergeltung dessen, was Du am Tasso gethan. Du kommst aber indessen wohl selbst, denn so viel ich mir zusammenbuchstabiren kann, darf ich Dich im Anfang des Auguste erwarten. Aber das denke nur nicht, daß ich nachher Parthie nach Berlin mit machte, das scheinet mir unzweckmäßig. Will Schelling sich mit Gewalt philosophisch unterreden, so muß er allein hingehn. Du weißt nicht, wie stark das Licht ist, was Du uns mit wenigen Worten über Fichte gegeben, (das aber nicht misbraucht werden soll). Er ist also wirklich ganz ungläubig? Wozu hat er denn den Brief an Schelling geschrieben, den ich Dir, glaub ich, zeigte. Um ihn, zu Vermeidung des Ärgernisses, hinzuhalten?

[1] Das Fastnachtsspiel s. S. 221. — [2] „Ehrenpforte."

– Bring doch im Ernst Schleyermacher mit; ich will ihm schon ein Plätzchen im Hause bereiten und mich mit ihm philosophisch unterhalten, nur nicht religieus. Schelling sagt, dies sey der erste Geistliche, der ihm je vorkommen, aber ich kann gar keinen Geistlichen brauchen.

Hege die Hoffnung nicht, daß Friedrich genesen könnte. Es geschieht nicht, weil es nicht nach und nach geschehn kann. Dürfte er sich den leisen Eingebungen überlassen und dem dunkeln Ekel an solcher Gemeinschaft – heute nicht hingehn, wenn ihn das Herz nicht triebe, und morgen so weiter, so wäre er gewiß bald los und ledig, allein hier findet keine Freyheit mehr statt, dies ist eine der hartnäckigsten Ehen und der unvertreiblichsten Krankheiten, weil die Gesundheit selber sie nicht aufhebt.

An A. W. Schlegel 19. Juli 1801

Ich habe Deine reiche Sendung erhalten, aber noch Alles in meinem Verwahrsam. Fromman hat mir nichts abgefordert; indeß thut das nichts, da er mit Cotta schon einig geworden war und nur um nähere Bestimmung ihn befragte.[1] Die Hauptsache ist ausgemacht, daß er den Druck übernimmt, und so wird er auch zu seiner Zeit vor sich gehn. Gries kannst Du immer als Correktor acceptiren. Da er nichts Eminentes in Vorrath zu haben scheint, sondern nur sich verlauten läßt, wenn man ihn aufgefordert hätte, so würde ihm das einen Anlaß gegeben haben etwas Eminentes zu machen, so behüt uns Gott, daß er einen streitigen Punkt mehr zwischen den Herausgebern abgeben sollte, die so plözlich eine Wolke von Staub zwischen sich zusammen gefegt haben. Und das dauert noch fort, und ihr wollt nicht inne halten, damit er sich lege und ihr euch wieder hell und klar erblickt? Du bist so gut gewesen und hast mir Tieks Brief mitgetheilt, so kann ich auch mein Wort dazu sagen. Über den Fortunat durftest Du wirklich nicht mit ihm hadern und thust

[1] Cotta war der Verleger, Frommann der Drucker des Schlegelschen Almanachs.

das auch sonst nicht um Deine Gedichte – so wenig wie ich um mein Urtheil, das bey Tieks Ansicht allerdings sehr schlecht weg kommt, da ich ihm meinen entschiednen Beyfall nicht verhehlt habe. – Den Leonardo[1] erkennt Tiek nun an, und vor dem Bildniß des maylandischen Herzogs mußten ihn auch wohl jene innigen Töne wie diese aus der Tiefe ans Licht gebrachten Pinselstriche durchdringen. Ich will nicht dasselbe dem Fortunat prophezeyhn, ja nicht dafür stehn, ob ich ihn selbst in der Folge nicht schwächer finde wie zu Anfang, wo ich mich mehr an die Rosen gehalten wie an den Schauer. Tiek ging nun vom Gegentheil aus, es scheint, daß Du ihn selbst dazu veranlaßt hast. Allein sind nicht Hadern und Gründe oft so unnüz wie gute oder schlechte Rezensionen? Alles kommt über kurz oder lang an seine rechte Stelle zu stehn im Gemüth der Welt und im Gemüth des Individuums. – Ich gebe auf mein eignes Urtheil nur nach Jahr und Tag etwas, deswegen lege ich so ungern gleich Rechenschaft ab, und Du mußt mir auch jetzt erlauben, daß ich alles Überschickte in meinem gewiß andächtigem Herzen noch verwahre, ohne darüber zu reden. Wir werden uns mündlich damit ergötzen.

Das berufen auf andrer Beyfall konnte Tiek vollends nichts gelten – es ist da einiges in seiner Antwort, was ich nicht verstehe. Fast dünkt es mich, als wenn er seine Schwester ⟨Sophie Bernhardi⟩ und Dich in Verdacht hätte, als wenn ihr euch mit zu viel Nachsicht bewundertet. – Nur das möcht ich mit ihm fragen, wie kommt Friedrich daher? – Hat Fr. denn auch den Fortunat verworfen? – Aber dem sey wie ihm wolle, so ist es auch mir gewiß, daß auf Friedrichs Urtheile über Produkte der Kunst nichts von außen hinzu kommendes Einfluß hat; er ist der selbstständigste darinn von euch allen und ohne Caprice, von der Tiek nicht frey ist. Niemand würde es mehr leid thun wie mir, wenn Du Dich gegen Friedrich von dieser Seite einnähmest, denn Du thust es selbst, kein andrer.

[1] W. Schlegels Romanze „Leonardo da Vinci".

Überhaupt, mein lieber Wilhelm und mein guter Wilhelm, laß Friedrich ja völlig gewähren in Allem und dem, was jetzt vor seyn mag, wovon ich freylich nicht ein Wort weiß. Du würdest durch die geringste Einmischung jedes schlimmer machen, und Dir selbst vergeben und Dich in das Ansehn des Wankelmuths bringen, indem Du Dich mit einmal auf die andre Seite zu werfen schienest und gegen eine Person sezetest, die Du selbst nur zu sehr angehört hast, und über die Du erst seit so sehr kurzer Zeit anders denkst, mir selbst ist es unbekannt wodurch — es hätten auch eigentlich keine facta nöthig seyn sollen um sie in ihrem Betragen und ihrer Persönlichkeit wiedrig und niedrig zu finden. Alles, was Du jetzt thun möchtest, würde nur den Glauben Deiner Freunde an Dich schwächen. Bleibe ganz ruhig. — Mir komt es unwahrscheinlich vor, daß sich eine Katastrophe ereignen wird — sage mir, was Du weißt, ob ich dann vielleicht selbst darauf hoffen kann. Hoffen — denn ich gebe Friedrich ungern für immer auf und ich muß, wenn er in dieser Vereinigung beharrt, weil er innerhalb derselben jeder schamlosen Handlung fähig wird. Was ist das mit dem d'Alton, ich rathe vergebens herum. Gieb mir Kunde davon, wenn Du es nicht schon gethan hast. Ich spreche mit niemand über die Veit und erfahre also kaum einmal zufällig ein allgemeines Gerede. Du drückst Dich so aus, daß ich mehr als Vermuthung vermuthen muß.

Du schriebst lezthin, Du wolltest durchaus nicht über Ende Jul. in Berlin bleiben, aber es ist wahr, guter Freund, Du verlierst an der gewohnten biedern Zuverlässigkeit — ich kann niemand eine ferme Antwort geben, der mich fragt, wann Du kommst. Du wirst sagen: „da bin ich schön angekommen, ich sende ihr die Aktenstücke und sie nimt sich alle Texte daraus um mir den Prozeß zu machen!" So ist es auch. Meynest Du, Du dürfest allein den Richter Deiner Freunde machen? Ja ich nehme mir noch die Frage aus dem Brief — warum mishandelst Du auch die Freunde zuweilen so, setzest ihnen so hart zu,

haſt gar keine Schonung und gehſt ſo brüsk mit ihnen um, als wie von Gott dazu berufen?

Mich deucht, ich wäre von Gott erſehn
Die Trägen und Träumer zu treiben.

Man giebt Dir zu, Du biſt der Rührige, der immer Helle und Wache unter ihnen, Du thuſt damit, was Du kannſt — und ſie thun eben auch, was ſie können. Ich will damit nicht behaupten, daß nicht in Friedrichs gedankenvollen Müſſiggang etwas Sündliches liegt, eine Übermacht ſelbſt des ſinnlichen Triebes, jeder entnervenden Ausſchweifung gleich zu ſetzen — oder daß Tiek nicht etwas zu ruhmredig iſt, indem er von den Planen zu ſechs Werken ſpricht, aber ſie haben doch auch ſchon etwas hinter ſich, und das Treiben wirkt gegentheilig nach außen hin und als Gewohnheit nachtheilig nach innen zu. — Glaube nur, allerliebſter Freund, Du kannſt einem recht ſchlecht begegnen, und haſt mich auch hart angefahren, lange ehe ich eine leidenſchaftliche Urſach dazu in Dir gereizt hatte. Man hat gar kein Mittel, man muß es Dir rein als ein Poſtulat zugeben und übergehn, oder rebelliſch werden. Solches erkläre ich im Nahmen aller der Deinigen, die es jemals geweſen ſind, ſind, und ſeyn werden, denn nichts wäre mir lieber, als wenn ſie ſich alle in Werthaltung und Zuneigung um Dich verſammelten, und Du kannſt mich wohl anhören, denn ich bin nicht mehr von dieſer Welt, nicht etwa Deine Frau, von der Du Dir nicht drein reden laſſen wilſt.

Wenn der Allmanach der geiſtlichen Lieder von Novalis entrathen kann, ſo ſcheint mir auch, ſie müſten lieber auf eine Gelegenheit geſpart werden, wo man ſie zu einem vollſtändigeren Denkmahl für ihn brauchte. Wollet ihr nicht den Oſterdingen mit allem von ihm Vorhandnen zuſammendrucken laſſen?

Nun, ich will einmal ſehen, wie Bury Dich zeichnet. Er wird doch keinen Tyrannen aus Dir machen wie aus Goethe[1], der ſich an beyden Armlehnen feſte hält. Es kann nun ſchon

[1] Fritz Burys Goethebildnis in Weimar.

fertig seyn. – Knebel ist 8 Tage mit seiner Gemahlin hier gewesen, und zwar mit der Absicht sich hier niederzulassen und sogar anzukaufen. Ich habe ihn nicht gesehn, er wuste unstreitig, daß Du nicht hier warst. Dir würde er wohl als Mitbewohner dieser närrischen Stadt nicht unangenehm seyn.

d. 20sten. Ist denn Unzeline weg? Ich glaube, der Tiek deutet auch gar auf die. Liebster Freund, kehre Dich an keinen, aber geh auch glimpflich mit allen um. Am Ende Deines Briefs steht noch, Du habest Dich wiederum und abermals mit ihm gezankt. Schick mir nur alles, wenn ich Dich nicht etwa zu sehr abgeschreckt habe. Ich mache nun weiter keinen Commentar, ich habe das Meinige gesagt als Deine treue Freundin, die ich immer seyn und bleiben werde

in Ewigkeit Amen.

Erzähle mir ja vom d'Alton. – Schelling arbeitet viel und wird immer mehr Eins mit seiner Philosophie. – Alle grüßen.

Hier ein oekonomischer Beywagen auf beliebige Zeit, welches ich damit anhebe Dir zu melden, daß ich Hexameter zu machen gelernt habe, formale nehmlich. Werde nur nicht böse und sprich, das hätte ich nie von Dir lernen können, wie Du wohl zu thun pflegst – Du dummer Freund, warum hast Du es nicht recht angefangen? Schelling hat mich hingesezt und mir es auf dem Papiere mit — und ⏑ vorgemahlt, nun hab ich es begriffen. Wenn sich nun wolten Gedanken, Bilder, Schwung und Form in Eins schmelzen, so könt ich dichten, aber es liegt alles besonders auf der Schüssel wie ein Heringssalat von Mad. Tiek. – Was die Haushaltung betrift, so hab ich zulezt etwas mehr gebraucht wie 3–4 rh. die Woche, weil ich eine Person mit ganz gutem Apetit mehr zu ernähren hatte. Wärst Du hier, so würden wir wohl sehr wenig mehr brauchen. Schelling bezahlt zu gleichen Theil mit Luisen und mir. Auch allen Wein, wie Du siehst. Ich bin einmal nach Weimar und lezt einmal nach Burgau ohne Schelling gefahren, ja dann muß ich es allein stehn. Übrigens sind wir oft ausgefahren durch Schellings Vorsorge

und Galanterie. Überhaupt ist alles theuer. Überhaupt glaube ich nicht einen Pfennig muthwillig ausgegeben zu haben und besonders das Hausgeräth ist das äußerste Bedürfniß gewesen.

Eines verkünd' ich Dir nur und Du bewahr
es im Herzen.

Auf Ostern geht unsere Miethe zu Ende, erlaube, daß ich sie auch alsdenn aufhebe. Ich denke, Du wirst meine Gründe deshalb gelten lassen, wenn ich sie Dir sagen kann, schreiben ist weitläuftig. Auch bringst Du wohl ein wenig meine Abneigung in Anschlag so wie auch die Theurung und daß uns manches ganz ungenutzt leer steht. Ich wollte, ich hätte diesen Frühjahr schon die Änderung treffen können.

An A. W. Schlegel 27. Juli 1801

Dein lezter Brief traf mich im Bette an, und zwar nicht auf eine natürliche Weise, sondern höchst grausam und unnatürlich; Krankheitshalber, und Du wurdest nun auch eine von den feindlichen Mächten, die mir zusezten. Dieses soll nicht Dein strenges Gemüth erweichen, ich erzähle Dir nur, wie mirs geht. Das feuchte Wetter, welches freylich ein gelinder Ausdruck für diese Sündflut ist, die uns die Ernte eines herrlichen Jahrs vielleicht niederregnet, war unstreitig der Anlaß meines Übels, indem ich an einem schönen Morgen mit einem über und über geschwollnen Gesicht aufwachte. Ich habe mit Kräutern baden müssen, ich bin sehr schwach gewesen und bins noch so leidlich sehr. Übrigens ganz leidlich vergnügt.

Hast Du Dich an meinen Brief Nr. 1 schon geärgert, wie wird es dem Nr. 2 gegangen seyn! Ich verspreche Dir im voraus, daß ich auf Deine Antwort nicht wieder antworten will. Wie Du von Dir sagst, ich habe in guter Meynung alles geschrieben, in pur guter Meynung und in der besten von Dir. Wenn Du meine Weisheit dumm befindest, das nehm ich nicht übel, aber Dein Mistrauen, das eine so ernstliche Empfindlichkeit erzeugt. – Du nimmst mir erstaunlich viel von meiner Ar-

tigkeit und Anmuth, wenn Du mich furchtsam machst. Es ist Dein eigner Schade.

Wegen der Berliner Reise – nichts von Hader! alberner Freund, warum hast Du vergessen, daß das Wort unzweckmäßig oder zweckmäßig ein Sprichwort unter uns war, seiner Pedanterey halben und weil es sich manche Damen angewöhnt hatten, die Schillern, die Nuys – ich unterstrich es im Schreiben wie im Reden, es lag gar nichts dahinter und ich erkannte wohl, daß Du gütig warst mir die Reise anzubieten, die freylich nicht sehr ernstlich von mir gemeynt war, aber um den Zweck Dich abzuholen hätte ich wohl Ernst daraus gemacht. Amen.

⟨Über Friedrich und Dorothea:⟩ Verzeih mir, daß ich nach Deinem ersten Bericht glaubte, Du könntest Dich drein mischen wollen. Bedenke zugleich, ob mich wohl nicht ein gerechtes Gefühl davon anwandeln kann, daß Du mich mit meinen Äußerungen und Beschwerden über diese infame Person noch ganz kürzlich so abgewiesen hast, als ob sie nicht von mir anzutasten sey, als ob sie die Verständige, Beständige und Honette wäre – ich mag es nicht weiter ausmahlen. Was Dich in meinem zulezt geschriebnen Brief wieder kränken könnte, das schreibe auf diese Rechnung. Und wenn ich dann im Allgemeinen die auffahrende und beharrliche Hitze anklage, in der Du fähig wirst, solche Schmach anzuthun – o sage mir, habe ich denn da nicht auch Recht? (um Dir Deine lezte Frage zurückzugeben). Aber komm nur, wir werden Freunde seyn. Unser Leben ist sehr einfach und Spazierenzugehn die meiste Bewegung desselben. Ich thue gar nichts mehr als schlafen, essen, trinken, lesen, beten, und gehen, wenn ich kann, denn oft werde ich zurückgelassen und in solchen Stunden wünsche ich freylich eine Wohnung zu haben, die mich wenigstens nicht so traurig einschließt, da man sie hier haben kann. – Schelling denkt im Herbst auf jeden Fall eine Reise zu machen. Er ist nicht eben auf Berlin erpicht. Was Du vom Fichte sagst – und was noch jemand anders von ihm gesagt hat – das ist eben auch unsre kühne

Meinung, die wir uns aber manchmal selbst wieder ausreden und überhaupt vorsichtig damit umgehn. Er hat seine Simsonslocken mit dem Catheder verlohren.

Bringe mir also Dein Bild, denn ich will es haben. Meines sollst Du auch haben, und ich wäre vielleicht von selbst so anmaßlich gewesen es auf Deine Stube zu hängen, wenn es nicht in der Meinigen an der Wand einen häslichen Fleck zurückließe. Du must warten bis zur künftigen Wohnung.

PS. Kommt ein schlechter Brief, so antworte ich nicht eher, bis ein guter da ist.

An Sophie Bernhardi in Berlin 24. August 1801

Gern möchte ich Ihnen danken, daß Sie mir Schlegeln so hübsch und gesund und muthig wieder zugeschickt haben, aber ich hätte fast Lust ihn Ihnen auch wieder zurückzuschicken, denn wir können nichts mit ihm anfangen. Wir sind ihm alle nicht gut genug, und nichts will ihm so gefallen wie die Stäte, von welcher er kömt. Er schreyet nach Berlin, welches wohl nur die Bernhardis heißt, dort hat man ihn gepflegt und er hat nach seines Herzens Begehr gelebt, und hier ist alles eitel Stückwerk. Also, meine Liebe, wird es wohl mit dem Dank nicht viel werden, aufrichtig gesprochen, denn Sie haben uns den Freund verdorben. Ich werde ihn sauber emballiren, und nur froh seyn, wenn er nicht etwa von der kurzen Pönitenz ganz zerbrochen bey Ihnen ankommt. Wenn es mir möglich ist, will ich ihn selbst überbringen, um zu sehn, wie er einmal recht zufrieden ist. Wenn ich mir recht die Freude überlege ihn so zu sehn, so erweicht sich denn doch mein Gemüth wieder zur Dankbarkeit gegen Sie und ich denke mit Vergnügen an die Stunde, wo ich Sie sehn werde.

An A. W. Schlegel in Berlin 16. November 1801

Du guter lieber Schlegel, daß Du glücklich angekommen, ist mir in so weit recht lieb – nehmlich in so weit Du keine Be-

schwerde davon auszustehn hattest, die doch einigermaßen nicht gering gewesen zu seyn scheint, weswegen ich denn auch allenthalben Lärm geschlagen habe, und wenn Tiek[1] und Dein Bruder dereinst kommen sollten, werden sie wohl über Halle gehn. Dem ersten flüchtigen Künstler ist das große Unglück begegnet, daß sie ihm seine Form des Goethe sehr schlecht gemacht haben, so daß er nun sehr viel damit zu thun hat, um die Büsten dem ungeachtet sehr gut heraus zu bringen; und dem andern, welches der schwerfällige Künstler ist, fleckt es mit dem ersten Akt[2] auch nicht so, wie man wohl dachte, kurz und gut, diese Woche wird noch nichts daraus. Auf den Sonnabend ist Nathan der Weise. Ich hoffe hinüberzugehn, denn ich bin heut recht gesund, dann bringen wir Tiek mit. Von uns weg ging er zu Fuß – ich lag auf dem Sopha in großen Leiden, gab ihm aber Schelling und Julchen bis über die Mühlen im Thale hinaus mit, die mir denn ein lebendiges tableau davon mitbrachten, wie er in seinem abgeschabten Rock, an dem einen kein Häärchen mehr reibt, wenn man drüber hinfährt (unter uns, ich habe es probirt, wie ich hinter ihm stand, derweil er Schelling zeichnete), mit einem Stabe, in der Tasche nichts als eine Rolle Papier, die lang heraus guckte, die Heerstraße hinauf gewandelt ist, ganz dünn, dünn, und die blonden Haare ihm ins Gesicht flatternd. Einige Silberthaler hab ich ihm doch noch mitgegeben, für Schellings Bild 2 Carolin. Er wollte durchaus nicht mehr, denn er sagte, er hätte jeden Tag noch überdem 1 rh. hier erspart und viel dabey gelernt, weil es doch sein erstes großes Bild ist. Die Ähnlichkeit ist vollkommen heraus gebracht, es ist ein durchaus wahres Bild. Nur die Stellung des Körpers ist ihm nicht frey

[1] Der 25jährige Bildhauer Friedrich Tieck kam, von Paris her durch W. v. Humboldt empfohlen, Anfang September nach Weimar, wo er seine Goethe-Büste schuf. Für den Winter ging er, zusammen mit Friedrich Schlegel, nach Berlin; im nächsten Jahre kehrte er nach Weimar zurück, wo er Arbeiten am Neubau des Schlosses ausführte. – [2] Fr. Schlegel dichtete an seiner romantischen Tragödie „Alarkos".

genug gerathen. Goethe ist auch sehr zufrieden damit, er trug es ihm hin, und Mephistopheles ⟨Heinrich Meyer⟩, der mich besuchte und es bey G. gesehn hatte, machte in Absicht der Manier die Bemerkung darüber, daß es ganz plastisch gebildet seye, gleichsam modellirt im crayon statt im Thon. Streng ist freylich die Manier nicht, und ein jeder muß einsehn, daß die Zeichnung von Bury in Absicht auf die Zeichnung ein ganz ander Ding ist. Mephistopheles meynte auch, ungeachtet seines Glücks in der Ähnlichkeit könnte Tiek freylich noch Jahr und Tag nöthig haben, ehe er auf eine andre Art als diese schwarze Kunst ein gutes Bild zu Stande brächte. Von der Büste sagte er, sie sey über seine Erwartung gut, (der Satan!) denn er habe durch die Ausführung und das Detail, die sehr fleißig seyen, der ersten schönen Anlage nichts genommen.

Goethe hat mir den Flaxmann[1] noch einmal schicken müssen, den er mit hier hatte. Zum Unglück war Tiek schon weg, der ihn aber auch schon einmal flüchtig hier durchblickt hat. Dante und die Trauerspiele ⟨Äschylos⟩ sind mir gleich schön erschienen wie das erstemal, besonders Dante noch mehr. In der Ilias und Odyssee sind viel schwache Blätter, allein seine Flußgötter würden gewiß den Preis verdient, vielleicht auch davon getragen haben. Es ist eine vortrefliche Verbindung zwischen dem Streitenden und den zwey Wiedersachern, diese wachsen aus dem Fluße und mit ihm zusammen und die Leichen der Trojaner werden geschleudert, wie es sich gehört.

Die Meinigen grüßen Dich, und ich grüße die Deinigen. Wie stehts? meynen Bernhardis noch immer, daß sie einen sanftmüthigen Hausgenossen an Dir haben? Hast Du das Rauhe noch nicht herausgekehrt? Adieu, mein liebes gutes Herz.

---

[1] Die Umrißzeichnungen Flaxmans hatte Goethe durch W. Schlegel kennen gelernt. Beider Urteile sind wiedergegeben in der Flaxman-Ausgabe des Insel-Verlags, S. 4ff.

Wir liegen hier noch immer vor Anker, haben Windstille, das Schiff will nicht vor noch rückwärts. Das ist so zu verstehn, Tiek ist noch da, die Bücher sind noch da, die Calender sind noch nicht da, Geld ist noch nicht da, die Aufträge sind noch lange nicht ausgerichtet, und ich würde heut gar nicht schreiben, wenn mir nicht bange wäre, Du möchtest gar bange werden. Das werde nun ja nicht, mein lieber Wilhelm, auch nicht nach diesem Eingange, denn eigentlich stand ich an zu schreiben, weil ich in wenig Tagen meine Epistel frey mit unsern Reisenden hätte ziehn lassen können. Tiek kommt morgen ganz gewiß hieher, und geht am Donnerstag ganz gewiß hier ab.

Heute wirst Du etwas zu sehn bekommen, denn Du siehst doch wohl Jeanne d'Arc?[1] Oder tröstest Du die Kleine, die vielleicht nicht ins Schauspiel gehn mag? ich kann mir vorstellen, wie sich die Kleine ärgert, gewiß mehr als sie groß ist.

Du wirst durch ⟨Friedrich⟩ Tiek und Friedrich noch an Annehmlichkeit des Aufenthalts gewinnen. Laß Dich nur nicht zu sehr zerstreun. Was Du mir von Friedrich und der Veit[2] erzählst, ist mir freylich auch völlig neu. Wie haben denn die Schwierigkeiten von Dresden überwunden werden können? Ja, wie machen sie das alles möglich? — Gestern betheuerte Schelling wieder und aus dem Innersten, daß er Friedrichs Freundschaft suchen würde, und an keine Feindschaft mehr denken, wenn die Veit nicht mehr wär. Was hilft es alles? Mir ist selbst oft, als könnt ich nicht ruhig sterben ohne mich mit ihm zu verstehn. Wenn sie nur jemand todschlagen wollte, ehe ich stürbe.

Ich habe das Bild ⟨Augustens⟩ von Leipzig erhalten, und

[1] Am 23. November war die Erstaufführung von Schillers „Jungfrau" in Berlin. Friederike Unzelmann hatte die Titelrolle nicht erhalten, vielmehr Henriette Meyer, mit der W. Schlegel gleichfalls verkehrte. — [2] Dorothea ging nach Dresden, wo sie mit Friedrich zusammentraf; sie siedelten nach Paris über.

will diesen lieblichen Schatten nicht wieder von mir lassen. Lebe wohl, mein guter Freund. Vergiß mich nicht; grüße die Bernhardi. Schreibe mir alles, was Dir begegnet.

Du wirst fragen, was ich thue. Ich thue nichts, mein Lieber, und habe fast schon einen halben kleinen Petrarch[1] übersetzt.

An A. W. Schlegel 26. November 1801

Endlich rückt es aus der Stelle, und so Gott will, wirst Du wirklich erleben, daß ‹Fr.› Tiek Dir dieß einhändigt. Wahr ist es aber auch, daß der arme gequälte Freund nicht um einen Tag eher hätte kommen können. Es wird nun eine große Herrlichkeit seyn, Du kanst auf ein Weilchen zurückstehn müssen. Ich für mein Theil liefre euch hiemit nun alles aus, was ich bisher noch an Zuthaten des Lebens besessen habe, wohin Tiek mit seinen Bildern in Gips und crayon doch zu rechnen war, mir bleibt blos das reine Leben. Einen steinernen Gast hat mir Tiek zurückgelassen als Gastgeschenk. Der alte Meister ‹Büste Goethes› steht auf einem runden Tisch in der Ecke zwischen den beyden Fenstern. Ich lasse aber etwas machen, um ihn noch besser zu stellen, einen hohen Kasten nach Tieks Angabe, der ein Schrank ist und Bücher enthalten soll. Es ist eine vortrefliche Ähnlichkeit, wie Du sehn wirst, ohne allen Schmuck. Schillers seine ist mit weit mehr Prätension gewendet und angelegt, aber diese muß sie mit ihrer Einfachheit erdrücken, wenn sie daneben gestellt wird.

‹Geldsachen.› Gestern kam kein Brief von Dir, und das war mir gar nicht recht. Diesen Morgen schickte Schelling einen, das war mir denn sehr recht. Ich habe sehr lachen müssen über das alte Schwerd der Jungfrau von Orleans. Es ließen sich wohl keine üblen Späße auf diese Jungfrau als Jungfrau machen und auf Schiller zugleich mit seinen edleren Gestalten.

Nur Ein Hemd bekommst Du, alles Treibens ungeachtet. An diesem habe ich die Stickerey diesen Nachmittag noch ge-

[1] Ein Sonett Petrarkas.

Friedrich Tieck: Goethe

macht mit der lezten Kraft meiner Augen. Alleweile wirds gewaschen. Zu dem 4ten findet sich schon wieder Gelegenheit.

Gestern kam Friedrichs kleines Mädchen mit einen Zettel, worin er mich frug, ob Tiek schon da wär – zugleich überreichte sie mir eine Flasche mareschino. Julchen und ich sahen uns mit großen Augen an, ich gab sie zurück, das kleine Mädchen wollte sie aber gar nicht wieder nehmen, bis es sich auswies, daß sie auch ein ofnes Zettelchen für Mereau hatte, dem Friedrich diesen liqueur zum Verkauf anbot, weil er einen zu großen Vorrath habe. – Schick uns bald welchen, mein guter Schlegel. Aller der Weimarsche ist doch schlecht. Friedrich bekömmt er aber gut, er war diesen Morgen im Zimmer um den Goethe zu sehn, Gott behüt ihn, er wird recht dick. Sie werden ihn in Berlin darüber berufen, und er legt ein gut Zeugniß für die Erregungstheorie ab.[1]

Mit Friedrich solltest Du doch suchen es zur Rede zu bringen. Der Schaden greift immer mehr um sich. Du kannst überzeugt seyn, daß sie ihn dahin gebracht hat auch in Berlin gegen mich zu reden, um sich zu sauviren, sie fürchtet über alles, daß man in Berlin schlecht von ihr urtheile, Du hast denn doch noch diese Rechte über ihn für so viel brüderliche Handlungen. Meine Gesinnung kennst Du, und diese Disharmonie zerreißt mich so, wenn einmal meine Seele bey ihr verweilt, daß ich auch jedes gerechte ressentiment gern fahren lasse, um sie aufzuheben. Für mich ist sie nemlich aufgehoben, sobald Du und ich uns mit Friedrich verstehn. Die Veit wiederzusehn das wäre unwürdig, da ich überzeugt bin von ihrer innern Schlechtigkeit, das kann kein Hinderniß für Friedrich seyn, sobald ich ihn nur mit seiner Überzeugung schone. Doch still davon, ich habe Dir nur sagen wollen, daß Du nicht so blos nach Deiner Scheue zu Werk gehn sollst, und überdem daß Du jede Voll-

[1] Browns von Schelling ins Philosophische gewandte „Erregungstheorie" besagte, daß alles Leben in der Erregbarkeit, in der fortlaufenden Reaktion auf Reize bestehe.

macht von mir hast. Sehr gut wärs gewesen, wenn Du Charlotten im Sommer besucht hättest.

Tiek wird Dir sagen, wie sehr ihn das Bild ⟨Augustens⟩ eingenommen hat. Lieber Wilhelm, es ist ohne Vergleich wahrer als alle Zeichnungen und lieblicher. Tiek hat sehr gut das Eigenthümliche des holden Gesichtes gefast. Ich gebe ihm einen der besondern Abdrücke des Todtenopfers[1] mit. Die andern habe ich heften lassen, recht sauber in grau Papier, inwendig hellgrün. Eins sollen Gotters, eins Tischbeins, 2 meine beyden Brüder, eins Schelling und eins ich haben.

Schelling grüßt Dich von ganzer Seele. Du kannst Dich darauf verlassen, daß ich zu Dir komme. Ich habe unter unaufhörlichen Unterbrechungen und etwas Herzweh geschrieben. Leb recht wohl. – So so? also Fichte verweiset Schelling auf den Parnassus? Rosens Schwester heyrathet einen jungen Handwerksmann, einen Nadler, wo Rose uns nun schlechte Nähnadeln herholt. In 14 Tagen ist die Hochzeit. Rose wartet aber auf den, der ihr versprochen hat wiederzukommen.

An Luise Gotter ⟨Ende November 1801⟩

Ich muß mich doch auch einmal persönlich zeigen, meine gute Luise; nur allzu oft muß ich mich auf meinen Anwald bey Dir verlassen, der zwar nicht schlecht ist, aber Du möchtest mich nach und nach nichts desto weniger darüber aus dem Gesicht verlieren, und in den dunkeln Hintergrund stellen, wie eine kranke Person, die an nichts theil nimmt, da ich doch wirklich nicht aufhöre redlich theil zu nehmen an allem, was Dir und den Deinen begegnet.

Julchen wird euch ja wohl ungefähr ein Bild davon geben, wie wir leben. Es ist alles mögliche von ihr, daß sies in meiner Einsiedeley aushält, und wird fürs Zeitliche und Ewige gewiß

[1] Wilhelms schöner Gedichtzyklus auf den Tod Augustens, im Almanach gedruckt.

im Himmel zu gut geschrieben werden. Zuweilen guckt sie in einer recht großen Gesellschaft in die Welt hinein, ohne sonderliches Entzücken, wie mir scheint. – Schlegel schreibt recht oft. Er wird am 1 December seine Vorlesungen in Berlin anfangen vor einer glänzenden Versammlung, fast lauter Adeliche, denke Dir![1] Eigentlich hab ich ihm versprochen schon auf Weynachten hinzukommen, aber schwerlich werde ich vor dem Februar hingehn wollen und können.

An A. W. Schlegel 3. Dezember 1801

Lieber Freund, ich will es in aller Eile noch versuchen einmal mit der Leipziger Post zu schreiben, ob es vielleicht früher ankommt, denn die andre scheint ja gewaltig langsam zu verfahren. Es fehlt mir zwar an Zeit, an Federn, vor einem Augenblick auch noch an Papier, aber durch alle Hindernisse durch macht sich die große Dankbarkeit Luft. Du allerliebster Schlegel, hast mich nicht vergessen, hast alles geschickt, und so kluge Gelegenheit dazu ersehn! o wie schäme ich mich, daß ich Dich in meinem lezten Brief so halb unmuthig gebeten habe. Aber ich war unmuthig, Du must mir verzeihn, wenn Dich auch der ganze Brief nicht freute; es war nun eben so allerley über mich gekommen, ist indessen auch schon lange wieder weggegangen, und ich habe dazu Deinen Mareschino nicht nöthig gehabt, denn ich habe ihn erst heut erhalten. Schelling will sich vor gerührter Erkenntlichkeit ganz von Sinnen thun; der Breslauer hat ihm diesen Morgen schon sein Kopfweh vertrieben. – Eben geht Catel[2] hier weg, der diesen Morgen kam und vorlieb mit uns nahm, wofür er mir erzählen mußte von der Jungfrau und auch von Dir. Er will gehört haben, daß Du der Jungfrau geholfen haben solst, sie angelernt zu ihrer Rolle, (eigentlich hätte sie doch Stunden in der Jungfrauschaft so gut wie im Fechten nehmen müssen) wenn das nun die Kleine erfährt, wird

[1] Schlegel hielt für das gebildete Publikum Vorlesungen über Kunstlehre. – [2] Beim Weimarer Schloßbau beschäftigter Architekt aus Berlin.

sie da nicht bitterböse? obschon so klein. Ich las in diesen Tagen den Sommernachtstraum und habe mir es recht toll gedacht, wenn die beyden die Hermia und Helena einmal zusammen spielen müsten. –

Ich habe Nathan nicht gesehn, das Wetter war gut, ich war wohl, aber die Lust fehlte uns, 1 Carolin dran zu wenden; Schelling sagte mir ein unglücklich Wort, das mir sie wenigstens verdarb: es wäre ja doch nur ein Ding anzusehn wie der Mahomet und würde einem nicht kalt noch warm dabey. Sie sollen gut gespielt haben, besonders Graf und Bohß. Es trift sich wohl noch, daß ichs sehe. Schelling hat Goethe gebeten uns wegen des Jon[1] etwas Bestimmtes zu melden. Sage mir, lieber Freund, wann Du mich nun so eigentlich erwartest und herwünschest. Meine Idee ist, um Weinachten komme ich noch nicht, sondern etwa Ende Januar. Ich schreibe das nur vorläufig, wir müssen noch mehr darüber ausmachen, und uns auch nach dem Gelde richten.

An A. W. Schlegel 10. Dezember 1801

Nach einem Brief von Goethe an Schelling geht spätestens heute der Jon nach Berlin ab, das wird Dir nicht uninteressant seyn. Er schreibt, „mit unsrer Tragödie soll es hoffentlich recht gut gehn", und die Vertheilung der Rollen verspricht es, die Jagemann macht den Jon, Bohß den Xuthus, was sicher günstiger ist, als wenn ihn Becker machte; bey diesem würde eine Art von Karakterrolle draus, und es ist recht vortheilhaft, wenn ihr lieber etwas von dem guten Vorurtheil für die ersten Liebhaber anhaftet – dann Mad. Bohß die Kreusa, Graf den Phorbas, aber die Pythia haben sie doch der Teller gegeben, und daran ist gewiß die Zeichnung von Tiek[2] schuld, weil sie so

[1] Goethe brachte sowohl Wilhelms „Jon" wie später Friedrichs „Alarkos" in Weimar zur Aufführung. Auch um Aufführungen des „Jon" in Berlin und Frankfurt bemühte er sich. – [2] Friedrich Tieck entwarf die Figurinen für die Weimarer Aufführung.

steinalt aussieht, haben sie sie der Malcolmi nicht zugemuthet. Mit dem Apoll waren sie noch in Suspenso – wie, das begreif ich nicht. Hayde hat doch allein die Beine dazu und das Übrige keiner. Es wird vermuthlich noch in diesem Monat gegeben. Ich gehe gar nicht hin, glaube ich, weil ich die Emotion nicht werde bändigen können, darinn bin und bleibe ich kindisch, und Du kannst einige Duzend Trauerspiele machen, ehe ich sie werde mit Ruhe sehn. So ist es gut, daß ich bey Deiner ersten Vorlesung nicht war, ich wäre einem kleinen Nervenfieber nicht entgangen. O Du lieber Schlegel, wie soll ich Dir nur unser hiesiges unsägliches Interresse an Deinem Gelingen sagen! Schelling betrachtet es nicht anders als wie seine eigne Sache. Wir waren am Sonnabend Abend eben dabey im Benvenuto Cellini ⟨von Goethe⟩ zu lesen mit recht frischem Gemüth, ich las vor, Dein Brief kam, und da ich einige Blätter gleich übersah, las ich Deine Beschreibung just in dem nehmlichen Tone fort, was sich sehr lustig machte. Wenn Du Meister Deines Vortrags wirst, so hast Du alles gewonnen, und es kann doch nicht anders seyn, die Übung muß Dich, da Du sonst so wohl zu reden weißt, auch auf diesem Rednerthron befestigen. Daß Du Fichtens Sinn in der Sache nicht trafst, ist ja sehr begreiflich, und wenn er wirklich klug wäre, und aus seinem Ein und dieselbigen Sinn heraus könnte, so hätte er Dich gar nicht danach richten müssen. Rede nur gut und frey und kümmre Dich um nichts. Ich werde ein unendliches Vergnügen haben, wenn Du darin mit Dir zufrieden seyn darfst, bis dahin, wo ich mit meinem Einlaßzettel komme. Und schrecklich lieb werd ich Dich haben, wenn Dir damit gedient wäre! Es ist mir sehr recht, daß Du Friedrich hast, der Dir mit beßrer Einsicht und beßrer Gesinnung wie Fichte beystehn kann. In der Stunde, wo Du liesest, bin ich immer ganz besonders bey Dir, und wenn nur die blauäugichte Caroline einmal die blauäugigte Athene werden könnte, um unsichtbar neben Dir zu stehn, und Dir göttliche Rede in den Mund zu legen. Da Du schon

so allerliebst geputzt und gesalbt bist, braucht ich mich ja damit nicht, wie jene Göttin nicht unterließ, abzugeben.

Schelling wird Dir wohl selbst wegen Deiner Idee, hier im Voraus für künftigen Sommer etwas zu arrangiren, schreiben. Er findet es völlig thunlich und wird sichs ganz besonders angelegen seyn lassen, wozu ihn seine Verbindung mit einigen Tonangebern durch das Disputatorium auch in Stand setzen. Es ist ein empfänglich Volk diese studierende Jugend, schwazt das Kluge wie das Dumme nach, und ist ihnen alles ein bittrer Ernst, möchten sich aber dabey auch gern produziren, was Schelling vielfach erfährt und immer kalt Wasser drein gießt.

Ich hoffe sehr darauf, daß Bernhardis den Sommer über mit uns sind, ich mag sonst auch nicht hier bleiben. Ich gehe auf die Prälatur Murhard ⟨zu Schellings Eltern⟩, und Du und Schelling könnt nach Frankreich zusammen reisen. Ich will euch das Geld dazu leihen, wenn ihr mir nur recht viel schreibt und erzählt.

Wenn Friedrich den verwilderten Roman (Brentanos „Godwi") Theil 2 bey sich haben sollte, so mußt Du Dir ihn doch ansehn, denn es sind Romanzen darin, die ordentlich so aussehn, als wenn sie nicht eben gemacht worden wären, sondern sich vor langer Zeit selbst gemacht hätten. Gedichte so gut wie die besten aus dieser Schule, Einfälle, Wortspiele, derbe gute Szenen, und ein prächtiger kleiner Dichter Haber ⟨=Gries⟩, kurz sehr viel Kluges, nur das Ganze ists nicht, versteht sich, und der ersten Anlage nach ist der Hr. Clemens Brentano nur ein etwas poetischerer Jean Paul, also hat er auch mehr Witz und sitzt ein wenig fester auf, auf der sinnlichen Welt. Was jener an Vergleichen leistet, thut dieser in Wortspielen, aber wahrhaftig nicht übel, gar nicht übel, es hat mich sehr unterhalten. Und wie gesagt, die Romanzen sind gut, die muß man ihm sehr honoriren. — Gries ist auf eine impertinente Weise sogar durch den Tasso bezeichnet, der gar nicht nöthig dazu gewesen wäre, und artig ist es, wie er ihm eben so nothdürftig gelassen hat,

was er hat oder wenigstens hatte. Eine schlechte Sitte sind ich es freylich mit diesen Portraiten in den Romanen, die Friedrich mit unter dieses Volk gebracht hat durch Lucinde, und wodurch sich die erzielte Objektivität vornen über stürzt, und ich weiß nicht, ob wieder auf die Füße, oder wirklich nur auf den Kopf zu stehen kommt. — Wegen Hülsen[1] das freut mich. Er hat eine breite Basis von Empfindsamkeit, allein auch tüchtigen Gehalt. Wenn ich hingegen von neuen Jüngern und Bundesgenossen höre, von jungen Offizieren, die in der Garnison dichten, da wird mir bange, denn es giebt schon gar zu viel dieser Jünger, welche einem weh und übel machen. Laßt eure Toleranz ja nicht zu sehr wuchern, Toleranz ist ein üppig Kraut.

Lieber Freund, Du wirst mich unendlich verbinden, wenn Du mir meldest, wie sich Tiek mit den dortigen Künstlern macht und wie Bury urtheilt, der im Voraus soll etwas den Kopf geschüttelt haben, wie Catel sagte. Die Büste werden sie denn doch respektiren müssen. Ich denke mir, ihr habt sie im Saale mit aufgestellt. Und wie geht es mit dem persönlichen Ansehn des Künstlers? Liebenswürdig genug — wenn nur auch imposant! — nicht wahr? Es ist eine leichte, aber wie ich glaube ehrliche Natur, nichts von den Nücken und Tücken des andern, mehr sichtbare Eitelkeit, alles unschädlich, weniger Reflexion Gottlob, und fast ein dichteres Talent.

Lieber, stimme nicht in die Lästereyen Göthes ein, die sie da unter sich zur miserabeln Mode gemacht haben. Adieu, mein Bester.

---

[1] Jenaer Schüler Fichtes und Mitarbeiter am „Athenäum". Nach dem Scheitern eines romantisch angelegten Erziehungs-Unternehmens nahm sich W. Schlegel seiner freundschaftlich an. Januar 1802 schreibt Schleiermacher, der ihn bei Schlegel traf, von seiner beginnenden seelischen Gesundung. Damals plante Hülsen Vorlesungen in Berlin. (W. Flitner, Hülsen. 1913).

Was Du hier erhältst, mein artiger Freund, ist ein kleines artiges Nachspiel ⟨La maison à vendre, von Duval⟩ was mir Luise noch geschickt hat, und ich in ein paar Abenden frey verdeutscht habe. Ich lege das Original bey, damit Du beurtheilen kannst, ob das Musikalische daran zur Musik des Ganzen gehört, oder füglich weggelassen werden mag; auch nachdem es die Convenienz gebieten wird. Allerliebst muß sich der Handel mit französischen Spiel machen, eure dortigen Schauspieler sind aber wohl etwas zu steife Gesellen für meine beyden Passagiere? Ich denke doch, Du kannsts anbringen. Ins Reine hab ich es nicht durch Julchen schreiben lassen, weil unstreitig der Jon in ihrer Handschrift an das dortige Theater gekommen ist, und Dir das nicht gelegen seyn möchte. Ihr habt ja dort einen Abschreiber. Es fiel mir wohl ein, es auch an Goethe zu schicken, da ich aber noch nicht weiß, ob das Theater in Weimar das mindeste zahlt, so unterließ ich es; Du kannst es ja allenfals von dort thun. Was in den paar Liedern und Duetts wesentliches enthalten ist, habe ich gleich behandelt, so daß nichts vermißt werden wird, außer daß etwa einmal der Frank bey dem Nachbar sich zu schnell expedirt, weil die Dehnung der Musik wegfällt. Diese Musik würde man übrigens in Braunschweig haben können, wo das Stück gegeben wird. Wilst Du mir nun Reparation leisten und die Stücke wieder schicken, die Du mir so höhnisch mitnahmst, so mache ich sie Dir alle zurecht. Luise sagt, die Diligence machte sich sehr hübsch auf dem Theater, und die wollte ich auch schon hübsch bearbeiten. Damit Du siehst, daß es nicht Incapacität ist, daß ich die Reime nicht übersetzt habe, so leg ich ein Pröbchen der angefangenen Übersetzung selbiger bey.

Aber nun etwas von höhern theatralischen Angelegenheiten. Goethe meldet Schellingen, es ginge mit Jon einen sehr guten Gang, sie hoften ihn schon auf künftigen Sonnabend (als den 2ten Feyertag) zu zwingen, spätestens aber 8 Tage drauf.

Nun, da wirst Du doch einige Emotion verspüren! Goethe scheint ungemein zufrieden mit der Anstelligkeit der Schauspieler. Du kannst denken, daß bereits verlautet, es werde ein Stück aufgeführt, aber ein Stück! einige sagen nur schlichtweg: in Hexametern, verständigere aber: in Heptintomachelapetern. — Was Du aber nicht denken wirst: Friedrich muß es nicht ernst mit der Verschweigung Deines Nahmens genommen haben, oder er hat seinen Ernst der Veit nicht mittheilen können — genug, ⟨der Physiker⟩ Ritter hat Gries Deine Autorschaft verrathen — also vermuthlich auch Frommans und dergleichen — und gestern kam Carl Schelling, der von nichts wuste, und hatte sie von einem Nahmens Richtsteig bey Meders am öffentlichen Tisch erfahren, der es nach seiner Aussage von Monsieur Ast gehört hatte, alles indessen als ein tiefes Geheimniß. Da nun Ast alle Tage mit Mad. Veit spazieren geht, so hat sie es unstreitig diesem Jünglinge, der ihren Florentin recensirt hat, in vertraulicher Ergießung mitgetheilt. — Ich hätte Dir dies am Ende lieber verschwiegen, wenn Du nicht nun um desto aufmerksamer auf das Schicksal des Jon bey der Direktion in Berlin zu seyn Ursach hättest. Für hier ist es nicht wichtig, aber für dort gewiß, daß Du bekannt bist, zumal da Iffland[1] und Kotzebue jetzt zusammen kommen. Gries sagte mir zwar, in Weimar habe er blos das Factum der Aufführung, aber nichts vom Verfasser gehört — indeß wird es Kotzebue hier leicht in Erfahrung gebracht haben. Wir sind etwas wüthend auf diese Indiskretion, und es scheint mir, Du könnest wohl Friedrich gradezu drauf anreden. Du mußt ihm auch nichts wieder vertraun, was zu verschweigen wirklich noth thut, oder Dir wenigstens ausdrüklich von ihm versprechen lassen, der Veit nichts zu sagen. Es herrscht in jener Kreise ein endloses Wiedersagen,

[1] Zwischen Iffland (vgl. S. 151) und W. Schlegel bestand ein gespanntes Verhältnis, seit am Berliner Theater eine antiromantische Satire zur Darstellung gelangt war. Daher auch Goethes Vermittlung in Sachen des „Jon", dessen Verfasser unbekannt bleiben sollte.

und gewiß wird ein gut Theil weniger geklatscht werden, wenn sowohl die Veit als Friedrich weg sind, denn er ist nicht frey von dieser Schwachheit.

⟨Brentano⟩ ist gekommen, wie er spricht, um sich Fr. Schlegel zu zeigen, gleichsam dem Hohepriester, ob er noch Aussaz an sich hat, und wie er beschaffen ist. Nun war Friedrich weg, und er treibt sich hier mit seiner gränzenlosen Impertinenz herum, (schimpft item auf Goethe,) daß man täglich neue alberne Streiche davon hört, was uns in der Ferne belustigt, da der Narr uns nicht zu nahe kommt. In dieser Ferne hat mir denn sein Roman gleichfals ein augenblickliches Vergnügen gemacht.

Es heißt, Goethe schreibe einen Roman. Schiller bearbeitet ein Stück von Gozzi. Seine Hand wird schwer drauf liegen.

Von Deiner Mutter habe ich einen Brief erhalten, ihr auch schon wieder geantwortet. Sie befindet sich wohl, und sorgt nur wie gewöhnlich.

Schelling bittet Dich inständig, ob Du ihm nicht willst beykommende griechische Stellen in das gehörige Metrum übersetzen. Er will Dir gern dafür thun, was er weiß und kann.

Lieber Freund, wenn Du es mit dem Theater fortfährst ernstlich zu meynen, wie ich mehr wie jemals hoffe und wünsche, so mußt Du Dich doch vielleicht wieder in einen persönlichen Rapport mit Iffland setzen, denn da darf er nur die kleinen Canaillerien, die er nie unterläßt, ausüben, aber Deine Stücke muß er alle annehmen. Ob er dieses angenommen hat, wirst Du wohl schon wissen können durch Unzeline.

Es wäre sehr hübsch gewesen, wenn das Geheimniß treulich gehalten worden wäre. Lebe nochmals wohl und gedenke Deiner

getreuen Freunde.

An A. W. Schlegel 28. Dezember 1801

Damit Du nichts suchst, was Du nicht finden würdest, will ich Dir gleich sagen, daß Jon am Sonnabend noch nicht gegeben

worden ist; wenn ich Dir aber heut über acht Tage schreibe, hoffe ich Dir mehr davon zu berichten. Denn ich bin seither so wohl gewesen, daß ich sonder Zweifel hingehn kann, muß, will und werde. Alles hatte sich schon für Sonnabend gerüstet, die Wagen waren bestellt, die Parthien arrangirt, als sich Jon in die Molinara ⟨von Paësiello⟩ verwandelte. Wir wissen nichts näheres seither von Goethe, allein vermuthlich hat er ihn doch nicht ganz zwingen können. Übrigens hat er gewiß dafür gethan, was möglich war, er ist bey allen, selbst Leseproben gewesen, und hat die Schauspieler ganz von sich entzückt gemacht, was dem Götterkinde wohl zu statten kommen wird. Aus der Anekdote von Reichard[1], die Du mir meldest, und aus dem Umstand, daß er jedesmal eigenhändig schrieb, wenn von Jon die Rede war, erhellt auch, daß er sorgfältig mit dem Geheimniß umgegangen ist. Es ist indeß hier nun so wenig eins mehr, daß ich verschiedene Billets mit Anfragen erhalten habe, wann Jon gespielt würde. Mich verlangt herzlich zu wissen, ob Du dort eine unangenehme Wirkung dieser Indiskretion verspürt hast. Ich wünschte, Du hättest mir bestimmt gesagt, ob Du Dich so gänzlich auf meinen, etwa mit Schellings Hülfe, verfaßten Bericht von der Vorstellung, in dem doch auch vom Stück die Rede seyn muß, verlassen willst, daß ich ihn von hieraus an die elegante Zeitung senden kann, und unter welchem Nahmen es geschehn soll. Ohne daß etwas versäumt wird, sollt ich denken, könnte ich bis den Donnerstag nach künftigen Sonnabend mit der Absendung warten, und also hierauf noch Antwort von Dir erhalten an dem nehmlichen Donnerstag früh, wenn Du sie gleich abgehn lässest. Vielleicht schreibst Du mir schon in der Zwischenzeit etwas hierüber, wonach ich mich richten kann. Geschieht es nicht eher, so setz lieber selbst ein paar Worte über das Stück auf, in wie fern der Euripides genutzt ist usw. Auch die Nahmen

[1] J. Fr. Reichardt, Hofkapellmeister Friedrichs des Großen und Friedrich Wilhelms II., komponierte die Musik zum „Jon".

der Kleidungsstücke ungefähr. Darinn sind wir sämmtlich dumm.[1]

Wie die Meyer die Jungfrau gemacht hat, hast Du mir nie geschrieben. Das werd ich also erst in Berlin erfahren. In Weimar wird sie nicht gespielt, weil der Herzog das ganze Stück nicht leiden kann; vielleicht nur nicht, daß die Jagemann[2] die unanfechtbare Jungfrau spielt.

Mein Freund, ich hoffe zu Gott, Du hast Deine Bücher. Sehr lebhaft kann ich mir Deine Ungeduld vorstellen, noch im frischen Andenken habend die Ungebärdigkeit um das Geld. Aber Deine Vorwürfe verdien ich keineswegs. Du hast mir zweymal im Anfang geschrieben: übereil Dich nicht wegen der Bücher und suche die wohlfeilste Gelegenheit aus. Zehn Plane hab ich gehabt sie Dir wohlfeil zuzuschicken, und Müh und Sorge in nichts gespart. Sobald ich definitiven Bescheid hatte, brannte mir und den Büchern die Stelle unter den Füßen, ehe sie weg waren. Nun sind sie lang weg, Du hast sie gewiß, wo nicht, so hat der Teufel sein Spiel. Sehr hat es mich divertirt, daß Friedrich genöthigt gewesen im Büffelrock zu erscheinen, denn er hätte sich in Berlin nach seiner Abwesenheit gewiß gern in minder cynischen Aufzug gezeigt, nun muß er so ruppig wiederkommen! Mein allergröstes Divertissement aber ist der erwünschte Gang, den Deine Vorlesungen nehmen. Ich kann Dir nicht sagen, wie sehr mich das, abgesehn von allem zeitlichen Vortheil, ergötzt.

Herzensfreund, das Haus habe ich. Und die Aussicht ist so schön wie des Doktor Luthers, schöner, sie ist mehr katholisch wie lutherisch. Du wohnst hoch genug, daß Dich die Kinder

---

[1] Caroline schrieb mit Schellings Hilfe einen Bericht über die Aufführung, mit dem Goethe sehr zufrieden war, weniger Schlegel, der in öffentlichen Erklärungen immer wieder die Selbständigkeit seines „Jon" gegenüber Euripides betonte. — [2] Die treffliche Sängerin und Schauspielerin war die Geliebte des Herzogs; sie war später schuld an Goethes Rücktritt von der Leitung des Theaters.

nicht ärgern können, und der Geruch nicht erreichen. Asverus versichert mir, daß sie nie davon gelitten hätten. Du hast vornen heraus 2 Stuben und 1 Kammer und hinten hinaus Stube und Kammer ganz zu Deiner Disposition, in einer Art von 4ten Etage, die ein wenig nach Mansarden schmeckt, aber weis der Himmel recht hübsch, Du must Dir nicht etwa Dachstuben dabey denken. Ich habe das allerunterste Zimmer oder étage auch noch genommen, alles zusammen für 70 rh. Schelling meint, es ließe sich da ein Auditorium anlegen. Auch ist ein Garten am Hause für die Kinder, nicht zu gedenken, wie herrlich die kleinen Bernhardis auf dem Gerberhügel spielen werden. Wir kränkliche Frauen können uns dann auch prächtig einander beystehn. Sie kann baden im Hause, kurz es würde sich alles machen, und bedarf keiner weitern Anstalt im voraus. – Denke auch, mein lieber Wilhelm, mein süßer Wilhelm, wie allerliebste Gelegenheiten Du haben wirst auf mich zu schimpfen, wenn die Kinder einmal lauter quiksen wie gewöhnlich, oder der Gerber ein Fell aushängt, oder die Bären im Bären[1] lärmen – immer heißt es: säß ich doch, säß ich doch im alten Winkel! Aber ich weiß schon, was ich Dir dann alles vorhalten will, und habe in alle Wege das Haus genommen. Ein Vortheil ist, daß wir kreuzbrave Wirthsleute haben. Du solltest den stattlichen Biedermann sehn, und die schöne große Frau. Er richtet mir auch im Hause alles ein, wie ich will, und tapeziert mir eine von meinen Stuben blau. Ich schicke Dir bey der ersten Gelegenheit den Contrakt, daß Du ihn unterzeichnest, denn meine Unterschrift gilt hier zu Lande nicht.

Habt ihr heiligen Christ gehalten? Ich habe Julchen wie billig ein weißes feines Kleid beschert, Schelling ihr, wie ebenfals billig, ein Ballkleid von der höchsten Eleganz aus Braunschweig. Meiner schwarzen Köchin hab ich außer ihren Laub-

[1] Das Asverussche Haus, das Caroline statt der frühern Wohnung neben dem Roten Turm gemietet hatte, lag neben dem altberühmten Gasthof zum Bären.

thaler ein neues Hemde gegeben, weil mir hinterbracht wurde, sie habe davon nicht viel, und meiner rothen Rose eine Schürze, weil ihre zerrissen war. Julchen hat sie auch mit diesen und jenem erfreut, so auch die alte Christiane, die diesen Tag für den glücklichsten ihres Lebens erklärte. Ich habe Schelling eine Dose gegeben. Luise hatte einen artigen Zettel hinein gelegt: „Das Gemählde stellt ein freyes Feld vor, im Vordergrund eine uralte Eiche. Schüler wallen von allen Seiten um den großen Naturphilosophen zu hören. Kein Saal kann deren Menge mehr fassen, darum hat er sich mit ihnen, wie einst Plato, unter freyen Himmel geflüchtet".

Schelling hat mir einen Schleyer geschenkt, und ein paar mit Pelz gefütterte Schuhe, in denen ich in Berlin in die Komödie gehn soll. — Du hast mir nichts gegeben und ich hab Dir nichts geben, und so sind wir quitt.

An A. W. Schlegel 4. Januar 1802

Da ich gestern Mitttag am 3ten Februar ⟨Januar⟩ von der Vorstellung des Jon zurückkomme, frölich und voll Begierde Dir zu schreiben, finde ich Deinen unleidlichen ungerechten Brief vom 29 Dez. Ich war trostlos, daß ich so vergnügt war und alle meine Gedanken auf Dich gerichtet hatte und mich nun so disharmonisch an Deiner Ungebärdigkeit ärgern mußte.

Ich habe geschrieben und den Brief zu rechter Zeit hingeschickt. Kann ich dafür, daß die Posten jetzt sämtlich schlecht gehn? — Wann habe ich es am Schreiben und Nachricht geben fehlen lassen?

Du hast mir eine reine Freude verdorben, und verdienst es nicht, daß ich Dir ein Wort vom Jon sage. Alles, was ich für Dich thun kann, ist, daß ich Dir den Komödienzettel beylege. Da kannst Du Dir nun alles selbst zusammenbuchstabiren.

Wenn Du mir noch einmal so begegnest, so schreibe ich gar nicht mehr und komme auch nicht.

In dem nehmlichen schlechten Sinn kannst Du Schelling für fähig halten etwas gegen Fichte in die L3. einrücken zu lassen? Da ich Dir doch kürzlich ganz anders über seine Vorsätze deshalb gesagt. Welcher subalterne Mensch kann Fichte dergleichen hinterbracht haben, und wie kommt Fichte dazu es zu glauben? Schelling wird das Nöthige darüber schreiben.

Lebe wohl, unartiger Schlegel, und gieb die Einlage an Mad. Bernhardi.

An Sophie Bernhardi 4. Januar 1802

Da ein Gerücht sagt, daß der Verfasser des Jon in Ihrer Nähe ist, liebe Bernhardi, so ist mir in den Sinn gekommen, ob es Ihnen vielleicht nicht uninterressant seyn möchte etwas von der ersten Aufführung desselben in Weimar zu hören.

Und so muß ich gleich damit anfangen Ihnen zu sagen, daß es die vollkommenste Vorstellung war, welche ich auf diesem Theater gesehn habe, das doch mit Recht für seine harmonische Ausbildung berühmt ist. Sie schien mit wahrer Liebe dirigirt worden zu seyn, und die unsägliche Mühe, die dabey aufgewendet seyn mußte, war in einem Grade gelungen, der einen sehr glänzenden Beweis abgeben konnte, was sich durch treue Mühe ausrichten läßt.

Das Interresse des Stücks war aber vom ersten Moment an noch durch etwas schöneres, nehmlich durch die äußerst glückliche Persönlichkeit der Jagemann entschieden. Es kann keinen herrlichern Jon geben, sowohl nach der bloßen Erscheinung als auch durch den Ton der Stimme, und die ganze Klarheit, Kühnheit und Sprödigkeit ihres Wesens, das nun hier besonders lieblich durch die innere Beschaffenheit der zarten und frommen Rolle gemildert war.

So wie der Vorhang geöffnet wurde, und die helle Szene erschien, und sie den Morgen, der die Gipfel des Parnassus röthet, begrüßte, wehte es uns wie ein frischer Hauch an, und wie sie nach vollbrachten Dienst zu den leichten Waffen griff,

nahm ihr Ton einen schönen Schwung, wahrhaft wie der Klang eines goldnen Bogens, so daß auch jedermann gleich ergriffen schien, und die ersten Worte der Pythia im Applaudissement verloren gingen. – So ist sie gewesen vom ersten Augenblick an bis zum lezten, kleine Nachlässigkeiten abgerechnet, die sich sogar wieder vortheilhaft machten. Mit der grösten Anmuth hat sie die ankommende Königin bewillkomnet, und mit recht heilig jugendlicher Scheu die Worte gesagt: „Sprich keine Frevel, fremde Königin!" So wie sie auch mit dem ächten Stolz eines geweiheten Knaben die Zärtlichkeit des Königs zurück wies. Eben so schön aber hat sie ihm nachher Stirn und Augen geküßt und den Kopf der Mutter zwischen beyde Hände gefaßt, indem sie sie küßte, wie Amor die Psyche. Unendlich grazios war es, wie sie das Körbchen auspackte und die beyden goldgeringelten Schlangen über beyden Händen beweglich hängend in die Höhe hielt. Und als ein wahrer Götterjüngling hat sie sich gezeigt, wie sie den Vater um das Zeichen bittet: „Ich bitte nicht so kühn wie Phaeton" – und dann dem Gotte frey und fromm zugleich in die Augen schaut, indeß die andern den Kopf zur Erde neigen.

Es fehlte gar nichts, als daß sie die Hymne nicht singen konnte, weil die Musik erst am Tage zuvor kam. Sie hat dafür desto schöner gesprochen, mehr musikalisch wie deklamatorisch, wie es, dünkt mich, recht war. Das Metrum trat ganz hervor und wurde durch einzelne Takte auf dem fortepiano ackompagnirt, die man aus der eben erhaltnen Musik genommen hatte, indeß sie auf der Leyer zu spielen schien. Das Stück wird heut noch ohne die Composition wiederholt, die aber der dritten Aufführung einen neuen Reiz geben soll. Sie soll sehr gut gerathen seyn.

Mit Kreusa ging es über Erwartung gut. Die angebohrne allzu holdselige Freundlichkeit und einige kindische Töne ließen sich übersehn. Man begriff freylich nicht recht, wie sie den Jon tödten wollen könnte, (außer aus Leichtsinn, etwa wie Maria

Stuart den Gemahl) aber dafür verschwand auch alle zerreißende Bitterkeit, die eine andre vielleicht zu sehr herausgehoben hätte, und sie hat das Verdienst die Knüpfung des Stücks durch ihren Monolog ganz vortreflich bewirkt zu haben. Dieser erschien unter allen längern Reden gerade als die kürzeste und erhielt in einer unaufhörlichen Spannung. Sie hat ihn unbegreiflich gut, richtig in Absicht auf das Metrum, und selbst an tragische Leidenschaft gränzend, gesagt. Ihr Verhüllen hätte allerdings schöner und von größerer Wirkung seyn können, so wie ihr Enthüllen, wie die Entdeckung naht. Aber wirklich war sie durchaus leidlich, und fast am besten gefiel sie mir, wie sie sich in der lezten Szene dem Xuthus darstellt. Sie kniete mit Würde vor ihm nieder, ob sie schon überhaupt zu gemein reizend aussah.

Vom Xuthus möchte ich sagen, er sey besser gespielt, als ihn sich selbst der Verfasser gedacht hat, der ihm nur Pracht und Königlichkeit zutheilte. Vohß hat ihn sehr würdig und verständig erscheinen lassen, so daß er nie im Nachtheil da stand, selbst nicht, wo man ihn schmeichelnd an Würde und Verständigkeit mahnt um ihn zu gewinnen. Er hat so männlich wie königlich gesagt: „Steh auf Kreusa, Königin, steh auf." Es ist eben durch ihn eine sehr glückliche Harmonie in das Ganze gekommen, weil er so unverrückt anständig blieb. Durch Goethe hatten wir schon vorher gehört, daß Phorbas Graffs allerbeste Rolle sey, und so haben wir es auch befunden. Während der Erklärung über den Jon stand er ganz in den Mantel gewickelt grimmvoll, und brach dann plözlich los, nie kläglich, immer heftig der Königin zusetzend. Die lange Erzählung zu Anfang war bey ihm in den besten Händen.

Mit der Teller hätte man sich versöhnen können. Ihre schlechte Gestalt und ihr fatales Setzen der Füße war durch die unendlichen Gewänder dem Auge entzogen. Sie sprach immer richtig, und ihr Ton machte sich besser, als sich der der Malcolmi würde gemacht haben, der mit der Kreusa in Eins geflossen wäre.

Nehmen Sie nun, daß durch das ganze Stück hin kein Gedächtnißmangel, kein unrichtiges Sprechen der Sylbenmaße, selbst bey den schwersten Stellen nicht, den Eindruck störte, nirgends ein Gehen oder Kommen verunglückte, und selbst die verborgnen Feinheiten in der Darstellung ihre Wirkung thaten, so können Sie ermessen, wie ich mich gefreut habe.

Am wenigsten gelang der Anfang des dritten Aktes. Kreusa stürzte ohne alle Großheit herein, und der Jon war nicht leidenschaftlich genug. Es war sonderbar, daß erst die Erzählung des Xuthus, die wir alle für zu lang und episch gehalten haben, die Sache wieder ins Gleis brachte. Sie wurde vollkommen gut gesprochen, und die Aufmerksamkeit war ordentlich merklich, mit der sie angehört worden ist.

Die Dekorationen waren, wie es sich von der Nettigkeit, jedoch Prachtlosigkeit des Theaters erwarten ließ. Das prächtige Gesäul fehlte allerdings. Ich lege ein Gekrizel bey, wie der Tempel gestaltet war. Die Säulen liefen weiß an ihm hin, das Gemäuer war röthlich. Die Stuffen schienen mir auch zu beyden Seiten hinunter zu gehn. Gefäße mit Wasser aus dem kastalischen Quell und mit Kränzen standen auf den Stuffen — die mit den Kränzen dicht am Tempel, und sie wurden, indem Jon sich damit beschäftigte, von inwendig am Tempel in der angegebnen Gestalt hinaufgezogen. Die Pforte des Tempels war ohne Thor und stand also immer offen. Es fiel auf die in ihr stehenden Gestalten ein Glanz von inwendig. Die Pythia nahm sich hier herrlich aus, während des Monologs der Kreusa. Bey der Erscheinung des Apollo ließ sich ein Gewölk vor dem Tempel nieder, so daß, wie die Pforte wieder frey erschien, und das Gewölk tiefer gesenkt, das Ganze umgebend, Apollo daraus hervortrat, ohne daß man ihn hintreten sehn konnte. Hinter ihm wurde vermuthlich ein Vorhang weggezogen, denn eine transparente Sonne wurde sichtbar, in deren Stralen er stand.

Der Altar war zur linken Hand dem Zuschauer, der Lorbeerbaum zur Rechten. An dem lezten hatte man noch Spuren der

Friedrich Tieck: Kostümbilder zum „Ion“

Verwandlung auszudrücken gesucht, um ihn als die Daphne selbst zu bezeichnen. Er drängte sich aus einer Scheide gleichsam hervor. Aber leider hat er doch sein heiliges Land nicht beweget, wie Apollo erschien. Das ist zu schwer gefallen.

An den Geschenken hatte ich auszusetzen, daß sie, zwar artig geordnet, alle auf Einer Bahre getragen wurden, nur von zwey Sclaven. Ein Zug von Sclaven, der sie einzeln gebracht, hätte mir besser geschienen. — Das Körbchen, das die Wiege des Jon vorstellte, muß ich aber billig rühmen, besonders die goldnen Schlangen.

Die freye Aussicht war zur Linken des Tempels, zur Rechten traten Felsen ziemlich dicht heran.

Die Kleidung lassen Sie sich von Ihrem Bruder beschreiben. Sie glich so genau den Zeichnungen, die er kennt, daß es die lebendig gewordnen Bilder zu seyn schien. Keine Falte anders. Der Jon war so schön wie der seinige. Apollonischer Haarputz, Unterkleid mit goldner Stickerey, Mantel, Köcher, Bogen, alles ohne Tadel. Phorbas stand einigemal gerade so da. Kreusa hatte ein blaues und ein zu hellblaues Gewand, es war statt Seide, die es allenfals hätte seyn dürfen, gefärbte Baumwolle und fiel nicht stark genug ins Auge. Aber der Xuthus hat uns fast ein Lächeln abgenöthigt durch seine frappante Ähnlichkeit mit der Zeichnung, er schien auch im Gesicht ihr gleich, Haar und Bart kräusten sich ganz genau in dieselben Locken. Das Unterkleid ein unreines Gelb, der Mantel von einem andern Roth wie der des Jon, und gefaßt, wie es vorgeschrieben war. Es sah ganz vortreflich aus. Die Pythia eben so eingewindelt, alle Säume der Gewänder mit breiter Silberstickerey. Kreusens Stickerey war mit bunten Folien gemischt, auch Gürtel und Diadem von Folien. Das hätte nicht seyn sollen.

Nun bleibt noch der Apollo übrig. Ich will nicht sagen, daß unser Hayde den Apollo gemacht hat wie ein Türke. Er hat ihn nicht verdorben; er hat seine Trimeter ordentlich gesagt,

und sich in der Entfernung wohl ausgenommen. Wenn aber Jon wirklich aussah wie ein junger Apollo, mit der gebognen Nase, den schön geschweiften Lippen, den blauen Augen und blonden Haupt, so kann man sich über den Apollo ungefähr so ausdrücken: er sah aus wie ein alter Jon.

Aber ungemein erfreulich machte sich der ganze Schluß und die Erscheinung, die ihre Helle durch das ganze Haus verbreitete. Unstreitig würde sie auf einen größern Theater noch eines höhern Grads von Verherrlichung fähig seyn; es entstand indeß auch hier eine allgemeine Bewegung des Wohlgefallens.

Goethe hatte die Jagemann angewiesen sich schon zu Anfang des Stücks, wie sie den Tempeldienst verrichtet hat, in die Pforte eben so zu stellen wie Apollo zulezt – und da einige Minuten zu verweilen. Es knüpfte sich dadurch eine Erinnerung des Anfangs sehr schön an den Schluß und verband zugleich Vater und Sohn durch eine stärker auffallende Gleichheit.

Auf diese Weise hatte sich Goethe das Stück angeeignet und mit den Geist desselben die Schauspieler zu beseelen gesucht. Er lebte und webte – zunächst dem Verfasser – darin, als der unsichtbare Apollo.

Es war ein recht christallner Tag, wie wir ausfuhren den Jon zu sehn. Wir kamen an der Spitze von sechs Wagen in Weimar an. Nachdem so ziemlich alles beysammen war, standen allein vor den beyden Gasthöfen auf dem Markt 19 Wagen, Reuter und Fußgänger nicht zu erwähnen. Schelling ging gleich zu Goethe, der im Anfang der Woche gemeldet hatte, daß die Vorstellung am 2ten Januar seyn würde, und zugleich, daß man das Stück nicht weniger wie vier Verfassern zuschriebe. Er schickte mir Sechs Billette für die Loge D, wo mir denn der Zufall auf der Einen Seite die Bertuchsche Familie, samt dem alten und jungen Schütz, und auf der andern den Hoheprieſter ⟨Herder⟩ nebst Frau und Tochter und Hufelands zu Nachbaren gab. Der alte Schütz hatte sich in eine Ecke gedrückt

und regte und rührte sich nicht vor lauter Zuhören, ich sollte fast denken, daß Böttiger und er den Euripides in der Tasche hatten. Herder führte zu Anfang ein vornehmes präludirendes Gespräch mit dem geschmeidigen Hufeland über griechische Schauspiele. Ich hörte den Inhalt nicht wörtlich, aber es war offenbar auf lauter Herabsetzung angesehn. Nachher trat er denn doch erschrecklich oft auf die Zähen, um recht zu sehn und zu hören, da er vornen keinen Platz bekommen hatte. Seiner Gemahlin schien die Pythia besonders zu gefallen. Zu Ende des vierten Aktes blickte sie mehrmals zu ihm hinauf und frug, ob das nicht sehr hübsch wäre, was er nothgedrungen bejahte.

Im ganzen Hause war wohl niemand, der sich nicht eingebildet hätte zu wissen, von wem das Stück sey. Das Parterre war mit Studenten angefüllt. Die meisten haben einer bloßen Übersetzung entgegen gesehn, sind dann aber anders belehrt worden, vermuthlich theils durch die jungen Vőſſe[1], theils, obwohl ungern, durch den alten Schütz.

Schelling blieb den gestrigen Tag hindurch bey Goethe und hat mir noch allerley Nachrichten mitgebracht. Vor allem hat er bestätigt, was sich gewahr werden ließ, daß das Stück sehr allgemein gefallen und einen angenehmen Eindruck hinterlassen hat, was mir denn hier auch zu Ohren gekommen ist.

Merkwürdig ist es, daß die Erzählung von dem Fest im Parterre (bürgerlichen Theil) großen Beyfall gefunden hat. Meier, Mephistopheles, hat darauf bemerkt, das sey kein Wunder, das hätten die Philister recht gut verstanden, es wäre ihnen wie ein Vogelschießen vorgekommen. Der andre Meyer ⟨Majer⟩ saß bey Böttiger, den er dann fragte: „nun, wie gefällt es Ihnen?" worauf sie sich die Frage mehrmal zurück geben, bis endlich Böttiger herausfährt: „Nun, wenn der Schlegel noch ein solches Stück schreibt, so kann ich meine Mythologie ungeschrieben lassen!" Meier glaubt, das solle andeuten,

[1] Heinrich und Abraham, die Söhne des Homerübersetzers, die in Jena studierten.

es sey so viel gelehrte Kenntniß im Stück, aber mit Nichten! „Seine Primaner wüßten das besser, daß die Pythischen Spiele und die Bachanalien nicht zu Einer Zeit gefeyert worden wären." Man hat sich nun vorgenommen ihn noch viel damit zu necken und zu behaupten: Schlegel habe den Verstoß nur begangen, um zu sehn, ob ers auch merken würde.

Goethe hat übrigens nicht eine Zeile ausgelassen. Nur einiges weniges hat er geändert, unter andern in der Rede des Apollo:

Ob meiner offenbarten Vorgenossenschaft.

Das hieß:

Ob meiner offenbarten Neigung zu der Braut.

Er hat sich nach seiner spashaften Art über die Veränderung erklärt, die mir sehr lieb war; ich hatte mich der Worte im voraus erinnert, und mich fast davor gefürchtet. Denn der Apollo steht doch so gar sehr offenbar dabey.

In der Abschrift, die nach Berlin gekommen, steht die Anderung nicht.

Außer vor der Hymne hatte die Musik in den Zwischenakten noch nichts andeutendes, und Reichard hat auch dergleichen nicht componirt.

Goethe hat sich vorgenommen die Aufführung des Jon noch immer weiter auszubilden. Ein paarmal will er die Schauspieler noch ungestört spielen lassen, dann ihn aber von neuen vornehmen.

Er hat sehr artig darüber gesprochen, was sie nach und nach den Spielern und dem Publikum zumutheten. Erst hätten sie die drey Stücke von Schiller zu sich nehmen müssen (die sie indessen unverdaut wieder von sich gegeben haben), und überhaupt hätten sie sie recht zum Hören gezwungen. Nun sie auch den Jon hinunter hätten, da könne man wieder etwas tüchtiges darauf bauen.

Am Geburtstag der Herzogin wird die Turandot des Gozzi von Schiller bearbeitet mit italiänischen Masken gegeben.

Ich rechne darauf, daß Sie nach Ostern den Jon hier sehn werden.

Seyn Sie gesund – und grüßen Sie Ihren Bruder.

⟨Einlage mit der Aufschrift: Geben Sie Schlegel diese Einlage erst, nachdem Sie den Brief vollständig mit ihm gelesen haben.⟩

Ja, Freund, es verhält sich so, Du kanst ganz und gar zufrieden seyn. Ich bin entzückt gewesen. Meine Hoffnung war gut nach allem, was Goethe geschrieben hatte, indeß saß ich nicht ohne Herzklopfen da, aber ich wurde ruhig, so wie ich die Jagemann sah und hörte, wir sahn uns gleich an, Schelling und ich, und nun ging es alles in Einem Guß fort. Sch. ist froh gewesen wie ein Kind, ich muß es ihm nachrühmen. Er hat das Stück nun erst gefaßt und tausend Dinge darüber auf dem Herzen.

So aufgeführt macht das Stück einen sehr ungetrübten Eindruck; ich hätte Dir die Freude gewünscht. Wenn sie Dir nur in Berlin wird: Goethe hat keine Antwort von daher. Wird sie Dir gestört, so klage Deine indiskretten Vertrauten an. – Aber sollte nicht im schlimmsten Fall eine der Damen den Jon als ihr Benefiçe fordern können? Indessen glaube ich, es ist nicht möglich, daß die Unzelmann den Jon so glücklich darstellt wie die Jagemann. Du kanst Dir gar nicht denken, wie ganz herrlich sie aussah und sich benahm. Der Herzog hat alle Standpunkte genommen um sie anzusehn. Es traf sich, daß Vohß ein wenig stokte, wie er Jon eben die Möglichkeit darthut, daß er sein Vater ist, das Einzige kleine Stocken, was vorfiel. In dem nehmlichen Augenblick hatte sich der Herzog so nahe gestelt auf dem Balcon, daß es auch sie einen Moment zerstreut machte, aber es war nur ein vorüberfliegender Schatten in der Darstellung.

Goethe hat mit unendlicher Liebe an Dir und dem Stück gehandelt. Ich weiß nicht, was Kotzebue dort gesagt hat, aber es kann seyn, daß die Schauspieler anfangs rebellisch waren, ja die Jagemann soll dumm genug gewesen seyn den Jon für eine undankbare Rolle zu halten, aber er hat alles überwunden.

Sie sind hoffentlich nun zufrieden, denn sie sind alle sehr applaudirt worden. Heyde kündigte an: den Jon, gleich wieder auf das Nächstemal, und wurde mit lautem Klatschen empfangen und entlassen. Es ist nie bey der Unzelmann so herzhaft applaudirt worden.[1] Auch ist keine Frage, daß es allgemein gefallen hat, gewiß mit manchen Ausnahmen, manchen Rückhalten, und auch wieder Willen, aber gefallen dennoch. Von hier fehlten viele Familien, die gewöhnlich kommen. Loder war da – heute hat er auch seine Frau aus Drakendorf geholt um sie hinüber zu führen. Frommans, Hufelands. Aber Paulus nicht, die Veit nicht, Vermehrens ꝛc. nicht. Sie werden wohl noch kommen! Für Abonnement suspendu waren sogar viel Weimeraner drin. – Goethe hat sich nichts verlauten lassen übrigens von bezahlen. Thut ers nicht, so schenk es ihm diesmal gern, da er sich sonst so gut benommen. Er hat erwähnt, ohne Beziehung jedoch, daß ihnen für die Beschaffenheit ihrer Casse das Stück viel Ausgabe gemacht, was ich auch glaube, da alles neu war.

Goethe hat versichert, daß er bis diesen Augenblick weder Schiller noch Meyer gesagt, von wem das Stück sey. Er hätte selbst viele Freude daran gehabt, wenn es verschwiegen geblieben wäre, aber es ist ohne Gnade bekannt. Alle Studenten wissens, und wie kann es anders seyn?

Es ist die Rede gewesen, wie Schiller zufrieden seyn möchte – es soll mich doch wundern, hat Goethe gesagt, wie es dem Alten gefallen (den er nicht mehr täglich zu sehn scheint). Meyer, der Professor, hat darauf gesagt, er wäre im 2ten Akt bey ihm gewesen, wo es ihm sehr gefallen hätte.

Ich kann Dir auch nicht genug wiederholen, wie gut sichs machte und gleich Anfangs packte und festhielt.

Goethe komt am 12ten auf mehrere Wochen her, denn um Turandot will er sich gar nicht bekümmern.

[1] Sie gastierte im Sommer 1801 so erfolgreich in Weimar, daß ihr Gastspiel verlängert wurde.

Wir denken nun darauf auf den Beyfall für Jon Deine hiesige Vorlesungen zu grünnden.

Ich habe fast beständig unter starken Kopfweh geschrieben, das mir die Kälte macht. Wenn ich etwas vergessen haben sollte, so entschuldige es damit.

An A. W. Schlegel 11. Januar 1802

Es ist ein betrübter Gedanke für mich, daß Du erst Morgen bekommst, was ich vor 8 Tagen geschrieben habe. Niemals sind die Posten unordentlicher gegangen wie diesen Winter, alle Welt klagt darüber. Gestern habe ich Deinen lezten vom 5. Jan. erhalten. Mit den vier Briefen, die unterwegs seyn sollten, das ist eine kleine Lüge, mein guter Freund, der gestrige war der dritte, ja eigentlich der zweite, da der vorlezte nicht besser wie eine taube Nuß zu betrachten ist. Doch wir wollen das bey seit legen, und ich bitte Dich nur im Ganzen und Großen, schreib alle 8 Tage, sonst entsteht Unheil, ich impatientire mich und werde krank; übrigens befinde ich mich jetzt ziemlich gesund, und habe nur von der Reise, der Kälte, der Freude und dem Schreiben zu, bey und über den Jon einige heftige Kopfwehanfälle zu überstehn gehabt.

Wenn dort beym Theater Maaßregeln zu ergreifen sind wegen der Bekantwerdung des Verfassers vom Jon und Du hast seit Deinem lezten Brief nicht schon nähere Veranlassung gefunden, so rathe ich Dir ohne weiteres gleich dazu zu thun. Wir haben kaum einmal die Gelegenheit gehabt Dich einzugestehn, besonders ich gar nicht; es war auch Goethens Rath nur standhaft beym Leugnen zu bleiben, allein, wie ich Dir schon sagte, es ist dafür gesorgt, daß niemand zweifelt. — Indessen hoffe ich immer, das Ubel soll so gros nicht seyn. Annehmen muß ers, das aufschieben kann man ihm wehren, und wenn Kreusa und der Jon gut spielen, so wird er nicht das Herz haben durch sich das Stück fallen zu machen. Du solltest wahrlich nur grade zu ihm gehn und ihm den Dolch auf die Brust setzen. Er

liebt diese Theatercoups, er vergösse Thränen und fügte sich. Vielleicht wohne ich dort auch der ersten Vorstellung bey. Aber ich kann mir nicht einbilden, daß sie so anmuthig wie unsre seyn wird. Es kann alles weit prächtiger seyn und mit stärkern Farben aufgetragen, aber schwerlich diese klaren Umrisse, denn wirklich ich möchte die Darstellung mit einem der schönsten Flaxmannschen Blätter vergleichen.

Am Donnerstag hat Schelling einen Bericht, den ich aufgesetzt habe, an Spatzier ⟨Herausgeber der „Zeitung für die elegante Welt"⟩ geschickt; unter meinen Nahmen hätte ich es auf keine Weise thun mögen; von Sch. wird er es denn wohl ohn Bedenken annehmen, obgleich dieser dabey bemerkt hat: da er nicht der Verfasser sey, wünsche er auch nicht als Einsender genannt zu werden. Es hätte doch keine gute Wirkung gemacht, wenn Du selbst den Bericht eingeschickt hättest, da Du unstreitig allernächstens als Urheber des Stücks öffentlich genannt werden wirst, und gewiß würde man auch zuvorgekommen seyn, wenn ich ihn Dir erst hätte zuschicken wollen. Wenn Du nun aber nur damit zufrieden bist! Einige Tage mehr Zeit hätten ihn freylich besser ausgebildet. Mein Kopfweh hinderte mich bis zum Donnerstag selbst. Die Briefform, die ich ihm anfangs gegeben, hat mir Schelling gestrichen, und übrigens mich sehr zum Besten gehabt mit der großen Zärtlichkeit für das Stück und alles dasselbe Betreffende, die durchgehends hervor leuchtete, ich mußte selbst darüber lachen, welch ein weibliches Ansehn er hatte. Wir nahmen unter vielem Scherz noch eine und die andere allzu zarte Spur der zarten Hände heraus. Ich denke Dir den Brouillon beyzulegen. Besonders glaube ich, daß die Beschreibung der Kleidungen nicht genau genug für Dich seyn wird. Du hattest sie in Deinem Aufsatz über die Brüder[1] weit bestimmter angegeben, aber bey dem Mangel aller technischen Ausdrücke wußt ich mir nicht anders zu helfen;

[1] „Die Brüder" des Terenz, von Goethe mit antiken Masken aufgeführt.

auch bringt nach meiner Erfahrung das Detail die Sache nicht beſſer zur Anſchauung, und iſt nur in dem Fall nöthig, wo Kleidung nachgeahmt werden ſoll. Man kann ja auch alles Mangelnde nachholen.

Der Tempel iſt nach einer alten Gemme dargeſtellt worden, allein weil er zu klein war, ſelbſt im Verhältniß des Theaters, fiel er zu ſehr in das engliſche Garten Coſtum.

Schelling, der in Goethens Hauſe ſchlief, hatte ſich mit Geiſt beym zubettgehn ins Geſpräch begeben: ob er auch im Schauſpiel geweſen? – nein, er habe nicht gekonnt, und es ſey ihm ſehr leid, denn er habe doch vielfache Gelegenheit gehabt, das Stück zu perluſtriren, indem er es für Berlin abgeſchrieben und auch die Rollen ausgeſchrieben, und der Hr. Geheimrath haben ſich ſo undenkliche Mühe gegeben, ja, ein Punſch könne Wunder thun, und die hätten der Hr. G. R. nicht geſpart, hätten auch einen um den andern bey Seit gezogen und ſie gebeten: um Gotteswillen, ins Teufels Nahmen (meine Erfindung) ſpielt gut! – Iſt das nicht prächtig?

Gries hatte Schiller vorher geſprochen, der ihm geſagt, er habe mit Willen nicht das geringſte vom Stück geleſen, um den Eindruck ganz friſch und rein zu haben. Er ſoll ſehr zufrieden ſeyn. Nicht ſo zufrieden wär er vielleicht noch zufriedner.

12. Januar. Was Du von Friedrich ſchreibſt, ſollte mich nicht Wunder nehmen – es gehört alles ins Fach der Cervelatwürſte und Liqueure – und doch will es mir immer von neuen wie etwas unerwartetes weh thun. Du ſcheinſt nicht genauer und freundſchaftlicher mit ihm wie hier, das iſt ein ſchlimmes Zeichen für ihn. Ich hofte, er würde von Dir und Schleyermacher nicht weichen. – Was wird nun bey dieſer Epikurizität aus dem Plato? Heilloſer Friedrich! Die ⟨jüdiſche⟩ Nation ſcheint ihn ganz zu ihren Leuten zu rechnen, und am Ende läßt er ſich von ihr unterhalten. Ich hörte von Frommans, er habe ſich neue Kleidung machen laßen, wie der Koffer ſo lang

ausblieb – die hat ihm vielleicht Miss Levy ⟨Rahel Levin⟩ bezahlt. Zur ⟨Henriette⟩ Herz geht er doch wohl nicht?

⟨14. Januar⟩ Die Vieweg hat auch folgende Opinion von sich gegeben. Sie hat Luisen ausgefragt, wo ich logiren werde und wo Du logirest. Luise hat ihr gesagt, was sie wuste, daß Grattenauers ein Zimmer angeboten usw. „Also nicht zusammen? Da würden die Berliner viel zu sagen wissen".

Ich berichte es Dir, mein Schatz, damit Du auch wohl überlegest. Mir ist bisher noch nicht eingefallen, was die Berliner sagen werden, das ist Deine Sache.

Verlautet es nicht, wann Friedrich nach Dresden geht? Mad. ⟨Veit⟩ ist hier in der tiefsten Obscurität.

Höre, Freund, und merke auf, obgleich von Geldsachen die Rede seyn wird, welches Dir höchst fatal ist, wie mir wohl bewußt, weswegen ich sie auch am liebsten auf 40 Meilen in die Weite von Dir abthue.

Du weißt, daß ich das Kapital von 1000 rh. in Hannover gekündigt habe. Es wird Anfang Februars ausgezahlt. Nun kam mir diese Summe unermeßlich vor, obgleich Philipp davon bezahlt werden sollte – ich dachte 7 Meilen Stiefel Schritte damit zu thun und noch der Mutter (die wegen des Proceß mit Arnemann, der die Zinsen seit Jahr und Tag nicht zahlt und der ärgste Filou ist, in Verlegenheit kommt, und eine kleine Summe in reserve liegen zu haben wünscht) auszuhelfen, ja ich versprach Schellingen etwas zu leihen bis Ostern wenigstens, damit er nicht zu schnell arbeiten sollte und es desto besser werden würde. Lauter Rechnungen ins Blaue hinein! Meine tausend rh. sind nicht die unendliche Welt mehr, sondern eine übersehliche kleine Erdkugel. Sie reichen kaum, wie beyliegende Übersichten besagen, für das Bedürfniß des Augenblicks hin, und das hat mich allerdings heiß und angst gemacht, bis ich mich mit Hülfe der Anschauung des Ewigen wieder gefaßt habe.

Das große Deficit liegt, dünkt mich, mehr im Mangel von Einnahmen, die seit Jahr und Tag zufällig geschmälert worden, als selbst in der zerstreut und getrennt geführten Wirtschaft. Denn wenn mein Freund überlegen will, daß ich ihm seit dem Sommer 1800 nichts gekostet – indem ich seit dieser Zeit völlig 1500 rh. aus meinem Vermögen hergegeben, nehmlich jetzt die 1000 rh. und über 200 rh. nebst Zinsen, die ich von Göttingen mit nach Braunschweig brachte – so kann er nicht sagen, daß die Umstände *seine* Finanzen beeinträchtigt haben, Du hast die Rechnung über fast alles Geld, was Du mir seitdem gegeben, das zur Reise nach und von Bamberg verwandte etwa ungerechnet, aber mitgerechnet alles dieses, und alles das, was in beygehenden Papieren auf meine persönliche Rechnung fällt, wird es doch herauskommen, daß Du mehr von mir bekommen als für mich und auf Veranlassung meiner verwendet hast.

Diese Bemerkung nur, mein herrlicher Schlegel (nehmlich mein herrischer), damit ich mich wie billig vor jedem Vorwurf sauviere – denn außerdem, ah mon dieu, wenn ich nur recht viel hätte, um Dir recht viel zu geben! Es ist weiter nichts, als daß Du nicht erbst, was wir zusammen verzehren. – Ich habe auch für die Zukunft die Zuversicht, daß Du immer mehr gewinnen wirst, daß Flut eintreten wird nach der Ebbe, und daß uns dieses Zusetzen des Capitals – welches Du von Deiner Seite auch hast thun müssen – nicht in Noth bringen wird. In meiner jezigen Lage, von aller Sorge für andre verwaiset, habe ich eigentlich nur die Einbuße der jährlichen Zinsen zu rechnen.

Wirklich habe ich mir gleich nichts anders gedacht als höchstens 200 rh. von diesen 1000 davon zu bringen, nur hoft ich mit den andern weiter zu reichen, ZB. etwas Linnen zu kaufen und Wäsche ins Haus, woran es zu fehlen beginnt, auch noch 6 silberne Löffel, und zierlichere Tischmesser und Gabel⟨n⟩ für Gäste – *mir* aber ein für allemal statt aller Behelfe einen

Pelz – item wollte ich mich frank und frey nach Berlin liefern ohne Dir ein Wort davon zu sagen.

Was ist nun zu thun? Mein erster Ausweg bey der Entdeckung war, ich wollte die Reise nach Berlin unterlassen, wie mir auch Deine Mutter dringlich gerathen, denn allerdings brauche ich hier (ob mein Hausstand gleich über die Gebühr groß ist, für eine einzelne Frau, aber ich hatte, ohne Deinen Plan für den Winter zu wissen, die Köchin gemiethet) weniger wie in Berlin. Allein das wirst Du nicht wünschen, und die Wahrheit zu sagen, ich wünsche es auch nicht, da meine Gesundheit mir nicht bestimmt im Wege ist. Ich will gern kommen, und Dich dort sehn, und Dir wo möglich noch ein wenig Ehre machen, indem ich mich nicht unaufgelegt zum liebenswürdig seyn fühle.

Schreibe mir daher gleich, wie ichs am besten einrichten kann. Ich habe mich hier schon nach Reisegesellschaft umgesehn, aber noch nichts gehört. Schelling wird durchaus um die Zeit nicht können, es fehlt ihm selbst an Geld dazu.

Ehe alle die Geldangelegenheiten in Ordnung sind, kann ich so nicht von hier und bin also erst gegen das Ende des Februar in Bereitschaft, höchstens in der Mitte. Das hängt dann weiter von Dir ab, ob ich auch noch später kommen soll. – Wir haben es so von beyden Seiten angekündigt, daß ich auch deswegen kommen muß. – Oder willst Du mich etwa nicht, guter, lieber, anmuthiger Freund?

Sieh die Rechnungen nur ja genau durch, nicht so flüchtig, als wenn Du Dir die Finger damit verbrenntest. Dann wirst Du auch sehen, daß ich mich einer schrecklichen Deutlichkeit dabey befleißigt habe.[1]

[1] Schlegel antwortete mit einer genauen Vorlegung seiner bedeutenden Einnahmen in den letzten Jahren und der Bitte, ihn für die von Carolines Vermögen entnommenen Summen als ihren Schuldner anzunehmen. Er habe selbst sehr bescheiden gelebt und für Caroline mancherlei Auslagen gehabt. Er bittet um eine Berechnung der Kosten ihres Haushalts,

Lieber Freund, ich schreibe Dir gleich wieder und wünschte nur, ich hätte manches in meinen lezten Brief erst heut zu schreiben, damit er Dich nicht in Deinen Planen vielleicht gestört hätte. Welche sie auch seyn mögen, so darf er die Wirkung nicht haben. Brauchst Du eine Summe zu etwas, so ist sie ja noch zu schaffen, und Du hättest nur früher dergleichen erwähnen sollen. Mir selbst ist schon eingefallen, ob Du nicht zu der eignen guten Unternehmung mit dem Shakesp. eine Auslage zu machen hättest. Melde mir nur gleich alles, wovon die Rede ist.

Rühmen muß ich Dich, mein allerliebster Freund, daß Du in dem Zeitpunkt der ersten Nachrichten vom Jon noch so viel anders erzählst, und Dich nicht wie Narcissus ganz in das schöne Bild vertiefest. – Hätte ich vor Eifer und Eile jenen Abend nicht versäumt „über Leipzig" auf die Adresse zu setzen, so wären mir derley ungesunde Berichte nicht zuvorgekommen. – Wie hätte diese Person ⟨die Veit⟩ so früh erfahren können, der Herzog habe gestirt, und was Schiller gesagt usw.? Schelling war den ganzen folgenden Tag bey Goethe und hörte die Berichte aus der Stadt bey Tisch. Diesen, der doch auch nur aus der Stadt durch Ritter und den Bauren Meyer ⟨Majer⟩ an sie erlassen seyn konnte, aber nicht. Wenn indeß Goethe kömmt, so soll ers uns vom Herzog bestimmt sagen, der mir höchst neugierig und begierig immer näher zu kommen, aber keinesweges ungeduldig schien. Ich werd es gewiß noch erfahren, wie auch Schillers genaues Urtheil. Es wäre sehr hübsch, wenn er sich dergleichen wirklich hätte verlauten lassen, sehr charakteristisch, da er den logischen Zusammenhang immer auf Kosten des poetischen im

um dafür aufkommen zu können, fordert aber zugleich einige Sparsamkeit. „So viel von den Geldgeschäften, die, ich will es Dir nicht verhehlen, wohl dazu gemacht sind, mich auf viele Tage zu verstimmen und mir alle Zeit zu rauben. Wenn Du also Freundschaft für mich hast, so wirst Du mir auf das bündigste und kürzeste in Betreff derselben antworten, und mich mit Rekriminationen verschonen, die doch zu nichts führen."

Auge hat. Indeß weiß ich nicht, wie Jon auch im ersten Betracht im mindesten getadelt werden könnte.

Tiek jetzt schon zu nennen als Verfasser der Zeichnungen, das ging doch schwerlich. Tiek nennen, hätte Schlegel nennen heißen, und ganz im Geheimniß der Aufführung seyn. Alles das kann nachgehohlt werden. Wird das Stück gedruckt, so müssen sie dazu in illuminirten Umrissen gegeben werden.

Ist Tieks Goethe angekommen? Meiner sieht jetzt göttlich auf einen sehr wohl proporzionirten Postament aus. Goethe hat den seinigen hinten ein wenig ausfuttern lassen, daß er sich mehr vorwärts neigt, was ihm ein schlankes und hohes Ansehn geben soll; ich habe dieß bey meinen gar nicht nöthig gefunden. Goethe hat die Büste auf seinem eignen Zimmer.

Noch eins, sollte Alarkos fertig gedruckt werden, ehe ich hinkomme, so schicke uns gleich ein Exemplar.

An A. W. Schlegel 21. Januar 1802

Heute hat Spatzier Schelling den Abdruck des Jon geschickt, mit devotester Dankbezeugung für den interressanten Aufsatz und den Vorzug, den er der Eleganten Zeitung habe geben wollen, und Bitte um mehr. (Nach der Aufführung von Turandot denk ich ihm auch noch mehr zu liefern, Du kannst es ihm ja insinuiren, daß Schelling ihm nur auf Deine Verwendung etwas schickt). Recht artig nimmt sich mein zarter Bericht aus. Ich setze zum voraus, daß Du doch in Berlin die Zeitung gleich siehst, und lege das Blatt nicht bey, obwohl ich es im Vertrauen auf die Gunst des lahmen Postschreibers thun könnte, der für mein leztes mit der LZ. nur 3 Gr. genommen hat.

Daß er darüber gesetzt hat: Jon Schauspiel nach dem Euripides, ist Spatziers Weisheit. Meine Dummheit aber, daß ich der Wiederholung des Stücks nicht erwähnt habe.

Goethe ist da, er hat Schelling zu wissen gethan, er wär tief in Arbeit und wolle ihn erst bey mehr Muße sehn. Also kann ich Dir noch nichts melden. Hätte er aber von Berlin

Nachricht von Jon, so würde er es Schelling gewiß geschrieben haben. Die Unzelmann sieht wohl Iffland nicht mehr, aber die Meyer müste doch etwas gehört haben können.

Der Holzbauer sagte eben aus (bessere Nachrichten hab ich nicht über sie), Mad. Veit reise Montags weg. Du hast unstreitig das fatale Geschäft Charlotten ⟨Ernst⟩ zu schreiben bey Seit gesetzt. Mag alles auch nur seine gewiesenen Wege gehn, und die herrliche Fracht ohne avis Brief anlangen. Wenn sie Charlotte erträglich findet, oder gar gefällt, so kann es blos seyn, weil sie eine schwache Seite benutzt und gränzenlos schmeichelt. Ehrlicher weise ists nicht möglich.

Freund, es herrscht eine schlechte Witterung. Wind, Regen, Schnee, Eis, Glätte, Nässe und obendrein feuchte Luft. O wie anders muß es werden, eh ich reisen kann. Ich ängstige mich so sehr vor der Reise, als ich mich auf das Ziel derselben freue. Die Lüneburger Heide liegt mir im Sinn.

An A. W. Schlegel 28. Januar 1802

Fichte hat freylich geschrieben lang und breit, und ich werde nicht nöthig haben Dir das Detail davon mitzutheilen, da Du es aus seinen Außerungen hast abnehmen können. Er ist denn doch immer stark der Lehrer drin, der nur Schüler kennt. Aber mittheilen muß ich Dir zum Verständniß der vielleicht nächsten Außerungen von seiner Seite, daß sein Brief an Schad[1] ein sehr schlechtes Zwischenspiel macht, und daß es unmöglich war für Schelling es in seiner, bereits vorigen Postag abgegangnen Antwort an Fichte zu ignoriren. Denn in diesem Brief hat F. schon alles gebrochen, was er Schelling auch im äußer-

[1] Philosoph in Jena, Anhänger Fichtes. – Fichte hatte Schelling vorgeworfen, in seinen Vorlesungen die „Wissenschaftslehre" als überwundenen Standpunkt bezeichnet zu haben, während er in ihrer Korrespondenz immer noch mit einer Verständigung rechne. Schelling gab diesen Vorwurf des Doppelspiels zurück unter Bezugnahme auf den oben genannten Brief Fichtes an Schad, womit das Ende der persönlichen Beziehungen zwischen den beiden Philosophen gegeben war.

sten Falle gelobt: er hat in seiner Wuth alle Achtung aus den Augen gesetzt. Wir haben das Schreiben selbst gesehn. Schad hat es niemanden geheim gehalten, wie auch wohl nicht die Absicht war, und hat es auf den ersten Wink Schelling selbst gebracht, indem er gänzlich auf dessen Seite zu seyn sich erklärt. Hierin steht, er gedenke Schellings Vorgeben in seiner ganzen Blöße darzuthun, Sch. verstehe die Wissenschafts-Lehre nicht besser, wie sie Fr. Nicolai auch verstehe usw.; alles ist in diesem Ton, und in einem noch schlechteren als dieser der lächelnde sich verbergen wollende Grimm darin.

Schelling hat ihm mit Mäßigung geschrieben, dafür steh ich Dir, und hat, um das weitere bis dahin abzuschneiden, seiner Hoffnung erwähnt ihn im Frühjahr persönlich zu begrüßen, — welche er auch hegt, ob er gleich viel später, wie ich zu reisen gedenke, kommen kann. Du wirst im vorkommenden Fall mit diesen Nachrichten verfahren, wie es Deine Klugheit mit sich bringt.

Goethe hat nichts von Berlin vernommen, er hat sich im Gegentheil stark erkundigt, ob Du noch nichts wüsteſt. Und was die Sage vom Herzog und Schiller betrift, dem wird hiemit völlig widersprochen.

Die Veit ist noch hier, ich glaube, sie kann nicht weg. Rose erzählte uns, da hätten sie jetzt ihre große Noth bey der Mad. Veit, die Leute, die noch zu fordern hätten, liefen ihr das Haus ein, und ihre Aufwärterin klagte, sie würde allenthalben angerufen, weil sie die Sachen geholt hätte, wollten sie nun auch das Geld von ihr haben. Auch aus Weimar kommen Rechnungen, denn sie werden hier ins Haus gebracht. Es ist doch eine heillose Wirthschaft.

An A. W. Schlegel 1. Februar 1802

Also, mein werther Freund — hübsch und geistreich, aber Dir doch ganz und gar nicht anständig? Ey! Und obendrein, ist es nicht ganz Ihre eigne Schuld? Ich habe Sie ersucht, Sie soll-

ten mir selbst andeuten, wie und wie nicht Sie von Ihrem Stück wollten geredet wissen. Sie hätten es mir ohne mein Ersuchen melden können, da Sie wusten, daß der Bericht nicht verspätet werden durfte. Auf meine Anfrage heißt es, das habe weiter kein Bedenken – und nun hat es so viele Bedenken! Ich gestehe Ihnen einige derselben zu, und habe Ihnen schon zuvor gestanden, daß ich nicht ganz mit der Ankündigung zufrieden war, und Schelling auch nicht. Es geht ein gewisses Bewußtseyn hindurch, der Ton ist nicht fest genug. Allein vom Stück mehr wie das Allernöthigste zu sagen, das wäre durchaus gegen meine Überzeugung gewesen, und am allerwenigsten hätte ich die Fabel erzählt, durch deren Kentniß so vielen, bey weitem dem grösten Theil der Zuschauer, der hier nicht unbedeutende Reiz der Erwartung: wie es sich lösen werde, entzogen wird. Ich weis aus eigner Erfahrung, daß es meine Theilnehmung erhöhte, ja Du wolltest mir selbst beym Verfertigen niemals gern etwas voraus und einzeln geben, um mir den Eindruck vollständig zu bewahren, da doch bey mir diese Maasregel allenfals überflüßig gewesen wäre – und nun gedenkst Du ihn dem Publikum zu zerstücken? Ich kann das nicht billigen. Um Spatziers Vorwitz gut zu machen und in der That die allgemeine Vorstellung zu widerlegen, ist es nöthig, daß etwas geschehe, und Du bist ein rechter Thor mich zu fragen, ob ich Dir das verargen werde in Bezug auf meinen bescheidnen kleinen Aufsatz. Mache ihn ganz zu nichte, er hat nichts gewollt, als Dir gefällig seyn, als der Sache dienen: auf sich selbst gründet er nicht den kleinsten Anspruch. Erreicht er jenes nicht, so will er gar nicht leben, sondern sich willig wie ein Veilchen zerdrücken lassen. Daß er nicht hinreichte, sagt er ja schon selber und ließ Raum zur Erweiterung. Eine bloße Versicherung aber, das Stück gehöre gänzlich dem deutschen Verfasser eben so sehr und mehr vielleicht wie Iphigenia dem ihrigen, würde besser wirken als eine Auseinandersetzung der Verschiedenheit, die erst nach der großen Aufführung an ihrer Stelle ist. So dünkt mich,

thut nun, was euch gut dünkt. Du mußt mir nur nicht einwenden, daß jener Reiz doch nur Einmal stattfinden kann. Hat er es eben Einmal unter einer bestimmten Form, so erhält er sich bey dieser Form, und der erste Eindruck wiederholt sich jedesmal mehr oder weniger, und das ist besonders wahr, wenn wir die Sache hier in dem weniger hohen Sinn nehmen, den wir gegen das Publikum hinein zu legen haben.

Was die Scheu betrifft zu sagen, das Stück sey ein gutes Stück, so ist sie eben diesesmal keine Scheu, sondern Zuversicht. Ich wußte, man könne das den Leuten überlassen, sie müssen ihm Geschmack abgewinnen, weil es zugleich vortreflich und auf den Beyfall eingerichtet ist, allein rebellisch muß man sie vorher nicht machen, wie sie leicht zu machen sind. Kein Freund braucht vorzugreifen, ich habe das Stück gesehn, Du nicht, man kann es den Feinden getrost ohne Prolog überliefern.

Ich schmeichle mir eben nicht, daß Du einen Rath von Deiner Freundin befolgen wirst, aber ich schreibe Dir nichts desto weniger deswegen heut sogleich wieder, um Dich zu bitten, Du mögest besonders die erste Rücksicht wohl bedenken, und auch um Dir noch einige dahin gehörige Data zu schicken, die ich aus dem lezten Zeitungsheft abgeschrieben habe und Dir vielleicht noch nicht zu Gesicht gekommen sind.

〈Schillers „Turandot" in Weimar am 30. Januar:〉 Wir haben uns der unschicklichen Vergleichung, wie anders uns doch zu Muht gewesen, da wir vor der Bühne des Jon dort gesessen, nicht erwehren können und die Anmuth des zurückbleibenden Eindrucks vorzüglich vermißt.

Sag der Unzelmann, sie soll sich die Turandot, etwa zu ihrem Benefice, ausbitten. Sie wird sie herrlich machen, was dran zu machen ist, und vortreflich aussehn.

Die Redoute vom vorhergehnden Tag zum Geburtstag der Herzogin hatte eine große Menschenmenge dort versammelt — in keinem Gasthof war mehr eine Stelle zum absteigen, ich fuhr

mit Julchen bey der Ludekus vor, die mich sehr gut aufnahm, ich erwähne es aber eigentlich deswegen, weil ich hier von einem jungen artigen Mädchen, das sie bey sich hat, erfuhr, sie hätte nicht in den Jon gehn dürfen, der also schon vorher von dieser Seite verschrieen worden zu seyn scheint. Die alte Kotzebue soll sich besonders hierin hervorthun. – Kotzebue war zur Rechten der herzoglichen Loge im Schooße der Gunst. Schiller scheint ihn sich auf seiner linken Seite weggeschaft zu haben. Ich hatte einen Platz in der größern Seitenloge neben einem dicken Mann, der mich, bald nachdem er sich mit Sitzen arrangirt, drauf anredete, daß er sich freue Mad. Schlegel zur Nachbarin zu haben. Ich frug ihn dann, weß ich in ihm mich zu erfreuen hätte, worauf er sich als der Geheimerath Schmidt[1] kund gab, als einen alten Freund Deines Vaters, Klopstocks und aller Dichter jener Zeit. Dieses scheint auch der Schatz, von dem er seitdem gezehret, Klopstock hat er seit 40 Jahren nicht gesehn. Er frug mich nach Dir und allen andern Geschwistern, und ich habe ihm sehr artig alles beantwortet, wie es sich von meiner Artigkeit versteht.

Auf der Redoute hatten sie einen Aufzug von einer Victoria, dem Heldengedicht, der Muse, dem Amor, dem Schäfergedicht usw. gehabt, wozu beyliegende Stanzen von Goethe gehören. Sein Sohn hat den Amor vorgestellt.

Die Veit soll wirklich abgereiset seyn. Vermehren[2], der leicht ein tüchtigerer Freund in derley Dingen ist, wie Paulus, mit welchen die Veit zulezt nicht viel mehr verkehrt hat, hat die Abreise möglich gemacht. Nun sind sie also bey Charlotten ⟨Ernst⟩.

Und nun sey gut, laß Deinen Mismuth fahren und schreibe mir wie ein vernünftiger Freund das lezte Wort über mein Kommen. Ich hoffe, durch die nächsten Briefe aus Braun-

[1] Der Bruder von Klopstocks Fanny, Goethes Kollege im Conseil. – [2] Philosoph, Lyriker und Herausgeber eines Musenalmanachs, zu dem Friedrich Schlegel Beiträge lieferte.

schweig soll es entschieden werden, daß ich von Dir kein Geld weiter dazu brauche.

Deine
unwandelbare Freundin.

An A. W. Schlegel 8. Februar 1802

Dieses soll Dir nun in aller Kürze folgendes den Jon betreffendes melden.

Böttiger hat nicht umhin gekonnt, für das Modejournal einen Bericht über Jon abzufassen, der erstlich darthut: wenn man es anders wie Euripides machen wolle, müsse man es besser machen, und das habest Du nicht gethan; nebst allen dahin gehörigen Erörterungen; zweytens aber, Dein Stück sey von der größten Anstößigkeit. Bis diese Stunde ist es indeß bey der Genugthuung des Abfassens geblieben, denn Goethe hat die Sache erfahren, und ist dergestalt ergrimmt, daß er sogar zu dem Donnerkeil seine Zuflucht genommen. Er hat dem Herzog und Voigt gesagt, er wolle mit der ganzen Direktion nichts mehr zu thun haben, wenn solche Schmeisfliege immer hinterher kommen und sich auf das Beste, was sie lieferten, hinsetzen dürfe. Er verlange, daß künftig alles, was in Weimar über ihr Theater erschiene, seiner Censur unterworfen wäre. Man hat ihm denn das gern zugestanden, und er hat sie auch ganz gegen Böttiger aufgebracht und gegen dessen Hinterlist. (Denn die Vorstellung als Vorstellung hatte dieser mit Lob überschüttet). Hierauf hat er den formellen Beschluß Bertuchen[1] deklarirt, und wie ich bis jetzt von der Froriep[2] weiß, selbst den Theaterartikel übernommen, besonders aber den Jon; das Modejournal für diesen Monat wartet nur auf seinen Aufsatz um zu erscheinen, ja er hat ihnen auch die Zeichnung der Costume versprochen. — Böttiger hat nun wollen sein Geschriebenes in die Allgemeine Literatur-Zeitung rücken lassen, diese aber, durch Bertuch prevenirt, hat nicht das Herz gehabt es aufzunehmen.

[1] Verleger des „Journals des Luxus und der Moden". — [2] Bertuchs Tochter, mit dem Anatomen Froriep in Jena verheiratet.

Es thut mir leid, daß ich Dir nichts unmittelbares von Goethe für heute melden kann, Schelling hat ihn nicht gesprochen, seitdem dies vorgefallen ist, denn wie wir vor 8 Tagen in Weimar waren, muste er sich einmal zu Schiller statt zu Goethe verfügen. Nun ist Goethe diesen Morgen wieder hier angekommen, allein es ist unmöglich, daß ihn Schelling noch vor Abgang der Post sieht. Ich aber will die Nachricht überhaupt nicht verspäten, besonders damit Du nicht zu sehr eilest, das durch dortige Freunde zu thun, was Goethe übernommen hat, und nachher noch immer durch jene ausgeführt werden könnte, im Fall einiges dennoch mangelhaft bliebe.

Wär es nur dort erst aufgeführt, dann möchten sie sämtlich thun, was sie wollten.

Wenn kein besondrer Unfall dazwischen kommt, so werde ich in der lezten Woche dieses Monats in Berlin seyn. Was Du also noch besorgt zu haben wünschest, das melde mir gleich.

An A. W. Schlegel 15. Februar 1802

Jon ist nicht wieder gegeben seit dem, wird auch nicht vor Ostern. Du weißt, daß Goethe Stücke von dieser Gattung nie oft wiederholen läßt und sie nur als seltne Schaustücke ausgiebt. Es würde ihm auch keine Rast verstatten und den Schauspielern allzu herben Zwang auflegen, denn wenn sie sich nur ein bischen selbst überlassen sind, so spielen sie comme des cochons. Ostern würde das Stück wahrscheinlich gefordert werden, dann will er auch wieder von neuen alles dafür thun.

Nun hab ich Dir noch etwas darüber zu sagen, worin mir gewiß niemand zuvorkam. Das Frankfurter Theater hat gestern angefragt bey Goethe, ob es eine Abschrift des Jon erhalten könne und zu welchem Preis. G. wollte nun wissen, ob man Dir erst schreiben solle und Dich den Preis bestimmen lassen — da ich aber glaubte, Du würdest eben auch mit G. darüber berathschlagt haben, so konnten wir dieses ohne Zeitverlust in Deiner Seele. Er ist der Meynung es der Direktion zu über-

lassen, dann bekomme man am meisten, und da sie vollends mit G. zu unterhandeln hat, mag es wohl seyn, und er wird dem gemäß verfahren, aber zugleich gehörig Sorge tragen, daß Du genug bekommst.

Ist das nicht hübsch, mein Freund? Und was soll ich haben, wenn diese Anfrage auf den bescheidnen Aufsaz in der Elegan=ten Zeitung geschieht? –

Mit dem hab ich aber noch eine andre kleine Freude gehabt. Goethe fragt Schelling, ob er ihn gelesen, der habe ihm sehr wohl gefallen, er habe ihn recht mit Vergnügen durchgesehn – und dieses so ohne alle Ahndung, er könne von bekannter Hand herrühren, daß er noch hinzusetzt, man sehe, es habe ihn jemand ganz de son propre Chef gemacht, es wäre auch manches noch unbestimmt gelassen, herrsche aber eine reine und schöne Ansicht darin. Schelling hat ihn dabey gelassen, und er soll auch dabey bleiben.

Aber wie artig das ist, daß ich immer hinter Deine Geheim=nisse komme! Wie, mein Herr, Sie haben ein Intriguenstück gemacht[1], und ich weiß nichts davon? Goethe dachte sich gar nicht anders, als daß ich es wissen müsse, und der Oheim[2] selber verräth mir die Sache, der noch nie ausgeplaudert. Ich nahm mich gleich zusammen, und redte so zierlich unbestimmt, daß er es gar nicht gewahr wurde, und ich alles erfahren, was man mir nicht hat anvertrauen wollen, die ich doch so verschwiegen bin wie der alte Herr kaum. Was Du nun aber zur Strafe nicht erfahren sollst, ist seine Meynung davon, die er doch von sich gegeben hat, so viel wie möglich war, indem ich mich auf kein Detail einlassen konnte. Und zum Wahrzeichen sag ich Dir dieses, obgleich Du gegen ihn es unentschieden gelassen, daß Du dies Stück wirklich gemacht hast, so schließe ich doch aus dem, was er darüber sagte, daß es nicht von Dir ist. Eh bien, mon ami?

[1] Schlegel hatte selber zwar kein Stück auf Goethes und Schillers Preis=ausschreiben von 1800 eingereicht, wohl aber für einen Freund, vielleicht L. Tieck, vermittelt. – [2] Goethe, nach dem Oheim im „Wilhelm Meister".

Nur das Wetter kann mich länger aufhalten, als ich Dir im lezten Blatt bestimmte. Dieser neue Schnee hat die Wege bodenlos verdorben. Allein ich bitte Dich doch alles so einzurichten, daß ich, wo nicht in künftiger Woche, doch mit Anfang des März kommen kann. Wenn Jon noch am 10ten März gegeben wird, so muß ich den durchaus sehn. Fällt ein Frost ein, so nutze ich ihn, denn übrigens ist schon alles in Ordnung.

Höre, Goethe weiß das vom Alarcos und Friedrich. Er hat mancherley über ihn gesagt, er sey der immer Hetzende und immer Gehezte und eine rechte Brenneſſel, samt einer Reihe von Einfällen über ihn, die Friedrichs Epigramme auf ihn allenfals aufwiegen.

Was Du von der Eifersucht sagst, die ihn getrieben, so ist das nicht mehr, als wir uns hier gleich ganz bestimmt ausdrückten – ja, die Furie treibt ihn. Und ich bitte Dich, sieh zurück, wie unrein sein Betragen schon lange gewesen seyn kann. Bleibe er nur künftig fern von Dir, damit er statt der dummen Dir nicht auch schlechte Streiche spiele. Ich halte es nicht für unmöglich, daß er ⟨Ludwig⟩ Tiek zu Vermehrens Allmanach hinüber zieht, besonders wenn Cotta nicht sehr willig ist. Friedrich ist käuflich – Tiek vielleicht auch. Daß dieser sich mit Fromman überworfen, davon weiß ich nichts; sie war bey mir und erwähnte nur, daß T. noch nichts weiter vom Octavian[1] geschickt. Was macht er denn wohl? Und was mögen die Menschen zusammen beginnen? Sie sollten sich so lange zusammen thun und nichts wie schwarze Suppe essen, bis sie ehrlich und fleißig worden wären.

Ich nehme das Ohlbild von Auguste mit mir, vielleicht findet ⟨Friedr.⟩ Tiek Zeit das Basrelief danach zu unternehmen. Grüße auch diesen.

Schelling dankt Dir herzlich für die übersetzten Zeilen, sie kamen eben zu rechter Zeit; der Druck fängt heut an von dem,

[1] Frommann wartete lange Zeit auf das Manuskript von L. Tiecks „Kaiser Octavianus", der erst 1804 bei ihm erschien.

in das sie zu stehn kommen ⟨das Gespräch „Bruno“⟩, und was, wenn ich nicht sehr irre, eine ausgezeichnete Herrlichkeit an sich hat. Mitbringen werde ich es schwerlich schon, aber es folgt mir bald nach.

Daß Goethe einen Roman schreibt, hab ich Dir wohl nicht einmal gesagt. Er heißt Cäcilia.

An A. W. Schlegel 22. Februar 1802

Immer muß ich noch schreiben statt reisen. Mein Kutscher kam gestern zu mir und versicherte in seinem Sontagwamms, er würde nicht fahren, wenn er auch 100 rh. damit verdienen könnte, und bey so gestaltem Wetter bedarf denn dieses auch keiner langen Erklärung. Da es indessen jezt so tüchtig thauet und regnet, so zeigt sich für künftige Woche einige Aussicht, daß sich die Wasser verlaufen haben können, was ich in Geduld abwarte, und besonders noch einen Brief von Dir, ehe ich mich auf den Weg mache. Nach dem lezten, welchen Du an Goethe geschrieben, zu schließen, wird Jon vielleicht am 10ten März noch nicht aufgeführt, nehmlich Du hättest es sonst wohl ausdrücklich bemerkt. Daß Ifland sich höflich bezeugt hat, haben wir nun auf diese Art erfahren; Goethe hatte indeß vorgestern noch nicht den Brief, von dem Ifland gesprochen hat, gesehn, vermuthlich weil er an Kirmes[1] gegangen ist, und G. bis gestern hier war; Mittwoch kommt er wieder und wird dann auch von den Bedingungen Rechenschaft zu geben wissen, doch hoff ich, Du theilst sie mir selbst um die Zeit mit, denn daß ich noch nicht unterwegens bin, wirst Du aus meinen lezten Brief gesehn haben.

Ich wünschte, Du schicktest mir derweil noch den berlinischen Aufsatz für die Elegante Zeitung, welche über meine heilige Schwelle nie zu kommen pflegt. Wenn Du es derweil nicht thust, so ists freylich zu spät. Ich habe nichts öffentliches über Turandot sagen mögen, das kann man nun Goethe überlassen für seinen offiziellen Artikel. Um so weniger wollte ich, da sie,

[1] Hofkammerrat, wirtschaftlicher Leiter des Hoftheaters.

denke Dir, ganz allgemein, nach allen Seiten hin, so daß es einem von allen Seiten wieder zukommt, misfallen hat. Die Verständigsten, welche aber darum noch lange nicht verständig sind, sagen, es wäre zu viel Schiller darinn gewesen. Sie haben das wahrscheinlich wo gehört. Es ist ihnen übrigens zu tragisch, zu spashaft, nicht spashaft genug, nicht tragisch zur Gnüge, zu platt, zu hoch, und wenn man nur ausfündig machen könnte, was dem Volk denn eigentlich gefällt, denn was den Nahmen hat, lassen sie sich doch im Grunde nur gefallen. Goethe giebt sich überhaupt recht viel mit dem Theater ab. Da ich nicht weiß, ob er Dir gleich schreibt, so will ich, selbst auf die Gefahr, daß Du es nicht von mir zuerst hörst, gut seyn und verrathen, was er ungefähr über das eingesandte Intriguenstück denkt. Erstlich hält er es für sehr aufführbar, und er will sehn, daß er die Jagemann dazu anstellt. Es habe den Fehler, daß die Intrigue psychologisch seye, innerlich und nicht sichtbarlich vorgehe. Außerdem aber sey es leicht, grazios, und lustig, kurz er hat es recht gelobt! Du mußt mich nun aber nicht verrathen. Das wäre nicht fein dafür, daß ich Dir nichts vorenthalte. Aus der innerlichen Intrigue schloß ich, so klug wie Zadig beym Voltaire, Du hättest es nicht gemacht, da Du Dich, frisch und kräftig, mit der Psychologie nicht befassest. Hätte ich noch einige Data mehr herausbringen können, als: wie viel löthig das Silber am Gebiß und dergl., so würde ich vielleicht auch dem Verfasser positiv auf die Spur gekommen seyn.

Höre, guter Freund, da Du nun mit Ifland wieder Rede pflegest, kannst Du ihm ja nur grade zu das kleine Stück für die simple Bedingung eines Billets für mich anbieten.

Denk, vor ein paar Tagen kommt ein hiesiger Gastwirth und präsentirt mir eine Assignation von 55 rh. auf meinen Hrn. Gemahl. Ich sah gleich, daß es Friedrich galt, und sie kam von einem unbekannten Weinhändler aus einen Winkelstädtchen in der Nachbarschaft. — Wie mag Charlotte ⟨Ernst⟩ das nehmen, und weiß sie es wohl, daß Friedrich noch weit übler dran ist

wie damals? Doch was sag ich übler dran, er ist selbst ein rettungsloses Übel. Ich habe eben auch von Frommans gehört, daß es auf den ärgsten Punkt mit ihm ist, und sie werden ihn noch gefangen setzen. Seine Faulheit und Unfähigkeit zu arbeiten und seine Schlemmerey ist allenthalben bekannt, wie ich sehe. – Du bist gewaltig bey Frommans gelobt worden, Du könntest was Du wolltest, und thätest was Du könntest, und wärst ein Kleinod von Rechtlichkeit, so auch Schelling.

Dieser hat diesmal Fichtens Wünschen gemäß Goethen den ganzen Hergang von Fichtens Weggang offenbart, worüber dieser denn, bis dahin völlig unwissend, sehr erstaunt ist. Nie zwar habe er sich eingebildet, daß F. ohne Rückhalt handle, aber er hat selbst bis dahin geglaubt, es sey von Niethammer und Schelling die Rede, vielleicht noch von ein paar andern jungen Lehrern.[1]

Fichten hat die Entdeckung Vortheil in seiner Meynung gebracht, und dieser hatte ja geschrieben, es sey ihm an keiner andern Meynung etwas gelegen. Öffentlich wird Schelling nichts darüber sagen.

Meine Gesundheit ist in so weit gut, daß ich gar keine Schmerzen, keine geschwollne Wangen und solche Akzidenzien habe – nur Schlaflosigkeit, nicht sowohl Mangel an Schlaf, als daß mich jede Nacht aus tiefen Schlaf die Erinnerung weckt, die immer lebendiger mir aus diesem Leben winkt.

An A. W. Schlegel 3. März 1802

Ich will doch Zeltern[2] noch dieses lezte Wort an Dich mitgeben. Er denkt Dienstag Nachmittag in Berlin zu seyn, ich

[1] Fichte hatte vor seiner Entlassung an die weimarische Regierung geschrieben, mehrere seiner Freunde, „welche in der Verletzung seiner Lehrfreiheit die ihrige als mitverletzt ansehen würden", hätten ihm versprochen, Jena mit ihm zu verlassen und eine neue Akademie (in Zürich) zu gründen. Es scheint, daß der Theolog Paulus (nach Caroline „jüdisch und judassisch Volk") es war, der dies Versprechen gab und nicht hielt. – [2] Der Musiker, Goethes Freund.

noch immer Mittwoch Abend, aber man kann freylich bey diesen Wegen nicht für einen Zufall stehn, Du solst mich also nicht zu sicher erwarten. Übrigens geh ich doch noch über Halle, weil der Fuhrmann so sehr darum bittet. Wäre ich nur erst dort, es wandeln mich große Bangigkeiten an, aber ich habe es einmal beschlossen, und nun gehts mich nichts mehr an. Adieu, guter Freund, bis Morgen und Übermorgen. Gott segne Dich und behüte mich.

An A. W. Schlegel 8. März 1802

Das fürchtete ich nicht einen solchen Brief noch von Dir zu erhalten wie der gestrige, mein lieber Freund, und Du weißt genug, daß er mich nicht gleichgültig lassen konnte, denn es scheint nur ein Kleines und ein vorübergehender Schmerz, wenn eine solche Blüthe abfällt, aber wir wissen nicht, ob sie nicht alle abfallen werden, es war gut für euch und mich, daß ich noch nicht dort war. So starb eben vor einem Jahr der liebe schöne Knabe fast in meinen Armen, ich würde mir wie die Todesbringerin erschienen seyn und der Mutter ein wahnvolles Zeichen.[1]

Fromman hat ein Schreiben von Friedrich aus Dresden erhalten, sehr liebenswürdig und einnehmen sollend, mit den besten Zusagen wegen des Plato und Klagen über die Corruptheit des Textes und die endlose Arbeit, zugleich aber, was mir sehr fremd dünkte, mit der Versichrung, daß sie um Ostern wieder hier seyn werden. Ist es Dir bekannt gewesen? Begreifen kann ich es wohl, da mir die Fromman erzählt, daß die Veit allerdings den dortigen Tribut ‹Judenzoll› bezahlen muß, für 4 Wochen hat sie einen Freyschein erhalten, aber nicht länger, und nun kostet ihr jeder Tag zwischen 1 fl. und rh. Nur die ganze Reise als bloße Reise betrachtet läßt sich nicht begreifen, das einzige, was ich mir denken kann, daß die Veit eine dergleichen Ansicht zum Florentin[2] bedurfte. Aber wie übel gewählt

[1] Sophie Bernhardi hatte ein Kind verloren. – [2] Für den erwarteten zweiten Teil ihres Romans.

die Jahrszeit! Oder sollte Charlotte nur vollständig gewonnen werden? Und was wollen sie nun hier wieder beginnen? Dieser Fleck ist dem Friedrich jetzt so pernicieus wie irgend ein andrer, die Gewohnheit Schulden zu machen, sich der Nascherey zu ergeben und nichts zu thun, klebt schon an ihm. Kannst Du Dir vorstellen, daß Gebrüder Ramann ⟨Weinhändler⟩ aus Erfurt ebenfalls mit einer Rechnung zwischen 60 und 70 rh. bey mir anfrugen? Wie ungeheuer muß er getrunken haben. – Hier theilen sich die Partheyen; die eine bedauert Friedrich, daß er die Veit habe, und die andre die Veit, daß sie mit Friedrich geplagt sey.

Ich habe den Thucydides indeß gelesen in einer ganz neuen französischen Übersetzung. Ich schmachte ordentlich nach einem deutschen Plato und Thucydides. Und ruhet euer Sophokles[1] ganz? Schelling grüßt Dich von ganzer Seele, er ist ganz in Arbeit begraben.

Es machte mir viel Freude zu hören, daß sich Deine Vorlesungen so schön erhalten, und würde mich etwas betrüben, wenn ich nichts mehr davon mit eignen Ohren und Augen vernähme. – Wenn ⟨Friedr.⟩ Tiek nichts zu thun hat, so soll er eine Goethesche Büste für Frommans ausarbeiten, mit oder ohne Drapperie, wie er es am schönsten hält. Ich habe versprochen ihn anzuhalten, daß er sie recht vortreflich ausarbeitet. Die Meinige gebe ich ihnen derweil in Verwahrung, und es war eine List von mir, ich wußte, dann würden sie doch eine eigne an die Stelle haben wollen.

Lebe wohl, mein guter lieber Freund. Grüße Deine Hausgenossen und sage der armen Mutter, daß eine viel ärmere Mutter ihrer mit Theilnahme gedenkt.

An A. W. Schlegel 11. März 1802

Noch bin ich in der völligsten Ungewißheit, die mich, blos weil es Ungewißheit ist, ein wenig inkommodirt. Ich will Dir

[1] Schleiermacher plante, wie gemeinsam mit Friedrich Schlegel eine Plato-Übersetzung, so mit Wilhelm einen deutschen Sophokles.

indessen noch einmal schreiben, um Dir die merkwürdigste Woche aus Kotzebues Leben seit dem merkwürdigsten Jahr seines Lebens[1] mitzutheilen; vielleicht hast Du schon davon gehört, allein ich will mich das nicht verdrießen lassen. Du mußt wissen, daß er sichs angelegen seyn läßt ein sehr brillantes Haus in Weimar zu machen, daß er alle Woche einen adelichen und einen bürgerlichen Thee giebt, und sein Adelsdiplom producirt hat, damit seine Frau an den Hof gehn kann. Da es mit Goethe nicht glückt, macht er Schillern unsinnig die Cour, und Frommans z. B. behaupten auch, daß er ihn gänzlich anbetet und aufrichtig über alle Schauspieldichter der Erde setzt. Nun hatte er auf Schillers Nahmenstag eine Fete veranstaltet, wo aus der Jungfrau, dem Don Carlos usw. Szenen aufgeführt werden sollten, ja sogar die Glocke dramatisch rezitirt, und man spricht von einer großen Glocke von Pappe, die dazu verfertigt wurde. Die Imhof, die Egloffstein und fast lauter Adeliche waren die Spielenden, der Saal im Stadthause sollte den Schauplatz abgeben, und er hatte ihn vorläufig besprochen, ohne genau anzugeben, daß er ein Theater wollte aufschlagen lassen. Dieses wird von Ettersburg herbeygefahren, wie es aber vor dem Stadthause abgeladen werden soll, lassen es der Rath und Bürgerschaft nicht ein, weil es den Saal verderben würde. Kotzebue unterhandelt, aber erlangt nichts, und nun geht das ganze Fest in Trümmern, denn das Anerbieten andrer Locale, welche ihm geschahen, nahm er nicht an, weil sich im Moment die Sage erhob, Goethe habe als Baudirekteur dem Stadtrath das nöthige inspirirt, und er wieder vollständig die Rolle des Verfolgten und Beneideten zu spielen gedachte. Auch geräth ganz Weimar über die Sache in Aufruhr, die Theilnehmenden hatten sich, besonders die Damen, herrliche Sachen angeschaft, viele Ausgaben waren von allen Seiten gemacht. Wer nicht laut zu schimpfen wagt, thut es doch in geheim, es gehn die dumm-

[1] Unter dem Titel „Das merkwürdigste Jahr meines Lebens" hatte Kotzebue seine russische Gefangenschaft geschildert.

sten Gerüchte und Urtheile herum, Goethe soll neidisch seyn, nicht sowohl auf Kotzebue als vielmehr auf Schiller, weil es dem galt, und er habe sich gleich hieher geflüchtet, wie er immer thue, wenn er dergl. angestellt habe. Nun trift noch ein andres Ereigniß hiemit zusammen. Kotzebue hat ein Stück gegeben: die Kleinstädter, aller Wahrscheinlichkeit nach dasjenige, welches als Tollhaus ⟨in Berlin⟩ angekündigt wurde. Goethe hat alle Persönlichkeiten darin gestrichen, und Du kanst Dir denken, auf wen diese gingen[1] – ja, ein Stück der Intrigue darin deutet das Weimarische Publikum auf eine Hausgeschichte von Goethe selbst. Kotzebue hat manches wegstreichen lassen, ist aber auf Einigem bestanden, was Goethe durchaus nicht zugab, nun nahm er das Stück ganz zurück. Uber dieses kommt es in einem Conzert bey der Herzogin Mutter zu einem Wortwechsel zwischen G. und K., in welchen sich Frau von Kotzebue mischt und versichert, ihr Mann solle nun gar nichts mehr aufs Theater in Weimar geben. Nicht genug, die alte Kotzebübin schreibt Goethen einen Brief – welchen, das magst Du ermessen. So ist der Gott unter die Fischweiber gerathen. Er hat ihr geantwortet, und das müßte freylich lustig zu lesen seyn. Dies hat die Alte ohne Vorwissen ihres Sohnes gethan, welcher sich dem Teufel hat darüber ergeben wollen, allein es war geschehn.

Schelling hat Goethe diesen Morgen gesprochen, er ist sehr gut gelaunt gewesen, aber sie waren zu kurz beysammen, als daß Schelling ihn gleich drauf hätte bringen mögen, um alles zu erfahren. Wir glauben freylich auch, daß Goethe an der Saalaffaire nicht unschuldig ist, vermuthlich mit Schiller und dem Herzog einverstanden, aber ist es nicht prächtig von ihm? Was die Kleinstädter betrifft, so steht nun zu erwarten, was Iffland thun wird – erkundige Dich doch gleich bey Unzelmen. Fast sollte ich doch denken, er würde sich hüten, zumal wenn diese Geschichte vorher verlautet und er sich nicht mit der Un-

[1] Das Lustspiel „Die deutschen Kleinstädter" enthält harmlose Spitzen gegen die Romantiker.

wissenheit schützen kann. Da ein Tollhaus darin vorkommt, ist's keine Frage, daß Kotzebue nur den Titel verändert hat.

Goethe hält sich denn doch tapfer gegen die Halunken und prononcirt sich scharf; es kann auch nicht schaden, daß er selbst einmal ins Handgemenge mit ihnen kommt. Er hat sich sehr freundschaftlich nach Dir erkundigt, und Schelling hat mir die stattlich aufgesezte Antwort der Berliner Theaterdirektion signirt Iffland mitgebracht. Die Kostume zum Jon sind gestochen, und das nächste Heft des Modejournals wird sie mit bringen. Ich werde noch dafür sorgen, daß Tiek als Zeichner genannt wird.

Wegen obiger Geschichte muß ich noch melden, daß sie mit der Unterdrückung Böttigers in Verbindung gebracht und über den Despotismus geschrien wird. Das Volk stellt sich ganz demokratisch an, nun es einmal nicht den Hammer machen soll.

An A. W. Schlegel 18. März 1802

Diesen Morgen habe ich Deinen Brief erhalten, worüber ich sehr froh bin, weil ich doch nun weiß, wie es steht. Es hat sich nun so gemacht und nicht anders, nun wollen wirs auch so nehmen. Am Ende hoffe ich denn doch noch gut hinzugelangen und Dich unter wohlwollenden Gestirnen wieder zu sehn, worauf ich mich herzlich freue. – Wir haben indeß wieder tiefen Winter gehabt und ich einige Tage eines sehr üblen Befindens. – Der Brief, den Du mir von meiner Schwester schickst, bekümmert mich sehr. Der Tod der Mutter würde mich natürlich ruhig lassen, aber ihr Leiden geht mir durch die Seele, besonders da sie sich selbst, was es nicht wenig erhöhn muß, der lezten traurigen Tage meines Vaters dabey errinnern wird.

Schelling hat einen sehr hübschen Plan zu einigen Vorlesungen über das akademische Studium für den ersten Monat des nächsten Halbjahres gemacht, wo er noch hier ist.[1] Man

[1] Schelling verließ Jena im Sommer 1802 endgültig und plante zunächst eine Reise nach Italien.

setzt ihm sehr zu zu bleiben und zu lesen; ein guter Theil gründet aber besondre Hoffnungen darauf, daß er nicht lieset.

Damit Du Dir unter den lezthin erwähnten Kotzebübischen Persönlichkeiten keine Elephanten vorstellst, so will ich Dir sagen, was es für kleine blinde Mücken waren. Der alte Herr schweigt zwar wie eine Mauer und ist so klug gewesen sich alles das von Schellingen erzählen zu lassen, was dieser von ihm wissen wollte. Aber mir hats die Niethammer berichtet, die das Stück hier bey Gruners hat vorlesen hören, und mit vieler Langeweile dafür bezahlte. Es war nichts als eine miserable völlig hors d'œuvre Rolle eines Poeten, der viel von Sonetten spricht (wofür Goethe jedesmal Gedicht gesetzt hatte), einen frommen Allmanach herausgiebt und zuletzt jemand mit einer Ehrenpforte droht. Dieses lezte ist es, worauf er so bestand, und was Goethe durchaus nicht zugab. – Ja, die Kleinstädter wären den Kleinstädtern sehr gefährlich gewesen, sagte G. zu Schelling, hat aber, selbst bey vollen Bechern und einer sehr ausgelaßnen Laune, sich nicht so weit herauslocken lassen, von den beyden Briefen zu sprechen.

Berlin

An Julie Gotter in Gotha 24. April 1802

Glaube nicht, liebes Julchen, daß ich nicht mehr meiner getreuen Gefährtin gedenke, weil ich noch nicht schrieb, aber Du würdest mich entschuldigen, wenn Du wüßtest, wie sehr meine körperliche Schwäche hier gegen die größern Anstrengungen und den Mangel an Ruhe ankämpft. Fast ist das Wagstück zu groß für mich gewesen, und ich sehne mich herzlich nach meiner stillen Existenz zurück. Nun kommt noch dazu, daß auch die hiesigen Freunde in Sorgen und Noth sind; innerhalb dieser lezten 8 Tage sind die beyden alten Tieks gestorben, die Mutter zuerst, der Vater hielt sich bis über das Begräbniß hin, dann legte er sich an der nehmlichen Krankheit nieder und starb

in der lezten Nacht. Diese Erschütterungen setzen die Bernhardi (welche eine vortrefliche Frau ist) in Gefahr, sie ist schwanger, ist überhaupt sehr kränklich und hat vor kurzem auch das Kind verlohren. Ich suche mich nur leidlich gesund zu erhalten, es wäre schrecklich, wenn ich hier krank würde. Glücklich sind die, welche sich über Leben und Sterben noch grämen können. – Ob Schelling noch herkomt, ist mir in diesem Augenblick noch unbekannt. Schlegeln greift das alles auch sehr an, der als der treuste der Freunde stets in seinen Freunden lebt. Das neueste ist, daß Friedrich Schlegel die Veit heyrathet, schreibe, ehlichet, und mit ihr nach Paris geht. Wie und warum und wo die Möglichkeit herkommt, da es die Götter nicht wissen, wird es wohl den Teufeln bekannt seyn. – Daß ich hier viel Zerstreuung habe, wie mans nennt, erwähne ich im Ganzen, im Einzelnen ist es für jetzt nicht thunlich. Wir haben viel Spaß schon gehabt. Übrigens misfällt mir Berlin gänzlich. Lebe wohl, liebes Kind, und grüß die Deinigen.

An A. W. Schlegel ⟨Mai 1802⟩

⟨Möbelmiete⟩. Zugleich bitte ich Dich mir die Papiere, welche ich haben muß, heute noch zu geben und mir bestimmt zu sagen, wann wir abreisen können, auch überhaupt jede Unbestimmtheit in Absicht der Reise aufzuheben, indem ich einmal meine Einrichtung Deinen vielfältigen Anerbietungen gemäß gemacht habe, daß Du für meinen Aufenthalt und Rückkehr Sorge tragen wolltest, auch nicht einen Augenblick an der Haltung Deines Versprechens zweifeln konnte, da Du mir noch im Januar die Summe dazu anwiesest, welche von hieraus etwa an Goethe für Dich geschickt würde, und wenn seitdem eine Unmöglichkeit für Dich eingetreten wäre die Kosten zu bestreiten, nichts leichter und natürlicher gewesen seyn würde als diese mir mitzutheilen.[1]

[1] Aus Schlegels Antwort: „Das Versprechen, dessen Du erwähnst, habe ich freylich vor geraumer Zeit gegeben. Denkbar wäre nun wohl der

Hier ist Guarini, Tasso und Petrarka. Wann geht wohl die nächste Post nach Leipzig? ich habe am Sonnabend vergessen an Tischbeins zu schreiben. Diesen Mittag komme ich nicht, weil ich vor Kopfweh kaum dieses schreiben konnte.

An A. W. Schlegel ‹Mai 1802›

Die verschiednen Täuschungen und Auslegungen, die in dem erhaltnen Briefe zusammengestellt sind, jetzt zu berichtigen, dazu mangelt es mir freylich an Zeit. ‹Geldsache.› Für jetzt bedarf es nichts als die Bestimmung der Abreise, zu der ich auf Morgen zu jeder Tageszeit mich bereit halten werde. Was Schelling betrifft, so wird es am besten seyn mit ihm selbst wo möglich noch diesen Morgen Abrede zu nehmen. Wenn die Aufsuchung des einzelnen Papiers zu viel Mühe machen sollte, so würde es mir sehr lieb seyn, alle Briefe zu erhalten, die etwa von diesem Winter aufbewahrt sind, indem mein Freund, dem davon gesagt worden, daraus ersehn könnte, in wie fern und mit welchem unbefangnen Sinn ich auf der Reise bestanden bin.

Jena

An Julie Gotter 15. Juni 1802

Tiek ist jetzt in Weimar, um die Arbeit im Schlosse auszuführen. Goethe war hier, ich habe ihn sehr ausführlich gesprochen, er hat in Lauchstädt ein Theater gebaut, hat hier ein

Fall, daß ich mich durch etwas während Deines hiesigen Aufenthalts Vorgefallenes für losgesprochen davon hielte, allein ich habe noch auf keine Weise die mindeste Äußerung von mir gegeben, als ob dieser Fall eingetreten wäre. Ich sehe also nicht ein, wie ich dazu komme, von Dir daran erinnert und zu der Erfüllung wie zu einer Pflicht angehalten zu werden." Er sei allerdings der Meinung gewesen, Caroline habe die Reise auf eigene Kosten unternommen. Die Rückreise schlägt er vor zu viert in einem Wagen zu unternehmen: er, Caroline, Schelling und Rose. Sie reisten zusammen bis Leipzig; Schlegel ging von da nach Dresden.

Vorspiel verfertigt und wird alle eminenten Stücke dort der Reihe nach geben, auch den Alarcos, den ich leider versäumt habe in Hoffnung einer zweiten Vorstellung in Weimar. Friedrich hat ihn selbst noch gesehn und sich unmittelbar darauf in den Wagen gesetzt, um nach Frankreich zu eilen, wo er sich republikanisch zu vermählen gedenkt. Das Ersäufen in der Loire hieß unter Robespierre noces republicaines, und der Hälfte dieses Paares möchte ich gern solche Hochzeit gönnen.

Du fragst nach unserm Thun und Lassen. Nun, das ist ganz einfach. Du bist doch nicht von denen, die da glauben, ich müsse nothwendig allermindestens auch nach Paris reisen? Die Veit hat sich besonders sehr hiernach erkundigt. Warum sollte ich wohl nicht ganz still und ruhig hier bleiben? Möglich ist es übrigens, daß ich in ein Bad gehe und wirklich ein wenig reise, aber es ist noch nicht allerdings entschieden, und ich sehne mich nicht sehr danach. – Meine Mutter war sehr schlimm, es bessert sich etwas.

Ich will Dir und Deiner lieben Mutter in eins antworten, also ferner berichten, daß ich Mad. Iffland besucht habe, und sie mich, aber weiter habe ich nichts von ihnen gesehn, Ifflanden gar nicht außer auf der Bühne. Die ganze Societät, in der ich war, gehört ja zu seinen Erbfeinden, Schlegel ist auf einem höflichen Fuß mit ihm, aber Iffland würde ihm wohl gern viel zu leide thun, wenn er ihn nicht fürchtete. Die Kleinstädter von Kotzebue wurden kurz vor dem Jon gegeben mit allen den sogenannten Anzüglichkeiten, welche Goethe ausgestrichen hatte, die aber in der That sehr unschädlich sind. Das Stück ist von der lezten Plattheit, aber nicht so ganz übel, wenn sich das zusammen verträgt – in Kotzebue vereinigt sichs ja zuweilen.

Jeden Tag dank ich meinem Sterne wieder hier zu seyn.

Die Unzelmann ist ein Schatz und die artigste anständigste Frau in Berlin, wir sind uns sehr gut. Ich soupirte noch bey ihr nach dem Jon am vorlezten Abend mit Schlegel und Schel-

ling. Quaſt ⟨Geh. Oberfinanzrat⟩ liebt ſie unverbrüchlich, und ſie iſt klug genug ihm unverbrüchlich treu zu ſeyn.

An A. W. Schlegel ⟨Sommer 1802⟩

Beykommende Rechnung habe ich auf die kleinſten Reſultate zu bringen geſucht, nachdem ich meine Haushaltungsbücher nochmals darüber nachgeſehn. Es ſteht hier erſtlich aufgeſchrieben, was Schlegel von mir bekommen hat, wobey kein Artikel angeführt iſt, von dem das mindeſte auf meine Rechnung käme. ⟨7 Seiten.⟩ Was das Monument ⟨für Auguſte⟩ betrifft, ſo iſt mein Wille die Koſten ganz zu übernehmen. Ich werde Tiek befragen, ob er mir feſt verſprechen kann, es im künftigen Winter zu verfertigen, und wünſche nur ihn dann wegen der vorläufigen Auslagen an die 600 rh. anweiſen zu können.

Iſt gegen meine Abrechnung im Ganzen nichts einzuwenden, ſo bitte ich mir alle Bemerkungen im Einzelnen zu erſpaaren. Indem ich hiemit jede Unbeſtimmtheit aufgehoben glaube, und der gewonnenen Anſicht eben ſo ſehr als der erlangten Freyheit des Entſchluſſes froh zu ſeyn Urſache habe, iſt noch das letzte übrig, was blos durch gerichtliche Scheidung aufgehoben werden kann. Die reelle während meiner Anweſenheit in Berlin zu verbergen, habe ich keinen Grund weder in mir ſelbſt, noch in dem gegen mich und in Anſehung meiner beobachteten Betragen gefunden.

Was wir beyde in dieſer Rückſicht wollen müſſen, iſt, daß wir im eintretenden Fall der letzten Entſchließung, die meinerſeits allein die Schonung gegen meine kranke Mutter für den Augenblick zurückhält, die Sache nach gemeinſchaftlicher Verabredung und auf keine beyden Theilen nachtheilige Weiſe betreiben.

An A. W. Schlegel 21.⟨29.?⟩ Juni 1802

Unſere größre Reiſe iſt plötzlich durch andre Beſtimmungen und zunächſt durch einen Aufenthalt in Lauchſtädt zurückge-

schoben worden, um hier das Goethische Vorspiel ‹„Was wir bringen"› und eine Reihe merkwürdiger Vorstellungen zu sehn. Sollten die Sachen, um die ich Mad. Bernhardi bat, noch nicht abgeschickt seyn, wie leicht möglich ist, wenn Du dieses erhältst, so füge ich noch die Wiederholung einer Bitte hinzu, die ich lezthin vergessen, nehmlich meine Briefe vom lezten Winter zurückzuerhalten. Sie könnten mit beygelegt werden.

Als ebenfals eine Neuigkeit: Die Universität zu Landshut hat bey ihrem Einweihungsfest, wo jede Fakultät einen Doctor machte, Schelling zum Doctor der Medicin creirt, was noch dazu schon einmüthig beschlossen war, ehe Röschlaub hinkam.

An A. W. Schlegel 5. Juli 1802

Ich konnte bey der ganzen Lage der Sachen erwarten, daß Du dem Verlangen, was ich in Betreff meiner Mutter ausgedrückt habe, nichts in den Weg legtest, und hätte auch in der That auf demselben bestehn müssen, wenn die letzten Nachrichten von ihrem Befinden nicht eine nochmalige Herstellung versprächen, so daß ich selbst nicht gesonnen bin auf einen weniger dringenden Anlaß hin irgend etwas aufzuschieben, und daher Deinen Vorschlag sogleich annehme, und alles deshalb Nöthige veranstalten werde. Weitere Nachricht baldmöglichst!

Ich muß Dich noch ersuchen einstweilen, bis die Trennung geschehn ist, weder selbst davon zu reden, noch reden zu lassen, wie ich es gleichfalls halten werde, und zu der ungestörtesten Erhaltung unsres Zwecks auf dem kürzesten Wege nöthig seyn möchte.

An A. W. Schlegel ‹September 1802›

Es war auch mein Gedanke den Entwurf zum Memorial im voraus abzusenden, allein ich muß selbst erst die Anweisung abwarten, wie es einzurichten ist, denn dieses kommt auf die deshalb genommene Verabredung mit dem Herzog an. Die Sache steht so: Der Herzog deutete dem Konsistorium in der Mereau-

ischen Angelegenheit[1] ohne weiteres an, die Ehe als aufgehoben einzuzeichnen, und dies geschah auf besondre Verwendung des Erbprinzen von Gotha. Nun kommt es darauf an, ihn zum zweitenmal zu einer solchen Vergünstigung zu disponiren, da er vielleicht eben deswegen abgeneigt seyn könte sie zuzugestehn, weil er es kürzlich that, damit aus der Ausnahme keine Regel werde, weshalb man sich auch schriftlich auf diese nicht berufen muß. Ich habe mich also an einen Mann gewandt, der guten Willen für uns beyde und Macht genug hat es bey ihm durchzusetzen, er hat auch versprochen zu thun, was er vermag, nur hat er mich auf die Möglichkeit einer abschlägigen Antwort bereitet, die mir indessen nicht glaublich scheint, da er es einmal unternommen. Er wird die Sache unmittelbar mit dem Herzog verhandeln, und er ist der einzige, dem sie mitgetheilt worden ist, außerdem ist kein Wort und kein Wink vorgefallen. An seiner Verschwiegenheit ist kein Zweifel, sogar habe ich ihm versprochen ihn gegen niemand zu nennen, weswegen ich im Fall des Errathens auch bitten muß diese Diskretion gegen ihn selbst sowohl wie gegen andre zu beobachten. Die Spur eines Mangels an Diskretion von meiner Seite ist also auf jeden Fall eine falsche Spur, und es ist unartig sie, auf irgend ein Geschwätz hin, nur zu erwähnen. Seit wenigen Tagen ist der Herzog zurück, und ich erwarte täglich weitre Nachricht. Dann kann leicht alles noch vor Ende des Monats entschieden seyn, und da ich die Beschleunigung selbst dringend wünsche, so werde ich sie auch eifrig betreiben. Sollte die Sache auf diese Art nicht durchzusetzen seyn, so überschicke ich sogleich das Memorial, was für den andern Weg erforderlich ist. Seyn Sie also ganz ruhig hierüber und halten Sie jede Spannung fernerhin für unnöthig. Sie haben sie lezthin sogar auf meinen Bruder übertragen, wo sie wirklich überflüssig war, indem er ja hierin eine

[1] Die im Frühjahr 1801 erfolgte Scheidung Sophie Mereaus von ihrem ersten Gatten, dem Jenaer Professor Mereau; Sophie vermählte sich dann 1803 mit Clemens Brentano.

völlig indifferente Person ist, und schwerlich irgend einen nähern Anspruch an Sie machte. Hätte ich seine Reise voraus gewußt, so würde ich ihn benachrichtigt haben, sich den Besuch zu ersparen.

Die Theilnehmung, welche Sie Schelling in diesem Augenblick bewiesen, ist, was ich von Ihnen erwartete[1] — obgleich mir bey der Erneuerung jener verhängnißvollen Schlechtigkeiten, mit denen ich in den Tagen einer besinnungslosen Angst umringt war, kaum ein Andenken schmerzlicher seyn kann, als daß Sie fähig waren mich damals ohne alle Schonung mit der vollständigen Bekantmachung derselben zu überfallen und die unglückliche Mutter wiederholt durch die höchste Feindseligkeit zu ängstigen, aber ich will es auf ewig in mir unterdrücken, wenn Sie jetzt thun, was etwa die Umstände an die Hand geben können, und was nicht Grosmuth, die immer nur eine falsche Vorspieglung ist, sondern das einfachste menschliche Gefühl verlangt. Sie sehn aus der Wärme, mit welcher Schelling Ihr Schweigen gegen ihn aufnimmt, daß ich dessen Werth nicht herabzusetzen gesucht habe. Bleiben Sie ferner freundschaftlich mit ihm verbunden, ich trete ganz zurück.

A. W. Schlegels und Carolines Gesuch um Scheidung

Durchlauchtigster Herzog
Gnädigster Fürst und Herr!

Das unbegränzte Zutrauen zu Ewr. Herzogl. Durchlaucht Huld- und Gnadevolle Gesinnungen verstattet uns Höchstdenenselben die folgende unterthänigste Bitte vorzulegen.

[1] In einer anonymen gegen Schellings Naturphilosophie und ihre Anwendung auf die Medizin gerichteten Schrift „Lob der allerneuesten Philosophie" fand sich der Satz: „Nur verhüte es der Himmel, daß ihn der Unfall treffe, diejenigen, welche er idealisch heilte, reell zu tödten, ein Unglück, das Schelling dem Einzigen zu Boklet an M. B., wie böse Leute sagen, begegnete." Schelling hatte seinerzeit in Augustens Behandlung durch den Bockleter Badearzt eingegriffen. Die Allgemeine Literatur-Zeitung zitierte den Satz in ihrer Besprechung. W. Schlegel führte öffentlich Schellings Sache in der Broschüre „Rüge einer Ehrenschändung".

Seitdem wir uns vor sechs Jahren mit einander verbunden haben, sind in unsern beiderseitigen Verhältnissen solche entschiedne Veränderungen eingetreten, daß wir uns in die Lage versetzt sehn, eine rechtliche Trennung unsrer Verbindung, als eine gleiche Nothwendigkeit und ein gleiches Glück für beide, zu betrachten.

Keine Kinder machen das Band unsrer Ehe für unser eignes Gefühl unauflöslich, und dieser Umstand allein reicht, selbst den Gesetzen gegenüber, hin, die Bitte um Trennung eines Bandes gewähren zu machen, dessen Schutz sie besonders in Ansehung elterlicher Verhältnisse sind.

Ganz verschiedne, und in mehr als Einem Sinn divergirende Lebenszwecke, die dem Unterzeichneten zum Theil durch seine literarischen Bestimmungen, der Unterzeichneten zum Theil durch den Zustand ihrer Gesundheit, gebietend vorgeschrieben werden, machen es uns unmöglich an Einen und demselben Ort fortwährend zu leben, und verhindern jeden von uns beiden an der entschiednen Ergreifung solcher Maaßregeln, die zu seinem Besten nothwendig sind.

Obgleich diese Umstände schon seit längerer Zeit obwalten, und uns unsre Verbindung seit Jahren unter uns selbst als getrennt haben ansehn lassen, haben wir selbige doch mit allen drückenden Folgen, dergleichen zum Beyspiel die durch sie nothwendig gewordne doppelte Haushaltung ist, lieber ertragen, als einen unüberlegt raschen Entschluß fassen, oder den Schein eines solchen auf uns ziehn wollen, und glauben uns jetzt erst, der nothwendigen Rücksicht auf unsre eigne Zufriedenheit und Ruhe, die Bedingungen unsrer Wirksamkeit und unsres Lebens, sowohl, als der Rücksicht auf die Welt diese Entschließung schuldig zu seyn, der wir von unsrer beiderseitigen Übereinstimmung und gegenseitigen Achtung keinen größern Beweis als die freundschaftliche gemeinsame Beschließung unsrer förmlichen Trennung geben zu können glauben, nachdem unhintertreibliche und unveränderliche Umstände und Ge-

müthslagen uns die äußerliche Trennung nothwendig gemacht haben.

Der Weisheit Ewr. Herzogl. Durchlaucht dürfen wir es kühnlich überlassen zu ermessen, wie die verschiednen Ursachen durch ihre Zusammenwirkung und Verwicklungen endlich einen Punkt der Spannung aller Umstände herbeiführen, der durchaus zu einem Entschluß auffordert und uns keinen andern als den angezeigten übrig läßt. Nicht minder zutrauensvoll dürfen wir uns an die menschlichen Gesinnungen des gnädigsten Fürsten wenden, der einer, durch den Verlust einer geliebten Tochter aller Lebensgüter beraubten Mutter gern ihren einzigen Wunsch der Ruhe, wie dem durch seine Bestimmung zur Thätigkeit aufgerufnen Mann die vollkommne Freiheit in Ansehung ihn forthin nur beschränkender bürgerlicher Verhältnisse, aus seiner Huld ertheilen wird.

Es ist das Bewußtseyn von der Reinheit dieses Entschlusses sowohl als der Gründe unsrer Bitte, was uns den Muth giebt, dieselbe unmittelbar an die höchste Person Ewr. Herzogl. Durchlaucht zu richten. Die Vorsehung hat auch darum Fürsten angeordnet und mit ihrer Macht bekleidet, damit in Fällen, wo die Formen der äußern Gesetzgebung die Gründe, welche in innern Zuständen liegen, nicht mehr erreichen, in der sichtbaren Welt eine Persönlichkeit sey, in deren Beurtheilung sie mit Vertrauen niedergelegt werden können und die über sie aus höherer Macht entscheide.

Diese allgemeine Betrachtung, wie die besondre in dem gegenwärtigen Fall eintretende, daß der gewöhnliche Gang der Entscheidung in solchen Angelegenheiten dem Gelehrten, der sich ihr unterwerfen muß, einen unersetzlichen Zeitverlust zuzieht, daß die sonst nothwendigen Formen der bürgerlichen Gerichte aus Ursachen aufgestellt sind, welche bey uns nicht eintreten, ist der Grund, der uns, wir wagen es zu hoffen, auch in den Augen Ewr. Herzogl. Durchlaucht rechtfertigen wird, wenn wir unsre Trennung, anstatt durch die gewöhnlichen Formali-

täten, unmittelbar aus den Händen und dem höchsten Willen Ewr. Herzogl. Durchlaucht, und ohne Persönliches Erscheinen vor der geistlichen Gerichtsstelle, zu erlangen hiemit unterthänigst bitten.

Was uns der huldvollen Gewährung dieses Gesuchs noch mehr versichert, ist, daß Ewr. Herzogl. Durchlaucht auch schon früher ein Beyspiel dieser Gnade zu geben geruht haben, so wie, daß die völlige Übereinkunft unsrer Seits nicht nur in Ansehung des Hauptentschlusses, sondern auch der Auseinandersetzung unsrer oekonomischen und andern Angelegenheiten, deren Regulirung ebenfalls in andern Fällen nur durch bürgerliche Gerichtshöfe geschehn kann, uns für uns selbst von der Nothwendigkeit zu ihnen unsre Zuflucht zu nehmen frei spricht.

Die Gnade, welche Ewr. Herzogl. Durchlaucht uns durch Gewährung unsrer unterthänigsten Bitte erzeigen, werden wir Zeitlebens mit dem größten Dank verehren, so wie wir in tiefster Devotion verharren

Ewr. Herzogl. Durchlaucht

unterthänigste

Berlin ꝛc. A. W. S.

Jena ꝛc. C. S. geb. M.

An Julie Gotter 17. Oktober 1802

Es war mir gar sehr lieb Nachricht von Eurer glücklichen Ankunft zu erhalten, da die äußerst stürmischen Tage sie mir wirklich ein wenig unsicher gemacht hatten. Hier hat es sich übrigens doch wieder zum Sanften gewendet, und ich komme eben von einem langen Spaziergang nach Haus.

Wenig habe ich in der That zu Eurer Ergötzung thun können, theils weil, wie ihr wohl wißt, ich gar nicht auf dergleichen mehr eingerichtet bin, theils weil mich eben etwas beschäftigte. Was es war, wird Dir die beyliegende Schrift ⟨Schlegels „Rüge"⟩ sagen, ohne daß ich weiter darüber zu reden bedarf, was ich mir mündlich gern ersparte, so wie jetzt schriftlich. Es läßt sich auch

über das volle Maaß aller Infamie vor ehrlichen und rechtlichen Menschen nichts sagen, freywillig wenigstens nicht. Der allgemeine Unwille und Abscheu, den ich über so etwas empfinden muß, schützt mich gegen die besondre Weise, wie mich dieses angreifen könnte; ihr habt auch wohl gesehn, daß ich zwar beschäftigt war, aber nicht wehmüthig angerührt und unterliegend. Was sich auch noch im Verfolg dieses Handels ereignen möge, so beruhigt euch in so fern für mich, daß mein Kind und ich da sind, wohin diese Gräuel nicht dringen können, oder vielmehr daß ich bey meinem Kinde bin, im Himmel und nur noch dieser zufälligen Gestalt nach auf Erden.

Und selbst irdisch wird alles, was sie unternehmen können, nicht gelingen.

Noch Ein Wort über den ersten Anlaß der boshaft verbreiteten Sage. Ja, es war eben Schellings Eifer und sein Außer sich seyn über die bloße Möglichkeit der Gefahr, die ihn ungestüm machten, und, wie Markus sich ausdrückt, die Badeweiber in Boklet, wozu der Wundartzt mit gerechnet werden muß, gegen ihn reizte. Aber so ist es mein Schicksal oft gewesen, von verhängnißvoller Schlechtigkeit umringt zu seyn, daß die halb wahnwizige Paulus nebst ihrer niederträchtigen Gesellschafterinn gleich nachher kommen und jenes in seinem Ursprung bloß ganz alberne Geschwäz mit der Gehäßigkeit, die sie gegen Schelling und mich hegte, aufgreifen und herumbringen mußte.

Es ist nichts gewöhnlicher als ein solches Schuld geben bey irgend einem interreßirenden Todesfall, ja es ist nicht das erstemal, daß ich es selbst erleben muß, denn wie meine Therese in Marburg starb, klagte die Stadt meinen Bruder an, eben so schuldlos, und es brachte ihn damals in Verzweiflung, daß ich genug zu thun hatte ihn zu trösten.

Aber allerdings ist unter diesen Umständen, wie sie grade hier statt finden, nur die schändlichste Bosheit im Stande so wehe thun zu wollen. — So wie es zum erstenmal ist, wird es aber auch zum leztenmal seyn, daß ich der Sache erwähne. —

Tausend Grüße an Mutter. Gott segne euch sämmtlich und beschütze euch vor solchen Gräueln. Mein Weg hat mich oft durch dergleichen mitten hindurch geführt, aber es ist nur ein äußerlich Schicksal, und wenn ich einmal meine Augen schließe, wird es in Frieden und Ruhe der innersten Seele seyn.

An Julie Gotter 2. Januar 1803

Was hats denn zum heiligen Christ gesetzt? Sieh, wenn Du hier gewesen wärst, so solltest Du einen recht schönen bekommen haben, aber Abwesende kriegen nichts. Ich habe mich zwar wirklich dießmal gar nicht mit Austheilen eingelassen und Rosen das ihrige an Geld gegeben, weil ich sonst die dumme Köchin auch hätt beschenken müssen, und überhaupt ohne Kinder kein Spaß dabei ist, als welche Rolle Du das vorige mal spielen mußtest. Schelling habe ich doch einen Pfropfzieher beschert mit diesem Sinngedicht:

Längst hattest Du den Schlüssel der Natur,
Dir fehlte einzig der der Flasche nur,
Denn der hat nicht den Geist der Welt ergründet,
Der nicht sein Werk im goldnen Weine findet.

⟨Universitätsnachrichten.⟩ Die Sachen sehn hier indessen schlimm aus, es wird von vielen Rufen nach auswärts hin gesprochen, man behauptet sogar, der Pedell habe einen und es würde alles auseinander gehn. Der Stadtkirchner hat auch wirklich in seinem Neujahrswunsch darauf angespielt.

Schlegels Vorlesungen ⟨in Berlin⟩ sind dießmal fast noch glänzender besetzt wie voriges mal, nur mit weniger Damen, aber einem großen Theil des diplomatischen Corps.

An Julie Gotter 18. Februar 1803

Wenn Du gemeint hast, mein Schweigen bedeute nichts Gutes, entweder als in so weit es äußerliches Übelbefinden anzeigte, oder innerlichen Mismuth oder Mangel an freundseligen Andenken – so hat sich mein Kind in allen diesen drei Stücken

gänzlich geirret. Verhindert bin ich freilich dann und wann worden, wenn ich eben zu schreiben gedachte, ich bin aber übrigens recht wohl, und meinen wenigen Lieben von Herzen zugethan, so daß ich auch Deinen letzten Brief mit der größten Freude über den so durchaus richtigen und braven Entschluß Deiner Mutter gelesen habe. Es bewährt sich mir die ganze Vortrefflichkeit Deiner Mutter von neuen dadurch, daß sie für ihre Kinder thut, was, wie ich mir leicht vorstellen kann, ihr sehr schwierig scheinen mußte. Ist in Gotha erst alles geebnet, in Cassell wirds auch nicht fehlen, am wenigsten an einem guten logis.

Es ist endlich auch nöthig, daß ich Rechenschaft von mir gebe. Im May oder Junius verlasse ich Jena auf lange Zeit und gehe erstlich in ein Bad in Schwaben, dann aber im Herbst nach Italien, und der Winter wird in Rom zugebracht, so Gott will. Um aber hierzu völlige Freyheit zu haben und auch niemand in seiner Freyheit hinderlich zu seyn, wird vorher, oder ist vielmehr schon, das Band der Ehe zwischen Schlegel und mir aufgehoben — das einer herzlichen Freundschaft und Achtung wird hoffentlich immer bestehen. — Ich zweifle nicht, daß Dir dieses in diesem Augenblick keine Neuigkeit mehr ist. Alles andre hierüber lassen wir aber abseits liegen und halten uns an das, was ich euch unmittelbar mittheile, und was an Dich zu richten, meine junge Freundin, ich nicht das geringste Bedenken trage, noch, so wie alles der Wahrheit nach und in meinem Herzen steht, tragen darf. Indem mir das Schicksal oft seine höchsten Güter nicht versagt hat, ist es mir doch zugleich auch so schmerzlich gewesen, und hat so seinen auserlesensten Jammer über mich ergossen, daß wer mir zusieht nicht gelockt werden kann, sich durch kühne und willkührliche Handlungsweise auf unbekannten Boden zu wagen, sondern Gott um Einfachheit des Geschickes bitten muß, und sich selbst das Gelübd ablegen, nichts zu thun um es zu verscherzen. Nicht als ob ich mich anklagte; was ich jetzt zu thun genöthigt bin, ist bey mir voll-

kommen gerechtfertigt, nur verleiten kann das Beyspiel nicht. Ich habe nun alles verlohren, mein Kleinod, das Leben meines Lebens ist hin, man würde mir vielleicht verzeihen, wenn ich auch die lezte Hülle noch von mir würfe um mich zu befreyen, aber hierin bin ich gebunden — ich muß dieses Daseyn fortsetzen, so lange es dem Himmel gefällt, und das einzige, was ich dafür noch bestimmtes wünschen kann, ist Ruhe, wahrhafte Ruhe und Übereinstimmung in meinen nächsten Umgebungen. Diese kann ich in der Verbindung mit Schlegel nicht mehr finden; mannichfaltige Störungen haben sich dazwischen geworfen, und mein Gemüth hat sich ganz von ihr abgewendet; das habe ich ihm vom ersten Moment an nicht verhehlt, meine Aufrichtigkeit ist ohne Rückhalt gewesen. Es hätte seitdem vielleicht manches anders werden können, allein andre bemächtigten sich seiner, da ich zurücktrat, und nicht die löblichsten Menschen, wie Du weißt, und ich gewann immer mehr Ursache mich für eine entschiedne und öffentliche Trennung zu entschließen, nicht ohne Kampf, weil es mir schrecklich war, auch noch durch dieses gehn zu müssen, das ich aber endlich durchaus für Pflicht hielt; ich konnte und wollte Schlegeln nicht mehr alles seyn und hätte ihn nur verhindert, ihn, der in der Blüthe seines Lebens steht, auf andern Wegen sein Glück zu suchen. Dazu kam, daß meine Gesundheit mir nicht die Hoffnung läßt Mutter zu werden; und so wollte ich ihn auch dessen nicht berauben, was mir ihm zu gewähren versagt war. Kinder hätten unstreitig unsre Verbindung, die wir unter uns nie anders als wie ganz frei betrachteten, unauflöslich gemacht. Das sind die Seiten meines Geschicks, wo das Verhängniß eintritt und von keiner Verschuldung die Rede seyn kann. Dagegen hätte ich behutsamer seyn sollen die Heyrath mit ihm nicht einzugehn, zu der mich damals mehr das Drängen meiner Mutter als eigner Wille bestimmte. Schlegel hätte immer nur mein Freund seyn sollen, wie er es sein Leben hindurch so redlich, oft so sehr edel gewesen ist. Es ist zu entschuldigen, daß ich nicht standhafter in dieser

Überzeugung war, und die Ängstlichkeit andrer, dann auch der Wunsch mir und meinem Kinde in meiner damaligen zerrütteten Lage einen Beschützer zu geben, mich überredeten, allein dafür muß ich nun doch büßen. In so weit Du Schlegel kennst, Julchen – ich muß an Dein unbefangnes Gefühl appelliren – glaubst Du, daß er der Mann war, dem sich meine Liebe unbedingt und in ihrem ganzen Umfange hingeben konnte? Unter andern Umständen hätte dieses bey einmal getroffner Wahl nichts verändert, so wie sie hier indessen nach und nach statt fanden, durfte es Einfluß über mich gewinnen, besonders da Schlegel mich selbst mehrmals an die unter uns bestehende Freiheit durch Frivolitäten erinnerte, die, wenn ich auch nicht an der Fortdauer seiner Liebe zweifelte, mir doch misfallen konnten und wenigstens nicht dazu beitrugen meine Neigung zu fesseln. – Jetzt nachdem das Schicksal keines andern Wesens mehr mit dem meinigen verflochten ist, bin ich wohl berechtigt zu thun, was für mich das Rechte und Wahre ist, und auch ganz und gar nicht danach zu fragen, wie das nach außenhin aussehn mag, was an sich gut ist. Daß es so ist, darauf gedenke ich zu leben und zu sterben. In Berlin, wo mir alles misfiel und Schlegel doch zu bleiben gedachte, kam der Entschluß zur Reife, die Krankheit meiner Mutter verzögerte die Ausführung, aber wie Du zulezt bey mir warst, waren schon alle Schritte deshalb geschehn – ich will und darf Dir nicht sagen, wer mir in dieser Angelegenheit fast väterlich beigestanden hat – genug, der Herzog zeigte sich geneigt uns alle langwierigen und widrigen Formalitäten der Sache zu ersparen, und sehr bald wird das letzte Wort darinn gesprochen seyn.

Ich kann Dir nicht ausdrücken, wie ruhig ich seit dem Moment bin, wo wir uns entschieden hatten, ich bin fast glücklich zu nennen, und meine Gesundheit hat beträchtlich gewonnen. – Alle Lästerungen, die es ferner nach sich ziehn möchte, gesprochne und gedruckte Pasquille, und was dahin gehört, das kann mich nicht anrühren. Ich habe nur die Meinigen gebeten, mich nicht

mit Betrachtungen zu zerreißen, die aus einer andern Welt genommen sind, als in der ich existire. Von der andern begehre ich nichts und ich kenne sie obendrein so gut, daß ich sogar weiß, es würde doch nur von mir abhängen meine Ansprüche an sie auch wieder geltend zu machen, sobald ich es wollen könnte. Sonderbar ist es, daß, Einmal in die Stürme einer großen Revolution verwickelt mit meinen Privatbegebenheiten, ich es gleichsam jetzt zum zweitenmal werde, denn die Bewegung in der literarischen Welt ist so stark und gährend wie damals die politische. Die Schufte und ehrlosen Gesellen scheinen eben die Oberhand zu haben. Von Kotzebue an, der in Berlin fast Minister geworden, ist ein göttlicher Zusammenhang der Niederträchtigkeit in der Welt, ich sage ein göttlicher, denn die Vorsehung wird sich gewiß noch verherrlichen, indem sie ihn auflöset. Schlegel ist nicht so inconsequent, daß er sich im mindesten irgend etwas von dem, was geschieht, anfechten ließe, und er hat diese Gesinnung in ihrem ganzen Nachdruck noch so eben in einem Brief an Schelling erklärt, was mich denn vollends in meiner Ruhe befestigt.

Minchen ⟨Bertuch⟩ bitte ich außerdem noch zu bestellen, wenn ihr der Inhalt dieses Briefs mitgetheilt wird, sie allein hätte mich wegen der Scheidung unschlüssig gemacht, ich hätte sie nicht gern dementiren wollen, nachdem sie sich einmal so kühn zu meinem Bürgen aufgeworfen hatte, und den Frauen gesagt, „wenn sich die Schlegel scheiden läßt, so laßt ihr euch alle scheiden". Sie soll sich ja nicht wieder so weit verbürgen, man kann nie wissen, was geschieht und ein Mensch zu thun gezwungen wird — nur das läßt sich verbürgen, „dieser oder jene mögen thun, was sie wollen, so werden sie doch etwas behalten, was aller Freundschaft werth ist und ich nicht von meinem Herzen reißen will".

Was euch betrifft, so rechne ich mit Zuversicht auf die Fortdauer eurer Liebe. Die Welt laßt reden, ihr seyd nicht dazu bestellt, mich zu vertheidigen und ich mag auf mir selbst beruhn.

Übrigens brauch ich nicht zu versichern, daß hundert ausgestreute Lügen keine Wahrheit sind, daß unter andern an der ganzen Geschichte mit der Unzelmann nicht ein Wort wahr, ferner daran daß ich mit Schlegel entzweyet, ferner daß ich die Scheidung nicht gewollt. Ich habe sie vielmehr sehr gewollt, obgleich ich mich nicht leichtsinnig dazu entschlossen habe, und selbst thöricht zögerte.

Ich denke darauf, wie ich euch noch sprechen könte, ehe wir uns auf so lange trennen — eine Zusammenkunft am dritten Ort ist vielleicht das Beste.

Prälatur Murrhardt

An Luise Wiedemann in Braunschweig 5. Juni 1803

Ich begrüße Dich aus dieser fernen und friedlichen Gegend, liebe Luise, wo ich glücklich, ohne den kleinsten Zufall, angekommen und über alle Beschreibung wohl und herrlich empfangen worden bin. Ich bin nur 9 Tage unterwegs gewesen, ob ich gleich in Bamberg zwey volle Tage und einen in Würzburg blieb. Vom letzten Ort ist es nur zwey Tagreisen bis hieher. Der Ort liegt am Fuß der nicht wilden Gebirge, welche Franken und Schwaben trennen, ungleich lieblicher, als wir es uns dachten, und nicht allein lieblicher, sondern schlechtweg sehr anmuthig in einem weiten Thal zwischen mannichfachen Hügeln und Bächen. Das Städtchen ist neu aufgebaut nach einem Brande, die Prälatur ist außerhalb der Stadt, das Haus ist wohl gebaut, hat einen großen freundlichen Vorhof, und Gärten, Seeen und Wald hinter sich; auf einem kleinen Hügel liegt jenseit des Sees eine Wallfahrtskirche aus alten Zeiten. Nimm nun zu diesen leblosen, obschon sehr lebendigen Ansichten die guten Bewohner, Schellings ehrwürdigen Vater und seine herzlich gute Mutter, die Schwester, die beyden Brüder Carl und August, in welchen allen doch Schellingischer Geist in verschiednen Nuancen sich

regt, und jeder sein ganz bestimmtes Wesen und Charakter an sich hat. Beate würde sehr hübsch seyn, wenn sie nicht zu stark wäre, was aber bey dieser Fülle von allen Gaben Gottes und der gleichmäßigen gesunden Thätigkeit nicht zu vermeiden gewesen seyn mag. Ich bin nun schon 8 Tage hier und völlig eingewöhnt. Noch kann ich mich nicht recht über die Lage der Dinge außerhalb dieses geweiheten Bezirkes besinnen. Der entschiedne Ausbruch des Kriegs vereitelt höchst wahrscheinlich die Reise nach Italien[1], und damit geht freylich viel verlohren, da ich sie nicht allein als einen irdischen Gewinn betrachtet habe, sondern besonders für Schelling diese Maaßregel für ganz unschäzbar hielt. Aber ergeben bin ich natürlich in alles, was sich zutragen mag. Auch ist doch wohl nicht alle Hoffnung irgend einer baldigen Endigung vergeblich. Ich werde diese Woche nach Studtgard fahren, die Unzelmann ist dort und spielt, ich muß die Kleine sehn und sprechen.

Bamberg ist mir der liebste Ort, der Lage nach, den ich kenne, dort möchte ich wohnen, wo auch Auguste noch so unbeschreiblich froh gewesen ist. Marcus ist ganz Thätigkeit und voll Ernst etwas rechtes für die Medicin im Lande zu grünnden.[2] Für Würzburg scheint aber das Bedeutendste geschehn zu sollen, wegen der dortigen großen fonds. Die Lage ist eingeschränkter wie die von Bamberg, aber immer, zwischen Weinbergen und am Mayn, noch schön genug. Übrigens sind diese Länder alle

[1] England verweigerte die Räumung Maltas und forderte die Herausgabe von Piemont. Die Franzosen besetzten Hannover. — [2] Durch den Reichsdeputationshauptschluß waren die Bistümer Bamberg und Würzburg an Bayern gekommen, und die dortigen Universitäten sollten nunmehr unter der seit 1799 auf den Thron gelangten Linie Pfalz-Zweibrücken und dem Ministerium Montgelas modernisiert werden. Marcus (vgl. S. 206) betrieb die Berufung Schellings, der sich jedoch an der gleichfalls ins Auge gefaßten Berufung seines Jenaer Gegners Schütz stieß. Schellings Reise nach München hatte den Erfolg, daß man Schütz fallen ließ und Schelling nach Würzburg berief. Aus Jena wurden noch Paulus, Hufeland und Niethammer berufen.

im Umgestalten begriffen unter der neuen Regierung, und Zufriedenheit wie Unzufriedenheit reiht sich dichter auf einander. Grüße die Mutter. Der alte Schelling hat mir schon mehrere Briefe von unserm Vater gezeigt, der viel auf ihn gehalten haben muß. Ich küsse die Kinder.

Mit Carl haben wir unendlich viel Spaß. Die Buben (wie sie hier sagen) kamen uns Meilen weit entgegen zu Pferd, das ganze Städtchen lief zu Thür und Fenster, wie wir auf die Prälatur fuhren.

An Luise Wiedemann 19. Juni 1803

Wir kamen Mittags nach Studtgard, der Weg dahin ist allerliebst, das ganze Land besteht aus kleinen Hügeln und ergözlichen Ansichten. Am Abend wurde Maria Stuart gegeben, Bohß machte den Mortimer. Das Theater ist hübsch, eben so groß, nicht so düster und prächtiger wie euer Opernhaus, übrigens in der Anlage diesem sehr gleich. Die Schauspieler sind abominabel, aber die Unzelmann spielte die Maria noch weit herrlicher, als wie wir sie sahn. Wir konnten sie vor dem Schauspiel nicht sprechen. Im Schauspiel fügte es der eigensinnige Zufall, daß mir die einzige Nachbarschaft wurde, welche mir nicht vollkommen gleichgültig war. Huber[1] saß vor mir. Ich wollte ihn nicht anreden, denn es war eigentlich meine Meynung Hubers nicht zu sehn, und zwar in so fern „er seinen Witz verloren" und ich ihm über seine dumme Recension des Athenäum bittre Wahrheiten gesagt, die ich niemals zurücknehmen kann. Er folgte meinem Nichterkennen und sprach auch nicht. Am folgenden Morgen sprach die Unzelmann gleich mit uns von Hubers, lobte sie sehr, und ermahnte mich sie doch ja zu sehn. Sie wuste übrigens unser Verhältniß durch Schlegel, behauptete, Therese rede mit großer Wärme von mir usw. Ich sagte ihr, daß ich noch ungewiß sey, besonders da ich mich schon stillschweigend gegen Huber erklärt hätte — sie sagte,

[1] Huber lebte in Stuttgart als Redakteur der „Allgemeinen Zeitung".

ich möchte wenigstens nicht erschrecken, wenn die Huber vielleicht augenblicklich ins Zimmer träte – indessen wir gingen weg, ehe sie kam – eine halbe Stunde drauf ließ mir aber Therese durch den Bedienten der Unzelmann sagen, sie würde zu mir kommen von dort aus. Dieses geschah, und nicht ohne die innigste Bewegung von beiden Seiten. Sie hatte diesen Entschluß gefaßt, sobald ihr die Unzelmann gesagt, daß ich ungewiß sey – Huber wußte nicht davon, sie wollte ihn noch zu mir senden, allein wir standen im Begriff wieder wegzufahren. Unsre kurze Zusammenkunft hinterließ doch einen beruhigenden Eindruck bey mir. Sobald ich nach Studtgard komme, werde ich nun Hubers besuchen, und wir werden uns wahrscheinlich öfters während meines Aufenthalts in Cannstadt sehn, wo ich das Bad gebrauche. Dieses liegt nur eine kleine Stunde von Studtgard und in einer reizenden Neckargegend, wie Dir Wiedemann sagen kann. Huber hat an Schelling geschrieben und ihm sein Verlangen ihn und mich zu sehn bezeugt, und wie schwer es ihm geworden sey mir den Abend nicht zu sagen: „Liebe Caroline, wir kennen zu viel Leid und Freude von einander, als daß es nicht unnatürlich wäre, daß wir uns jetzt nicht erkennen". Denn auf den ersten Blick haben wir uns wirklich erkannt. Außerdem machte Schellings Anwesenheit ein Vorspiel im Parterre, und es hatten sich so viele um ihn versammelt, daß die öffentliche Aufmerksamkeit gänzlich auf ihn gerichtet war[1]; Huber setzte sich nachher erst dahin und wollte mich vermuthlich dadurch auffordern ihn zu erkennen. Unmöglich ist es jedoch, daß ich mich nicht mit ihm zanke, da er in so schlechten Grundsäzen ist. Von Therese ein mehreres, wenn ich sie erst mehr gesehn habe. Sie steht aber in Studtgard in großer Achtung und Ansehn, und lebt blos für ihre Kinder und ihren Heerd, wie Unzeline sagte. Ich kenne das. Unzeline ist und bleibt eine höchst verständige kleine Person. Ein Spaß war, daß sie Schelling (der einen

[1] In Stuttgart hatte Schelling zahlreiche Anhänger; er brachte dort auch das Jahr nach Carolinens Tod zu, um Kraft zu neuer Arbeit zu sammeln.

großen dreyeckichten Hut führt alleweil) ihren großen dergleichen Hut schenkte, den sie sich in Frankfurt eben gekauft hatte, um den kleinen Matrosen zu spielen. Es war einer von denen, die man zusammenlegen und also gut packen kann; er paßte ihm vollkommen, und wir haben einen gewaltigen Jubel damit verführt, besonders hier auf der Prälatur, wo sie sich todt wundern wollten, wie die Schauspielerin und der Philosoph für einen Deckel gerecht wären. – Denk Dir, die Unzelmann kommt künftige Woche von München nach Studtgard zurück und spielt die Johanne von Orleans!

Im Anfang künftiger Woche gehe ich nach Cannstadt, wenn das Wetter sich bessert. Es regnet unaufhörlich, doch ist es warm, und auf dem Lande kommt mir auch das schlechteste Wetter noch schöner vor wie das gute zwischen Häusern und Mauern.[1]

München

An Luise Wiedemann 8. September 1803

Mittlerweile hat der Geheimerath Zentner, der hier das Universitäts-Wesen dirigirt, an Schelling geschrieben und ihn veranlaßt, auf jeden Fall seinen Weg über München zu nehmen, weil er gern ihn kennen lernen und mündlich mit ihm reden will.

Wir sind erst seit gestern Abend spät hier, also kann ich Dir noch nichts sagen, indem ich eben die Stunde benutze Dir zu schreiben, wo Schelling bey Zentner ist.

Mir war es höchst interessant München auch noch zu sehn, wo es eine Menge vortrefflicher Kunstsachen giebt, was mir

[1] Am 26. Juni wurden Caroline und Schelling von Schellings Vater getraut. Sie gedachten doch noch den Winter in Rom zu verbringen und nahmen den Weg über München, wo aber die Verhandlungen über die Würzburger Professur zum Abschluß gelangten.

als die Hauptstadt von Bayern merkwürdig war, und überhaupt war die Jahrszeit für die Schweiz fast schon zu weit vorgerückt, wir reisen nun weit bequemer. Es führte uns ein Kutscher von Augsburg hieher, der schon oft in Italien bis nach Venedig gewesen ist, und uns gar gern dahin bringen möchte. Auch ist das Reisen hier zu Land nicht so enorm theuer wie in der Schweiz.

Von Stuttgard gingen wir zuerst nach Tübingen, wo Schelling sich noch nicht präsentirt hatte vor den alten Karrikaturen, die sich dort Professoren nennen. Ich habe da alles gesehn, wo er gelebt und gelitten, im Stipendium gewohnt, gegessen, wie er als Magister gekleidet gewesen, wie der Neckar unter seinen Fenstern vorbeygeflossen und die Flotzen darauf, und alle alte Geschichten, die er so hübsch erzählt, ich habe auch Bebenhausen besucht, wo er seine erste Kindheit zugebracht; sein Vater war Professor der dortigen Klosterschule; es liegt mitten im Walde, die Hirsche kommen und fressen einem aus der Hand, Du weißts ja.

Von Tübingen gingen wir über die sogenannte Würtembergische Alp nach Ulm, wo schon die Donau zwar nicht breit, aber tief und reißend strömt, von da nach dem prächtigen Augsburg, das in einer schönen Ebne liegt, und was ich möchte gekannt haben, ehe seine Kaufleute Grafen wurden — von dort nach München, alles auf Chausséen, über welche die Wagen wie mit Flügeln rollen.

Hier ist nun eine ganz andre Welt, dergleichen ich noch nicht gesehn, nicht von Seiten der Natur, denn auch München liegt in einer unabsehlichen Ebne, und die Tyroler Gebirge zeigen sich nur von einer Seite wie leichte blaue Schatten am Horizont, aber der Menschen, der Trachten usw. Das ist ein Blut und ein Fleisch und Bein! Die Mädchen wunderschön, goldne Mützen, vortreflichen Haarwuchs und dazu lange seidne Kleider für die eleganten, für die Philisterinnen Röcke mit hunderttausend Falten, lange Taillen, Kamisöler mit steifen Schößen, mit

silbernen Ketten, das Brusttuch geschnürt, offne Busen und welche! Die Bauerweiber in Pelzkappen und steifen bunten Corsetten wie ein Panzer, in dem sie nur so drin stecken. Ich habe schon alles Volk durcheinander gesehn, denn heut ist eben ein Feyertag, und es gab eine Procession, der fast die ganze Bürgerschaft folgte. Solche dicke Andacht ist mir denn doch noch nicht vorgekommen, die Leute scheinen in ihrer derben Leiblichkeit doch gar nichts mehr von ihrem Leibe zu wissen, wenn sich der hochwürdige Leib naht. Ihre Rosenkränze nehmen kein Ende, die Kügle daran so dick wie welsche Nüsse und silberne Krucifixe von $^1/_4$ Elle. Dafür nehmen sie es in Franken etwas leichter.

d. 16 September. Es ist nun entschieden, liebe Luise, Schelling ist in Würzburg auf seine selbst gewählten Bedingungen angesetzt, eine nur darunter, die ich nicht gewählt haben würde, ist die, daß die Reise nach Italien aufgeschoben bleibt, die Erlaubniß dazu ihm indeß schon im voraus gegeben ist, sobald er sie begehrt. In Absicht der zweideutigen Lage des Landes, und daß wir, so wie die Sachen jetzt stehn, doch nicht wohl bis nach Neapel hätten gelangen können, hat er vorgezogen bey dem ersten Beginn in Würzburg gegenwärtig zu seyn.

Würzburg wird unstreitig ein unendlich viel mannichfaltigerer Aufenthalt seyn wie Jena. Da sind die großen medicinischen Anstalten. Eine Sammlung von Gemählden und Abgüssen kommt hin, die Verschiedenheit der Religionen, ein Sitz für die Regierung, ein Theater, das zwischen Bamberg und Würzburg abwechselt, der Handel, der Mayn, die Weinberge, und also auch die Weinlese, und was nicht alles! Und mir ist es überdem ein heiliger Boden, den ich nur mit Schmerz in anderm Besitz gesehn, eine halbe Tagereise von Würzburg ruht Auguste. — Wie es kommt, daß Du die Büste noch nicht erhalten, weiß ich so wenig, als warum Tieck sie mir selbst noch nicht schickte. Ich habe keine Zeile von ihm gesehn, es wird sich aber nun alles fügen.

Ich bin zwey Tage nicht wohl gewesen, sonst würden wir von hier aus noch das Salzburgische Gebiet, das wegen seiner ausgezeichneten Natur so berühmt ist, bereiset haben, es war schon alles bestellt. Vielleicht geschieht es dennoch am Ende unsres hiesigen Aufenthalts, der noch einige Tage dauern wird.

Würzburg

An Luise Gotter in Cassel 4. Januar 1804

Besser spät als nimmer, meine unvergeßliche Freundin — einen Brief von Julchen habe ich seit Monaten beantworten wollen, aber wahrhaftig nicht gekonnt. Durch öffentliche Nachrichten hast Du erfahren müssen, wo mich Deine Theilnehmung zu suchen hätte. Wir sind nicht nach Italien gelangt, noch liegt das gelobte Land vor uns. Vielleicht sind wir zu unserm Glück, wenn man es so nennen will, mitten auf der Reise unterbrochen worden, da Rom in diesem Winter von unaufhörlichen Regen überschwemmt wird, doch hat es mir, und freilich uns beiden, sehr weh gethan, die Hoffnung weiter hinaussetzen zu müssen und in Schwaben die Schweizergebürge, in Bayern die Tyroler Alpen vor uns liegen zu sehn, ohne hinüber zu können.

Bey unsrer ersten Durchreise durch Franken wuste Schelling schon, daß man auf ihn ein sehr bestimmtes Augenmerk für Würzburg und die neue Ordnung der Dinge gerichtet habe, doch verzögerte sich die lezte Entscheidung, weil hier so gar manches im Politischen zu entscheiden war, ehe es an eine Einrichtung für die Universität ging. Wir ließen es auch dahin gestellt seyn, und Deutschland lag uns so gut wie im Rücken, als er im Sept. aufgefordert wurde von München aus, seinen Weg nach Italien wenigstens durch Bayern zu nehmen. Wir gingen also über Ulm und Augsburg dorthin. Diese Reise und der Aufenthalt in München war, alles andre abgerechnet, äußerst

angenehm. Wir waren fast 3 Wochen da, aber in den ersten drei Tagen hatte man sich schon Schellings versichert und ihn vermocht dem Anfang der Universität seine Gegenwart und seinen Einfluß nicht zu versagen; man versprach dagegen den baldigsten Urlaub für die Reise. Wir erfreuten uns bescheiden an den Schätzen der Münchner Gemählde Gallerie, da uns das Größere genommen war, und haben hier die deutschen Künstler kennen gelernt, die anche pittore sind – zu Deutsch – auch Maler! Der Freund Schelling und die Minister lebten in der allerhöchsten Zufriedenheit mit einander, und eine gewisse Rotte schlechter Scribenten, von denen wöchentlich in Bayern dicke Bücher oder kleine pasquillantische Flugschriften gegen S. zu erscheinen pflegten, im tiefsten Arger. Von München reisten wir über Landshut, Regensburg, wo Schelling bey dem wohlbekannten Churerzkanzler ‹Dalberg› speiste und ich fast auch – dessen Hauswirth und Domdechant, der Graf von Thurn, führte mich in ein brillantes Concert, wo der ganze Reichstag beisammen war – also über Regensburg – Nürnberg, was uns unsäglich interressirte, Bamberg, wo wir gern geblieben wären, hieher – wo es unsre Bestimmung seyn sollte zu bleiben. Doch machten wir nur einen kurzen Aufenthalt um einige Anstalten zu treffen, und kehrten noch einmal nach Schwaben zu den guten Eltern zurück, die sich gar freuten, daß wir vors erste nicht nach Italien verirrten – die Mutter schrieb uns noch nach: Gott segne euch, aber nur bis München.

Im Anfang des November kamen wir hier wieder an, also in der ungünstigsten Jahrszeit, deren Einfluß ich nicht entging, so wohl ich mich den Sommer über befunden hatte; ohne alle Bequemlichkeit, denn ich habe in Jena alles verkauft, außer Betten und Wäsche, die ich noch nicht vorfand; fast ohne Wohnung, denn diejenige, welche uns von der Regierung zugesagt war, war nicht geräumt und nicht eingerichtet, weil einige Wochen über Ungewißheit obwaltete, ob nicht alles nach Bamberg verpflanzt würde. Nun kannst Du denken, ob ich Beschwer-

lichkeiten zu überwinden hatte, besonders da in den ersten 14 Tagen Schelling 2 mal nach Bamberg zu unserm Curator, den Grafen von Thürheim, gerufen wurde, wohin mir meine Gesundheit nicht erlaubte ihn zu begleiten. Ich hatte übrigens doch meine Schwägerin bey mir, die den Winter bey uns zubringt. Nur bin ich noch in meiner häuslichen Einrichtung nicht weiter als zu einer provisorischen gediehn, meine Zimmer für mich, deren 4, ein Schlafzimmer, ein Wohnzimmer und 2 große für Gesellschaft, in einer Reihe und durch Flügelthüren mit Glasscheiben verbunden, werden erst ganz in Stand gesetzt. Schellings Auditorium allein war fertig wie billig, ein hübsch dekorirter Saal, ganz anders glänzend wie der Jenaische und noch stärker besetzt.

Wie es in Jena ergangen ist, wird Dir nicht unbekannt geblieben seyn.

Es ging ein finstrer Geist durch jenes Haus
und schleunig that das Schicksal mit ihm enden.

Die Veränderlichkeit der menschlichen Dinge hat sich gar wunderlich erzeigt. Die Damen Hufeland und Paulus haben mir ihren Besuch gemacht, sind ganz charmant, ich gleichfalls, ohne allen Groll, ich weiß gar zu gut, wie viel – das heißt wie wenig, überhaupt der Haß und die Liebe von dergleichen Wesen werth ist, beides gilt mir keinen Kreutzer. Die Paulus wohnt in dem nehmlichen Gebäude mit mir, welches ein Schloß oder ein Kloster, eigentlich aber das ehemalige adeliche Seminarium ist, sie aber in einem ganz abgesonderten Flügel. Mündlich hätte ich manche Curiosität zu erzählen, schriftlich sind es indessen doch zu schlechte Raritäten.

Noch herrscht in Würzburg Spannung zwischen der neuen Regierung, dem alten Adel, der Geistlichkeit und der Philosophie, was über den Ackord, den das Ganze machen wird, über die Art der künftigen Societät nicht rein urtheilen läßt. Es liegt uns auch wenig an dem allen. Schelling ist durch seine Stelle im Senat in die öffentlichen Angelegenheiten ein-

zugreifen verpflichtet, das nimmt ihm leider viel Zeit, allein es ist jetzt heilsam. Er hat sich in einen hohen Grade, neben dem daß seine Vorlesungen das Gespräch des Tages sind, das Zutrauen der Leute überhaupt erworben, seine Persönlichkeit versöhnt ihm die Feinde selber. Es ist eine nicht zu verachtende Genugthuung für ihn, daß er eben an diesem Orte so ehrenvoll angestellt wurde, wo er die niederträchtigsten Widersacher hatte.

So steht es nun mit Deiner Freundin. Du dürftest sehr ruhig über sie seyn, wenn ihre äußerliche Lage auch nicht so glücklich wäre — diese ist es indessen mehr als irgend eine vorhergehende.

An Julie Gotter 18. März 1804

Etwas spät kommt meine Antwort wie immer, liebes Julchen. Ich bin eigentlich ganz und gar, und mehr wie billig vom Schreiben zurückgekommen, dazu war ich am Ende Jan. und Anfang Febr. recht ernstlich krank, und bloß die Klugheit der Meinigen und meine eigne hat mich vor einem entschiednen Nervenfieber bewahrt. Sonst geht es uns sehr wohl; der Frühling kömmt, da wir aber ganz in Weinbergen drinn stecken, fällt es wenig ins Auge, und wir riechen es nur an der Luft. Es sind merkwürdig wenig Bäume hier in der Gegend, was für mich ein großer Jammer ist. Der Weinbau sieht stets grau und traurig aus und macht erst lustig hinterdrein, wenn er sich in flüssiges Gold verwandelt.

Tiek hat mir jetzt die vollendete Büste von Augusten geschickt. Sie ist ähnlich, so daß ein jeder sie erkennen muß, aber ihre Herrlichkeit ist nicht darinn. Hätte er sie nur Einmal gesehn, oder hätten meine Worte den Thon bilden können. Es fehlt das Schönste, er hat sich zu treu an den Zeichnungen gehalten und besonders nicht weggenommen, was Tischbein gleich fälschlich hinein gebracht hatte, gleichsam das Niedergesenkte des Geistes. Es ist etwas Krankes da, was mir das Herz mit Erinnerung zerreißt, doch kann ich es nicht mehr von meiner Seite lassen.

Die Nachrichten, die Du mir von meinem Bruder ⟨Fritz in Marburg⟩ giebst, und seine Grüße haben mich herzlich erfreut, ich erkenne den alten Freund noch in allem, auch in seinen Umarmungen. Wohl mag er wenig von mir wissen, und das Wenige muß ihn seltsam befremdet haben; er hatte sich gegen meine Mutter darüber auf keine ganz gute Weise geäußert, doch war ich ihm nicht böse darum. Es fehlt ihm eben an allem, was ihn mich zu beurtheilen in den Stand setzte. Auch habe ich meine besten und nächsten Freunde ja nur müssen rathen lassen, es war mir nicht möglich zu reden, ich verließ mich darauf, daß Gott, Schelling und ich alles wußten.

Von Jena geht nun fast alles weg. Da es nun von dem schlechten Zeug gesäubert wird, kann man nicht wissen, ob der Boden nicht dennoch wieder gute Früchte trägt. Von so einem Boden ist wenigstens mehr zu hoffen wie von Menschen, die einmal schlechte getragen haben. Die Jenaischen guten Freunde sind hier so hinterlistig wie dort, besonders sehr neidisch.

Wenn Du keine neue Bücher kriegen kannst, so laß Dir doch von der Bibliothek alte, Reisebeschreibungen oder Geschichte geben, denn der Mensch lebt nicht von Brod allein, und bey dem Sprechen kommt alleweil meistens so wenig Geist zum Vorschein, daß man sich an das Gedruckte halten muß. Ich lese selbst sehr wenig, aber ich habe auch einen Propheten zum Gefährten, der mir die Worte aus dem Munde Gottes mittheilt. Lebt alle recht wohl. Beate ist so weiß wie Du, aber nicht so blond, jedoch viel dicker und beträchtlich kleiner. Sie hat schöne braune Augen. An Neugierde fehlt es ihr nicht, im Kochen ist sie vielleicht weiter wie Du, aber in der artigen Aufwartung hinter Dir.

An Meta Liebeskind[1] in Ansbach 19. August 1804

Ihr Brief unterbricht mich bey diesem Blatt, und wie! Ich komme wieder, nachdem ich mich matt geweint habe, denn solche

[1] Tochter des Göttinger Theologen Wedekind, sehr jung dort mit dem akademischen Musikdirektor Forkel verheiratet; sie stand in üblem Rufe,

Gelegenheiten ergreift der in sich gekehrte Schmerz in mir, um sich einmal zu ergießen. Ich kann über meinen Verlust nicht weinen, die Furcht, als ob die Thränen blutig werden möchten und mich dahin brächten, wo der ermüdete Mensch nicht leben und sterben kann, ein Zustand, vor dem meine Natur das äußerste Entsetzen hegt, die Furcht hält mich in Schranken auf Erden noch zu klagen, bis ein Anlaß kommt wie dieser, dem ich unaufhaltsam mich hingebe. Daß Adele[1] nun auch hin ist, ist mir so unerwartet, so unglaublich und alles zusammengenommen schrecklich. Und wahr ist es mir wie Ihnen, der lezte Eindruck bestimmt sich durch den Brief der Mutter, der so ganz ein Vergangnes und nicht die gegenwärtige natürliche reine Empfindung bezeichnet. Ich wollte, Sie hätten ihn mir nicht mitgetheilt, und ich mag nichts näheres darüber sagen, um die Stunde nicht durch Urtheile und Wahrnehmungen zu entweihen, die eben, weil sie Theresens complizirtes Wesen betreffen, immer etwas von der Art ihrer eignen Urtheile und moralischen Wahrnehmungen an sich tragen müssen. Nur kann ich mich nicht erwehren mich bey jeden neuen Todesfall dieser Kinder jener Worte von Forster zu erinnern, die er mir sagte oder schrieb, wie davon die Rede war, daß Forster ihr die Claire lassen möchte, — „ja, er würde es thun, denn Hubers Kinder blieben nicht am Leben, und er wolle sie nicht aller Kinder berauben, man habe es an George und Luise gesehn". Aber stille davon, denn das ist nicht, was mich beschäftigt, obwohl ich auch darüber nicht sprechen kann, was diese heißen Thränen bedeuten. Der Tod ist eine himmlische Hoffnung, wenn er so der Bewahrer unsrer liebsten Schätze geworden. Das Leben wäre unerträglich und eine Schmach, wenn es dieser beraubt nicht dennoch ein überirdisches Interresse enthielte, einen Theil jener

befand sich nach ihrer Flucht aus Göttingen mit Caroline in Mainz und gefangen in Königstein, und vermählte sich in zweiter Ehe mit dem Regierungsrat Liebeskind in Ansbach. — [1] Thereses Tochter, Adele Huber, starb am 4. August 1804.

ewigen Seligkeit, und Sie wissen, wer mir nicht blos ein zeitlicher Gefährte ist.

Schellings Augen haben sich auch mit Betrübniß gefüllt, er hatte dieses Kind so lieb, er hat es noch der Mutter ausgeredet, wie sie gegen ihn äußerte, er würde nicht leben bleiben, er sah ihre Manier nur darin und widerstand der traurigen Vorstellung. Solche Augenblicke wecken auch in ihm alles auf, wir zittern gegenseitig vor unserm Schmerz und unterdrücken nach Möglichkeit jede Äußrung.

Er will nicht, daß ich noch länger schreiben soll.

An Meta Liebeskind ⟨Anfang 1805⟩

Gestern wollte ich Ihnen schreiben, und hätte ich es nur gethan, denn das, was Sie mir heute schreiben, hat mich betrübt und mir die Schmerzen im Kopf und in der Brust wieder erneuert, daß ich die Feder kaum führen kann und es nur thue um etwas zu thun. Ist es denn wirklich wahr? Hat denn der allwaltende Gott auch dieses wirklich noch verhängt?[1] Ich weiß nicht, ich habe kein Bekümmerniß und kein Mitleid hiefür, das von dem zeitlichen Jammer herrührte, allen dem kann und wird abgeholfen werden, es schmerzt mich nur, daß er so früh, und gewiß ungern, scheiden mußte, und da er eben in der Welt das wenige erlangt hatte, und daß ihm so bald nach seiner Adele das Herz gebrochen ist. Damals habe ich auch schon alle Thränen um ihn geweint. Sie ist so tief zu beklagen, daß alle Hülfe, die man für sie voraussehn kann, nichts an der Begebenheit ändert, ja, daß alles, wodurch sie sichs erleichtern wird, einem die Empfindung hierüber nicht erleichtert. Möge sie nur den Aimé behalten. Der Aimé war Schellings erstes Gefühl, könnte es dem an Vaterhülfe fehlen und wären die Umstände zu überwinden, so hätte Aimé an ihm den treuesten Vater gefunden, und was würde er da werden können.

[1] Huber war am 24. Dezember 1804 gestorben, als er eben eine Stelle als bayrischer Landesdirektionsrat in Ulm erhalten hatte.

Wenn Sie nach Ulm gehen, so melden Sie es mir, versteht sich. Können Sie es einrichten, so wird es gewiß ein reeller Beistand für Therese und ihre Geschäfte seyn. Ich habe viel von dorther gehört, von verschiednen Seiten, besonders was den Schwiegersohn betrifft, und mich innig erfreut hat.

Therese findet vor der Hand bey ihm die glücklichste Herberge; er ist ein einfacher gesunder braver Forstmann, jezt als Oberförster angestellt zu Steffanried, wo sich die ganze Familie im Frühling hin begeben wird, und er Clairen heirathet. Unser Prof. Medicus war sein Freund und Lehrer zu Heidelberg und hat mir das erzählt und auch seine Idee mitgetheilt dem jungen Greiers die ihm jetzt angewiesene Stelle in Ebrach als Aufseher einer Forstschule – wenige Meilen von hier – zu cediren. – Wie wunderbar! Deutschland ist nicht groß genug, um sich auszuweichen, ja die Erde nicht, und darum wäre es auch thöricht von den Menschen es zu wollen. Ich habe den Medicus sehr darin bestärkt – obwohl die Lage in und von Steffanried vielleicht Allem angemeßner ist, selbst angenehmer. Auf die Länge macht sich vielleicht das Zusammenseyn nicht, es sey denn, daß zwischen Mutter und Tochter die Liebe geworden ist, welche nicht war. Aber für jetzt ist es doch wahrhaft trostbringend.

Von meiner Schwester, die mit Forsters Schwester Antonie in einem Hause wohnt, hörte ich, daß Antoniens erstes Wort war: wird Therese nicht eine rächende Macht erkennen? –

Sie hatte 3 Stunden nach dem Tode an Forsters und Heynens sehr standhaft geschrieben, aber so, als wenn sie auch nicht einmal eine Pension zu erwarten hätte. Warum das? – Nun muß ich Ihnen noch einen Traum erzählen. Ich ging auf einer Gasse an einem Fenster vorbei, wo Huber stand; ich sah ihn nur halb, der Hut, der mir tief in den Augen saß, hinderte mich das Gesicht zu sehen, aber ich erkannte die Gestalt, den Schnitt der Kleider und eine Weste, die er zu tragen pflegte. Indem ich

mich bemühe ihn zu sehn, verwandelt sich das Fenster in diejenige Glasthür, welche aus meinem blauen Zimmer in das kleinere führt. Er stand dahinter und kam herein. Unser Eßtisch steht da jetzt, da ich im Winter das kleinere Zimmer bewohne; es war für 3 oder 4 wie gewöhnlich gedeckt, er sezte sich aus der Thür herein mir gegenüber, wir erwarteten, daß Schelling herunter käme, und sprachen indeß ruhig mit einander, aber er und ich wohl wissend, daß er todt wäre. Von Freundschaft war nicht die Rede. Ich frug ihn, warum er uns so betrübt hätte, und ich würde gern mit ihm getauscht haben, denn, Huber, sagte ich, ich habe doch noch mehr im Himmel zu suchen wie Sie. Mir lag Auguste im Sinn, wie sie mir immer gegenwärtig ist. Er sagte — ist das Ihr Ernst, so geben Sie mir Ihre Hand — ich gab sie ihm über den Tisch, die seinige war ganz warm, das fiel mir auf, da er doch nicht lebte, und hierüber wachte ich auf, aber ich hatte ihn so wahr, so natürlich gesehn, es war in mir alles genau so, wie es gewesen seyn würde, daß ich es nicht vergessen konnte, und ihn immer vor Augen hatte. Die Worte: ich habe mehr im Himmel zu suchen, kamen mir recht aus der tiefsten Seele. Seitdem ist er mir wieder gänzlich befreundet. Feindlich habe ich ihn mir nun nie denken können. Was er feindliches übte, war aus Meinung und Ansicht außer uns liegender Dinge. Das Beste in seiner Natur war gewiß dazu bestimmt sowohl Schelling als mir freundlich verbunden zu seyn. Von der Idee mit Ebrach lassen Sie sich nichts merken, indem es mir Medikus, mit dem ich gut bin, im Vertraun mittheilte.

Ich gehe noch immer nicht aus, nicht aus Sorge für meine Gesundheit, nicht aus Trägheit, sondern aus reiner Neigung nur da zu seyn, wo ich wirklich bin, sowie Sie sich in der Luft erholen, weil Sie die Luft lieben. Leben Sie wohl, schreiben Sie, sobald Ihre Reise oder Nichtreise entschieden ist.

... Obgleich einiges dagegen ist, so scheint mir auch das lezte[1] nicht ohne ihre ⟨Theresens⟩ Mitwirkung geschehn zu seyn. Es sind die Xenien[2] darinn erwähnt, von denen sie nichts wissen sollte — indessen, wie ich glaube, doch gewußt hat. Ich gestehe, daß Schiller für diese höchst unmänliche That noch viel mehr verdient hätte; man hat sein nahes Verhältniß mit dem sel. Huber nicht erwähnt, was sie noch weit stärker aggravirte. Auch misbillige ich eine solche Rüge in diesem Augenblick nicht, es ist vielmehr eben der rechte. Allein die Ruhe dieser Todten ⟨Forsters und Hubers⟩ jetzt durch Rechtfertigungen zu stören, wo ja niemand mehr Rechenschaft fordert und sie doch so manche noch nahe berühren und mannichfaltig affiziren müßen, wo eben deswegen die Sache doch nicht in ihrer vor Gott bestehenden Wahrheit, sondern nach lügenhaften Selbsttäuschungen und in unreinen Beziehungen dargestellt wird — sehn Sie, das wendet mir das Herz um. Schreiben Sie mir etwas darüber. Schelling mag gar nicht einmal mit mir davon sprechen, weil es ihn mehr indignirt wie interressirt. Wir beide wissen die Begebenheit gewiß am allergenauesten. Wird Therese auch uns belügen wollen? Denn es finden sich allerlei Andeutungen, daß sie gewillt ist *ihre* Ansicht vollständig dem Publikum zu geben. Können Sie es, so sollten Sie sie warnen. Es ist seltsam, daß sich ihr Schmerz so nach außen kehrt, und wieder ein Zeichen von dem Mangel an Frieden im Innern. Sagen Sie, wie kann man das Bedürfniß haben seinen Mund gegen die Welt zu öffnen, sich der, immer schmälichen, Gegenwart gegen über zu stellen? Ist es blos der theatralische Charakter oder böses Gewissen?

Ich könnte begreifen, wie man die Dokumente eigner verworrner Begebenheiten seinen Kindern und auch der nach uns

[1] Nachruf auf Huber in Kotzebues „Freimüthigem" (Nr. 34 f.). — [2] Schiller, mit Huber wegen der Auflösung seiner Verlobung mit Körners Schwägerin Dora Stock entzweit, hatte ihn in den Xenien angegriffen.

lebenden Welt als eine die Menschheit überhaupt interessirende Erfahrung hinterlassen kann. Erst wenn Namen und Personen nichts mehr zur Sache thun, tritt sie in ein wahres Licht.

Aufrichtige Konfessionen zu schreiben wie R⟨ousseau⟩ deutet nach meinem Gefühl immer auf eine mehr oder weniger kranke und häßliche Natur – geschmückte Darstellungen werden, ohne von ihrer innern Unwürdigkeit und weibischen Ursprung zu sprechen, am Ende doch entlarvt – dann ists ja noch schlimmer.

Mein fester Glaube ist, daß alle Lüge ans Licht kommt und daß Lüge das einzige Laster ist und der Teufel ihr Vater.

An Pauline Gotter in Cassel[1] August 1805

Liebe Pauline, alles Ding will seine Zeit, seinen Tag, seine Stunde haben und deswegen schreibe ich Dir eben heute und nicht eher. Einen andern Grund weiß ich nicht dafür zu geben. Ich könnte Dir sagen, ich hätte mich im Vergeltungsrecht üben und euch zeigen wollen, wie es ist, wenn liebe Freunde über Jahr und Tag schweigen und auf keine Anfrage Antwort geben, allein das ist es nicht, denn ich war gleich wieder zufrieden und besänftigt, sobald ich nur endlich eine erblickte und gute Botschaft damit erfuhr. Und doch schreibe ich nach langen Monaten erst ein Wort, und ich wette, ihr habt gedacht, es wäre nun aus mit mir. Gebt indessen nur diesen weisen Gedanken auf, die alte Freundin kommt immer wieder und immer wieder als die Alte. Und nur die ruhige Gleichheit des Gemüthes, der Beschäftigungen und Lebensweise hält die Mittheilung zurück. Es ist fast eine Begebenheit für mich, wenn ich einen Brief schreibe, eine recht bestimmte Handlung wenigstens – doch muß ich sagen, die heutige fällt ganz reif und wie unwillkührlich von mir ab. –

Möchtet ihr noch so froh seyn als damals, da ihr Nachricht von euch gabet, möge nichts indessen euer Leben getrübt haben. Die Posten gehen so verkehrt, daß der nächste Weg immer ist

[1] Die jüngste der Gotterschen Töchter, später Schellings zweite Frau.

über Frankfurt die Briefe zu senden. – Wäret Ihr näher, dann hätte ich mir gewiß schon eine von den lieben Töchtern der lieben Mutter eingeladen, ich könnte ihre freundliche Gesellschaft mit Beyhülfe wohl brauchen. Meine Gesundheit hat sich zwar merklich gebessert und tritt selten aus ihrem Gleichgewicht, allein ich darf ihr dafür auch nicht viel zumuthen; und wenn etwas halbweg außerordentliches geschehn soll, so trüge ich es gar gerne dem Julchen oder dem Lubinchen oder wohl gar der Cäcilie auf. Von eurer Gesellschaft versteht sichs ohnehin, daß sie mir sehr annehmlich seyn würde. Allein, wie gesagt, der Weg ist weit und man kann hier nicht sicher auf ein Bleibendes denken, um deswillen die Weite sich der Mühe verlohnte Werden wir doch jetzt wieder mit Kriegsgeschrey und Tauschhandel beunruhiget![1] Und wahrlich ich weiß nicht, wo uns der nächste Mond – von der Sonne gar nicht zu reden – finden wird.

Meinen Bruder in Marburg habe ich durch Stieglitz begrüßen lassen. Mein Bild mag sich in seiner Erinnerung wohl beträchtlich verrückt und verfärbt haben, das geschieht überhaupt so leicht, wenn noch weit geringeres zwischen die Menschen tritt als eine so lange Entfernung und ursprüngliche Verschiedenheit. Aber ich bin gewiß, sähe er mich heute wieder und lebte nur 3 Tage mit mir, er würde sagen: das ist meine ehemalige Caroline. Und was noch mehr heißen will als das Zurückrufen einer alten Inclination – er würde Schelling auf alle Weise lieben, ehren und anerkennen müssen, der doch sicher eine neue Antipathie von ihm ist.

... Auch von dem hiesigen ⟨Theater⟩ läßt sich nur mit Toleranz sprechen, obschon ich selten fehle. Es ist theils die einzige Art, auf die ich an gemeinschaftlichen Vergnügungen hier theil

[1] Krieg der dritten Koalition gegen Napoleon; am 17. Oktober 1805 Kapitulation Macks in Ulm, 2. Dezember Austerlitz, 26. Dezember Friede zu Preßburg, wobei Würzburg an den Kurfürsten von Salzburg kam. Bayern stand auf Frankreichs Seite.

nehmen mag, theils ist meine Liebe für das Sehen und Hören dieser erdichteten Welt so groß, daß ich auch mit recht wenig verlieb nehme.

An Joseph Windischmann[1] in Aschaffenburg

⟨Dezember 1805⟩

Seit mehr als 14 Tagen liegt die beykommende Handschrift[2] für Sie bereit, lieber Windischmann – was Sie um desto eher glauben mögen, da ich sie unmöglich seit gestern Abends spät erst habe fertigen können, wo Köhler uns so eindringlich, so herbe und so sanft an diese Schuld gemahnt hat, durch alles, was er sagte und mitbrachte. Mir ist sie nicht aus dem Sinne gekommen, auch Schellingen nicht, aber er wollte die Abschrift durchsehn, und da lag sie festgezaubert. Denn ich habe ihn selber seit 8 Tagen nicht gesehn, außer wenn er zum essen herunter kam und dabey auch eiligst die Siegesnachrichten zu sich nahm, ich habe selber oft vor der verschloßnen Thür gestanden und allerley Anliegen gehabt, allein Baal war taub, und ich habe mir bald gesagt: Baal dichtet. So lassen wir ihn denn dichten, ich schicke dies jetzt hinter seinen Rücken weg.

– Da Schelling eben herunter kommt und mich mit dieser Sendung beschäftigt sieht, nimmt er mir das Gedicht noch weg, was ich so schön ins reine geschrieben, und corrigirt es mir so, daß es wieder ganz schlecht aussieht, und sicherlich schöne Druckfehler heraus kommen würden, wenn es unter die Presse sollte, so daß man es am Ende auch für ein aufgeklärtes[3] Gedicht nähme. Ich will aber die Absendung nicht mit einem nochmaligen Abschreiben verzögern. Hier auch noch ein Exemplar

[1] Anhänger der Brownschen Medizin und der Schellingschen Naturphilosophie. – [2] Schellings Gedicht in Hans Sachsischen Versen „Epikurisch Glaubensbekenntniß Heinz Widerporstens". – [3] Schelling erfuhr in Bayern heftige Angriffe vom „aufgeklärten Katholizismus"; man sah in seinem beginnenden Mystizismus „die Vollendung der ehemaligen gemeinen Rosenkreuzerei und Kabbalistik".

der Aphorismen, weil Sie sich doch an den andern Aufsätzen im vollständigen Heft ⟨von Schellings „Jahrbüchern der Medizin"⟩ etwas ärgern sollen. Ärgern Sie sich nur an meinem schlechten Papier nicht, aus der nehmlichen Ursache, warum Schelling Ihnen nicht schreibt, giebt er mir auch kein Papier.

Wir haben doch beschlossen, daß das Manuscript erst morgen fortgehn soll, um nicht unreinlich vor Ihnen zu erscheinen. Aber hierauf können Sie sich verlassen, denn die Frau giebt Ihnen ihr Wort darauf, was hier mehr, als wenn es der Mann thäte. Herzlich grüße ich alles, was Sie umgiebt.

An Julie Gotter 1. Dezember 1805

Ehe das Jahr vergeht, in welchem Du mir, so viel ich weiß, nicht eine Zeile von Dir hast zukommen lassen, will ich Dir hiezu noch Veranlassung und Frist zur Buße geben, indem ich Dir gegenwärtiges schreibe und zu gehöriger Zeit eine Antwort erwarte. Wo bist Du und was treibst Du? Pauline ist ein wackres Kind, und gegen sie darf ich mir nichts herausnehmen, sondern bin länger wie billig ihre Schuldnerin gewesen, allein ihr Verdienst kann Dir nicht zu gut gerechnet werden, und ich halte Dich bis auf weiteres für ein faules und gottesvergessenes Julchen. Schreibe mir sogleich, ob Du nicht meiner Meynung bist, und außerdem auch, wie ihr euch sämtlich befindet, gesinnt seyd und euch sonsten in der Welt anstellt. Von mir wirst Du ohne Zweifel denken, daß mich die Kriegsdrangsale bereits genug geängstigt haben, welches eines Theils wahr ist, indessen sind wir hier sehr leidlich davon gekommen bis jetzt, wir befinden uns sogar in der tiefsten Ruhe nach einigen Monaten, in denen es etwas stürmisch zuging. Wir haben unsern Hof, unsre Minister und Geheimeräthe wieder nach Haus geschickt, unsre Truppen ins Feld, und unsre studierende Jugend wohin sie wollte. Was unsre eigne vortreffliche Personen betrifft, so haben wir unsre Wohnung ganz still behauptet, Eine Woche über die Lebensmittel theuer bezahlt, 3 Wochen lang 2 Mann im Quar-

tier gehabt, und haben 100 Mann weniger im Auditorium wie in den vorigen halben Jahren. In der That hat Schelling nur 40 – 50 Zuhörer. Jeder Tag bringt neue Siege, zu denen wir nun so kommen, wir wissen nicht wie. Die Aussichten sind glänzend, aber vielleicht langes und großes Elend im Hinterhalt. Denn irgend ein Volk und irgend ein Fürst wird sich doch zum Widerstand gegen den allesverschlingenden ermannen, und wir können einen neuen 30jährigen Krieg bekommen. Einen armen friedlichen Gelehrten ist natürlich bey einem Zustand am schlimmsten zu Muth, wo nichts mehr gilt wie Sengen und Brennen. Indessen ist das Interresse an dem, was vorgeht, so groß, daß man sich doch nicht zur Melancholie stimmen läßt durch das, was einem begegnen könte. – Während dem Hierseyn des Hofes war es zwar nicht sehr frölich und rauschend – denn die Parthie, die er nehmen mußte, hat er wohl nicht ohne große Uberwindung ergriffen – aber man hat denn doch viele Leute gesehn, mit denen es wenigstens für die äußre Lage nicht gleichgültig war beysammen zu seyn. Unsre Hrn. Geheimenräthe haben uns auch fleißig besucht, der jüngere Prinz mit seinen Lehrern usw. Wir haben es ihnen nichts desto weniger gern gegönnt, daß sie wieder zurückkehren konnten.

Ihr werdet wohl auch mit Durchmärschen heimgesucht werden, denn Preußen rückt unsern Gränzen zu, von der andern Seite kommt Augereau um uns auf jeden Fall zu schützen. – Nach allen Nachrichten aber seh ich, daß es in Ober und Niedersachsen viel theurer seyn muß wie hier, wo ZE. die Butter nur in den schlimmsten Tagen auf 6 ggr. stieg, gewöhnlich nur 4 ggr. kostet und das Rindfleisch den Preis von 2 ggr. noch nicht überschritten hat. Es kann uns aber auch noch so gut werden. Übrigens ist es bey solchen Umständen recht maliziös, wie Iffland zu sagen pflegt, daß ich mich dennoch an euch um Würste werde wenden müssen. Du wirst denken, ich wäre wie die Lilie auf dem Felde und wollte auch gar nichts mehr thun. Es bleibt doch noch genug, glaube mir. Der lieben Mutter trage ich auf,

daß sie mich nicht vergessen und nicht nur das, sondern lieb behalten soll.

In Rom ist eine Colonie von Deutschen, die drei Geschwister Tiek, unter ihnen nämlich auch die Bernhardi mit 2 Kindern, übrigens noch allerley bewunderndes Gefolge.

Schelling grüßt Dich, er ist sehr lustig und doch ungemein gesetzt, streng, ernst und sanft, unerschütterlich und würdiger, als ich aussprechen kann. Dies ist wahrlich kein Spaß, liebes Julchen, und Spaß bey seit ist es doch wahrlich wahr, daß von allen Fremden niemand hier mehr Achtung und Liebe sich erworben hat als unser herrlicher Freund. Lebe wohl.

An Julie Gotter 12. März 1806

Indem ich Dir schreiben will, liebes Julchen, fällt es mir fast schwer mich zu besinnen, wo denn die Welt stand, wie ich Dir das leztemal schrieb. Du wirst beynah noch weniger wißen, wo ich jetzt stehe, oder wie es überhaupt mit uns steht. Wer hätte sich auch so verruchtes Zeug träumen lassen! Es ist ein Spott des Zufalls, daß wir am Ende noch kaiserlich werden müßen.[1] Am Ende freylich werden wirs nicht bleiben. Schelling hat sich bereits aus der Schlinge gezogen, indem er sie zerriß. Er hat von Anfang den Weg genommen lieber alles aufzugeben als sich einer zweideutigen Lage hinzugeben, hat daher an nichts Theil genommen, weshalb man ihn als übergegangen ansehn konnte, keine Kollegia angekündigt, schließlich am 6ten März den neuen Diensteid nicht geleistet, und wir gehen gleich nach Ostern von hier weg, zu meiner großen Freude. Schelling geht nach München und wartet dort seine anderweitige Anstellung ab, ich werde indeß seine Eltern besuchen.

[1] Im Preßburger Frieden kam Würzburg an den Kurfürsten von Salzburg aus dem Hause Österreich, wodurch eine Reaktion gegen die von Bayern eingeführten Reformen gegeben war. Schelling verweigerte der neuen Regierung den Diensteid und stellte an Bayern Entschädigungsansprüche. Um jedoch nicht an die ihm feindliche Universität Landshut gehen zu müssen, reiste er am 17. April nach München.

Was nun das Schlimmste ist, so bekommen wir jetzt noch französische Truppen ins Land, und die Kaiserlichen werden wieder weichen, denn dieser Napoleon weidet mit scharfen Zähnen ein Land nach dem andren ab, und wirft sie dann erst den beschüzten Regenten zu, er, der König der Könige, dem der Herr aller Herren doch gnädiglich bald den Hals brechen möge.

An Schelling 21. April 1806

Muß ich Dir denn nun wirklich schreiben? Ich will es nur bald thun, damit ich in die Gewohnheit komme. So lange ich Dich noch unterwegens weiß, noch dieser scharfen Luft ausgesetzt, habe ich keine Ruhe für meinen Freund, den billig kein Lüftchen anwehn sollte. Morgen kann ich höchstens Dich mir an Ort und Stelle denken. Der Zeitpunkt scheint in so fern nicht ungünstig, als Du dort alles in guter Laune über die Befestigung des Friedens finden wirst, über die Räumung von Cattaro, die Räumung von Deutschland usw. So sagen uns wenigstens die Zeitungen.[1] – Köhler[2] hat mir wenig Gescheutes von Dir gesagt, ich wolte nämlich entsetzlich viel wissen, nachdem aus Morgen und Abend schon ein entsezlich langer Tag in meiner – nicht Schöpfungs – sondern Vernichtungsgeschichte geworden war, während dem er bey Dir war, ich aber nicht. Ich hätte gewiß mehr zu erzählen gewußt an seiner Stelle.

Ich hatte einen schlimmen Tag gestern, einen meiner heftigsten Kopfwehtage, wodurch denn alle schöne Plane auszugehn und mich in der Welt umzuthun verwickelt wurden, jedoch mein contemplativer Geist nicht ganz gebeugt. Die beyden ersten Tage Deiner Abwesenheit über hatte ich mich verkältet, theils

[1] Es handelt sich um die für das mit Frankreich verbündete Bayern wichtige Ausführung des Preßburger Friedens: Räumung Cattaros, das an Italien, und der anderen Länder, die an Bayern, Württemberg, Baden kamen. – [2] Extraordinarius der Zoologie und Medizin.

weil mir die liebe Wärme der Gegenwart entzogen war, theils weil ich mir viel im Hauſe zu ſchaffen machte. Das Mädchen benimmt ſich ſehr gut; ſie hat mir geſtern Abend von Eichſtädt erzählt, wo ich Dich eben vermuthete.

Wie ich eigentlich lebe, frage mich nicht, aber habe auch keine Sorge darum. Wenn ich den ganzen Tag ungefähr ſo viel wie gewöhnlich geſprochen habe, ſo kommt es mir am Abend doch vor, als wäre ich ganz ſtumm geweſen. Um die Sicherheit hat es wohl keine Noth – oben iſt alles verſchloſſen, wir exiſtiren in meiner Etage, und ⟨Profeſſor⟩ Blank hat mir auch ſeinen ritterlichen Schuz angeboten. Lebe wohl, mein Herz, meine Seele, mein Geiſt, ja auch mein Wille. Ich habe Dein Bild zu mir genommen und ſpreche mit ihm.

An Schelling 25. April 1806

Du biſt am Sontag früh um 4 Uhr von Ansbach weggefahren, warſt alſo ſchon am Montag Abend in guter Herberge, aber allein und bey ſo rauhem Wetter, das noch immer nicht milder werden will, das auch mich ſeine ganze Härte fühlen läßt, denn woher käme es ſonſt, daß ich gar nicht geſund werden kann? Ich betrübe mich nicht, ich habe keine Langeweile, kann aber weder eſſen noch ſchlafen und das eintägige Kopfweh hat ſich in ein vieltägiges verwandelt – ſo daß der Klein[1] geſtern ſchon mit tauſend Beſorgniſſen umher ging, weil er dem Köhler als Arzt nicht traut. Heute iſt es viel beſſer jedoch, heute begrüſſe ich meinen Schelling mit klaren Augen. Wenn ich nur wüßte, wie es ihm geht! Aber kann es Dir übel gehn? Ich verbiete mir alles Vorſtellen darüber, des erſten Briefes harrend. Hier wird es nun Ernſt, wir ſind in voller Arbeit, ich höre eben die präſidirende Stimme der Frau Präſidentin, die vor ihrem Hauſe ſteht und das Gerüſt zur Illumination höchſt ingenios anordnet. Die Narrheit iſt nun völlig ausgebrochen und traut ſich bey hellen Tag auf offner Gaſſe zu erſcheinen,

[1] Rektor des Würzburger Gymnaſiums, Kleriker und Philoſoph.

denn man glaubt endlich vor einem Rückfall sicher zu seyn.[1] Den Zeitungen nach ist der Fürst schon am 20ten durch Regensburg, er ist aber noch immer weder hier noch zu Mergentheim, und könnte wohl unterwegs noch abhanden gekommen seyn. Doch ist Prinz Taxis, der Commendant der Garde, da, und sonst andre Vorläufer und man hat keinen ruhigen Augenblick mehr vor Bürgeraufzügen, exerciren, paradiren, Musik die ganze Nacht hindurch, wobey sie ein paar furchtbare Pauken, die irgendwo noch gesteckt haben mögen, in schmetternde Bewegung setzen, daß ich zittre, wenn ich sie von weiten inne werde. Mir ist auch schon Illumination angesagt und meine Befehle verlangt, wie viel Lichter und Leute ich dazu haben will. Habe nur keine Sorge für den Abend, ich will alles sehr gescheut einrichten. Nur gesund muß ich seyn, ich nehme mich auch sehr in acht, jener Ausgang war mir schlecht bekommen.

Die Mlle Wagner erhielt bey mir einen Brief ihres Bruders[2] – er weiß von den Tieks, der Dichter und die Schwester leben sehr isolirt, so viel er wisse, man sähe sie nirgends. Er arbeite an einem Trauerspiel. Der Bildhauer wäre bey ihm gewesen, habe sich aber seinen Gegenbesuch verbeten, bis er mit einem basrelief fertig sey, das er eben in Arbeit habe. Dieser käme oft zu Humbold[3], der Dichter weniger. Übrigens wären Künstler und Fremde zu Rom in vielfache Partheyen getheilt, erstlich nationenweis und die Deutschen wieder in ältere und jüngere Zucht. Man könne aber ganz für sich leben – er wohnte in einem italiänischen Haus, ohne Ofen, hätte den ganzen Winter hindurch keine Kohle gebraucht. Vermittelst eines blechernen Ofens könne man sich ganz deutsch dort einrichten. –

[1] Schelling hatte die Würzburger Verhältnisse, die im Anzuge waren, richtig beurteilt. Das Volk hatte die bayerischen Reformen von Herzen satt. Alles nahm den rückläufigen Weg: der Geist der neuen Regierung war päpstlich und napoleonisch, beides in kleinlichster Art. – [2] Der von Goethe und Schelling protegierte Maler Martin Wagner, der damals in Rom lebte. – [3] Wilhelm von Humboldt lebte seit 1802 als preußischer Ministerresident in Rom, im Verkehr mit Rauch, Tieck, Schinkel, Canova, Thorwaldsen u. a.

(NB. Du hast nur 11 Manschettenhemden bey Dir, eins blieb zurück, was ich nur melde, damit Deine Genauigkeit nicht fürchtet es verlohren zu haben.)

Du liebster Freund – wenn ich nur erst weiß, daß es Dir gut geht, so will ich, auch einsam, frölich essen, trinken und schlafen. Das allein essen ist das schlimmste für mich – il vaut encore mieux d'être seule à minuit qu'à midi. Es wäre thöricht, wenn ich Dir erzählen wollte, wie ich Dich in Gedanken liebkose. Du weißt es wohl.

Sonnabend 26 Apr. Es war gestern zu spät dieses wegzuschicken und nun habe ich eben Gottlob Deinen Brief erhalten. Mein theuerster Freund, wenn Du nur wohl bist, so frage ich nichts nach Himmel und Erden, denn wenn Du gesund bist, so bist Du Du und dann ist alles gut. Auch mir ist heut viel besser, aber die Luft ist dunkel von Schnee, die Dächer weiß, bis die Sonne dann und wann glühend und strahlend kommt und alles verwandelt. O wie froh bin ich, daß ich Deinen Brief habe, mit oder ohne Sicherheit, die liegt mir nicht schwer auf dem Herzen. – Nur denke nicht, mein Herz, daß ich von dem Moment an, wo Du mir schreibst: komm! nicht noch mehr wie 3 Tage etwa brauchte, um zu verkaufen, zu packen und abzureisen, ich werde dann möglichst eilen, aber der bessern Ordnung der Angelegenheiten zu lieb, und meiner Gesundheit wegen nichts übereilen. Welche Herrlichkeiten in München! Freue Dich daran, bis ich es mit Dir kann.

An Meta Liebeskind 27. April 1806

Das ist gut, daß Sie von mir verlangen, ich soll Sie erquicken – wo nehme ich denn selber Erquickung her? Es scheint ja weder Sonne noch Sterne, und der Wind ist so rauh. Dazu kommt, daß ich von denen zehn Tagen, seit ich allein bin, 6 mit Kopfweh und einem Ansatz zu bedeutenderm Krankseyn zugebracht habe, doch ist das nun vorüber und gestern, meine Liebe,

hab ich auch schon einen Brief aus München erhalten. Schelling ist wohl und heiter dort angekommen, das freut Sie gewiß auch, denn nicht wahr, er ist aller Freude und Liebe werth, er ist unendlich liebenswürdig in seiner innern Herrlichkeit? Sie sagen ja selbst, daß sogar die Kinder es fühlen. Auch bestätigt er, was er Ihnen von dem ganz kleinen sagte: „es ist ein guter und süßer Knabe, an dem Du Dich gewiß erfreuen wirst". Den Adalbert, von dem meine Meynung besonderlich gestiegen ist, seit Köhler und Schelling ihn als einen so behenden Gesellen rühmen, hat er ja ganz bis Eichstädt mitgenommen. Und was haben Sie nicht dem Freunde für Ehren erwiesen, aber sagen Sie mir, hatte er denn auch ein hochzeitlich Kleid an, oder war er zu bequem um auszupacken, indem er sich vor dem einpacken fürchtete, denn nun er mich nicht hat, wer hilft ihm? Unter uns, ich hoffe diese Alleinreise soll ihn beträchtlich in Bildung und Gewandheit vorwärts bringen, er wird nachher nur etwa noch einen Bedienten nöthig haben, der die Schnupftücher und die Tabatiere hinter ihm drein trägt. Der liebste Mensch! er hat mir gleich den andern Tag nach seiner Ankunft geschrieben und nur, daß der Zeitpunkt eben der rechte wäre, indem noch nichts entschieden sey, aber eben entschieden werden sollte.

Ich bin für mein Theil über die Form der Anstellung sehr gleichgültig, sie muß uns nur zu einer freyeren und ruhigern Existenz führen. München gefällt ihm wieder sehr wohl.

An Schelling 30. April 1806

Deinen zweyten Brief habe ich auch, Du Bester, und hätte wohl auf der Stelle wieder geschrieben, wenn ich mich nicht schämte, nämlich vor Dir selber, es so gar oft zu thun. Nicht ohne Herzklopfen erbreche ich die Deinigen, aber ich weiß gewiß, es bezieht sich mehr auf Dich wie auf die Situation, die mir nur durch den guten oder schlechten Eindruck auf Dich wichtig werden kann. Daß es sich sehr schnell entschiede, habe ich

nie geglaubt, wenn es nicht etwa schon entschieden wäre; es liegt ja auch nichts daran und wird eher besser wie schlechter darum ausfallen. Du schreibst mir nicht, ob Du Jacobi[1] sehn wirst. Mache Dich nur recht einheimisch dort. Je freyer sich mein Schelling zeigt, um so mehr muß er Gute und Böse, der Sonne gleich, gewinnen.

Ich richte alles so, liebes Herz, daß ich in den möglichst kurzen Zeitraum nach Deinem Befehl abreisen kann – sollte sichs nun noch sehr lange verzögern, so sehe ich doch nicht ein, warum Du mir nicht erlauben wolltest hier der Sache ein Ende zu machen, und lieber, wenn es noch seyn muß, in Ansbach zu warten.

Morgen kommt der Churfürst, il n'y a plus de remêde. Die Beleuchtung wird Morgen noch nicht statt haben, sondern in der nächsten Woche am Geburtstag. Ich habe heut die Anstalten vor dem Rathhause gesehn – horribler und geschmackloser ist selbst noch kein Heiliger der Kirche bedient worden. Auch ist das Ding in Form eines Hochaltars und einige Duzend bretterner Tugenden sind daran aufgepflanzt. Billig sollten sie eine recht colossale Hoffnung vor dem Einzugsthore aufstellen. Die Stadt sieht jetzt mit allen den Anstalten wie ein schlechtes Theater bey Tage aus.

Schlaf wohl, mein süßer Freund, ich lege mich jetzt nieder, das ist also eine gute Nacht, die ich mir selbst wünsche. Du schläfst vielleicht schon recht sanft, oder schwärmst, und ich bin auch das zufrieden.

Am ersten May. Und hier – und ohne Dich. Möge das Ende des Mondes mich nicht mehr von Dir getrennt sehen.

---

[1] Friedrich Jacobi war zwei Jahre vorher an die Münchner Akademie der Wissenschaft berufen worden. Hatte er 1803 gegen Schelling den Vorwurf des Pan- und Atheismus erhoben, so blieb doch das jetzt angebahnte persönliche Verhältnis zunächst ein freundliches; 1812 richtete Schelling an ihn seine nach Steffens' Urteil tiefste und klarste Schrift „Denkmal der Schrift von göttlichen Dingen".

Mit andern Frühlingsbetrachtungen will ich mich nicht aufhalten. Es ist ein ungeheurer Lärm in der Stadt, der mit Tagesanbruch mich schon weckte, denn die Menge der Trommeln und Querpfeifer kanst Du Dir nicht vorstellen. Mit dem Schall der Trommel wollen sie, glaub ich, den Donner der Kanonen ersetzen, denn darüber blutet nun heute jedes Herz, daß ihnen keine gelassen worden ist diesen Tag zu verkündigen. Nachmittags bey guter Zeit wird der Fürst erwartet, ich werde sehn, was ich davon auf eine sichre und anständige Weise erblicken kann. Das Wetter ist günstig.

Es ist eine Menge Bauervolk in der Stadt, sie führen die Kinder an der Hand und bleiben vor allen Häusern stehn, wo es was buntes giebt. Die Universität wird ganz einfach beleuchtet, auch der Thurm nicht, diese kluge Jungfrau sparet ihr Öhl.

Dich würde der Spektakel entsetzlich amüsiren.

An Schelling 4. Mai 1806

Welche Harmonie, bester Freund, ich habe es Dir unmaßgeblich vorgestellt und Du stellst es mir gütigst frey zu kommen. Nun so hoffe ich auch, daß wir bald wieder zusammenkommen werden. Die weite Strecke bayerischen Landes, die Du so ansehnlich fandest, von Ansbach aus, soll leicht genug zurückgelegt seyn. Hierüber ist aber noch Zeit genug das nähere zu bestimmen, denn, liebes Herz, Du hast nicht recht gelesen, ich habe mir nicht angemaßt in 3 Tagen fertig werden zu können, am Ende der 3 Tage würde ich gewiß selbst fertig seyn, sondern habe meinem Herrn (meinem Cid) und Freunde bedeutet, daß ich mehr als 3 Tage brauche um zu packen, zu waschen und zu verkaufen, aber in 14 Tagen kann alles geschehn seyn.

Noch eine Harmonie! Gestern früh sag ich dem Klein: da ist ein Haus auf dem Maxjoseph Platze, wenn Schelling nur den Einfall hätte da zu miethen. Nachmittags schreibst Du mir davon. Ist es nicht Nr. 10? Aber 5 fl. ohne Meublen und ohne Tapete, das ist viel. Liebster Freund, sorge nicht,

ich bin nun wohl, und entsezlich vergnügt. Zwey Briefe habe ich von Dir, ich weiß also alles, was Du mir geschrieben hast, mehr aber auch nicht. Da ich aber weiß, daß Du meiner in Liebe gedenkest, so weiß ich genug. Es scheint mir wohl, als wär es mit der Akademie nichts und müsse man etwas ganz absonderliches für Dich ausfinden. Hiemit mag ich mir nun den Kopf in der Abwesenheit gar nicht zerbrechen, und ich nehme es, wie Du es bereitet hast und hast bereiten können.

Montag ⟨d. 5. Mai⟩. Ich habe dies nicht eher abschicken wollen, bis ich Dir melden könnte, daß die Illumination glücklich überstanden ist, in so fern daß es keine Feuersbrunst und nur einige Wassernoth dabey gab, denn indem der Churfürst abfuhr und eine Suite von allen fahrbaren Maschienen, die es hier giebt, hinterdrein, schwärzte sich der Himmel in eben dem Maaß, als dieser arme Erdscholten oder Steinhaufen beleuchtet wurde, und ein leichter Windstoß mit einem lieblichen Frühlingsregen löschte bald den ganzen, lange, aber schlecht bereiteten Spaß aus. Wenn das aber auch nicht gewesen wäre, so kam die Stadt dabey doch nur in ihrer vollen Häßlichkeit zum Vorschein, wenige Stellen ausgenommen, und zugleich das Ungeschick und die Geschmacklosigkeit der Einwohner. Die Residenz war dunkel. Man hat dem Herrn die engste Gasse nicht gespart, wo nur ein Stümpchen guter Wille angezündet war. Auf dem Mayn waren die Bäder und einige Schiffe beleuchtet, die Brücke finster. Niemand hatte den Einfall gehabt dem Bischoff, der den Kelch auf der Brücke gen Himmel hält, in den Kelch etwa eine große Fackel zu stecken. Das Festlichste des Festes war die Menge des Volkes durch alle Gassen vertheilt, am gedrängtesten auf der Domgasse; seltsam aber war es, daß, da sie einen die ganze Zeit über mit Musik betäubt hatten, an dem Abend, wo an allen Plätzen welche aufgestellt hätte seyn sollen, kein Laut zu hören war. Das wenige Geschütz auf der Vestung allein ließ sich hören.

An Schelling. 9. Mai 1806

O Du süßes liebes Herz – wann werde ich doch die Andacht zum Herzen meines Herrn wieder halten! Hast Du aber wohl gehoft, daß ich es so ertrüge?

Mein sehr und unsäglich geliebter Freund, bleibe mir nur gewogen, und habe keine Furcht, bloß noch ein wenig Geduld. Mit dem Gelde soll es, wills Gott, keine Noth haben, aber schuldig bleiben will ich hier nichts, es sey denn dem Klein, dem Du wohl ein Wort sagen lassen könntest, ob noch nicht von ihm die Rede war.

Lebe wohl, ich habe Dein Bild vor den Augen.

An Schelling 9. Mai 1806

Heut habe ich Deine Aphorismen zur Einleitung meiner Reise erhalten, Du allerliebenswürdigster Freund, und bin nun so wohl angewiesen, daß es mir geht wie jemand, der sich überhaupt einen Weg bescheiden läßt, „dann schlage dich rechts, dann links", das Vorstellungsvermögen kann gar nicht nacheilen, und der wohl zurecht gewiesene behält immer nur sein Ziel allein im Gedächtniß und sieht zu, wie er sich mit Gotteshülfe hin findet. Von allen Herbergen kann mir eine nur wieder Erquickung geben, wenn ich zulezt in Deinen Armen einkehre. ⟨Geschäfte. Schellings Kissen⟩ o wie köstlich wird dieses ziemlich verschmähete kleine Sopha nunmehr von Deiner kleinen Frau geachtet werden! Übrigens habe keine Sorge, aus dem rechten tüchtigen Einschränken mache ich mir wieder einen Spaß, ich werde dieses Talent ja nicht ganz eingebüßt haben. Aber Du? – Nur das wünsche ich sehr, daß wir uns vors erste speisen lassen, und ich die Art von Sorglosigkeit üben kann, die man auf der Reise hat. Wo kriegtest Du denn auch eine Küche her? Oder hast Du etwas dergleichen, wo man Feuer zu Wasser machen kann?

Wie ich gestern in der Dämmerung saß und Thee erwartete, klopft es an meine Thür: ich rufe wiederholt und ziemlich laut

herein, bin aber genöthigt selbst an die Thür zu gehn und finde — Gries, der leider mein Herein nicht gehört hatte. Nun, die Verwunderungen von meiner Seite kannst Du Dir denken. Er hatte, weil er uns lange weg glaubte, schon einige Stunden bey Paulus zugebracht, aber eben erst von ihnen gehört, nämlich ins Ohr gefaßt, daß ich noch da wäre, worauf er denn zu mir eilte, und, wie meine alte Theemaschiene gebracht wurde, ihr fast um den Hals fiel aus zärtlicher Dankbarkeit für die vielen Tassen guten Thees. — Ganz dick ist er geworden und sieht aus wie der Gnome, wenn man dem feine Wäsche und einen englischen Tuchrock anthäte. Er sagt, es wäre platterdings in Jena nicht mehr auszuhalten, alles wäre da todt und traurig, er geht nach Heidelberg, versteht sich. Den Winter über hätte er in einer Lethargie gelegen. Schelver ⟨Prof. der Botanik⟩ lebte mit seiner Frau auf Einen Zimmer und mit sonst niemand. Hegel brächte sich so durch, man könnte nicht sagen wie. Er habe sich nun in der Verzweiflung aufgemacht; etwas mag wohl auf das Subjekt zu rechnen seyn, denn der gute Mensch ist sehr taub, und davon ist er gewiß so dick geworden. Goethe war mehrermal sehr krank im vergangnen Winter, an den alten Krämpfen, die von der Zerstörung einer der beyden Nieren herrühren. Er weiß diesen Umstand, und sagte einmal zu dem jüngeren Voß, der täglich bey ihm ist: „wenn mir der Himmel nur die gesunden Nieren von einem der Russen bescherte, die in der Schlacht von Austerlitz geblieben sind!" Voß wußte nicht, ob er weinen oder lachen sollte über den Wunsch. Die Ärzte sagen, er könne doch noch lange mit einer halben Niere leben.

Nachdem der Gries dann eine Weile sich gelezt hatte, ging er wieder zu Paulus, wo er geladen war.

10ten May. Jes. Marie Joseph! da kommen wirklich die 270 fl. von Krüll ⟨Schellings Verleger⟩. Die leg ich mir nun alle Nacht unter das Kopfkissen. Krüll bittet, daß ich Hochselben

meinen Gemahl bald Nachricht davon ertheilen soll, und ich bitte sie bald Hochselben dem Hrn. Kr. zu ertheilen.

Daß sich ein Arm voll Holz im Hause befindet, dafür sorgst Du wohl, so wie für Bettstelle, 1 Tisch, Kommode zum Verschließen und Stuhl.

Heute ist wieder mein schlimmer, recht schlimmer Tag – ich kann kaum aus den Augen schaun. Sie sagen alle, ich würde nicht eher gesund, bis ich bey Dir wäre.

Was ich Dir nun heute noch nicht mit Gewißheit wegen des Modums meiner Reise sagen kann, sage ich Dir morgen. Ich will dieß nur schnell absenden.

An Schelling 12. Mai 1806

Du theuerster Freund, ich schreibe Dir nur, mitten unter tausendfachen Besorgungen und Geschäften, ein Wort, um Dir Nachricht und mir Trost zu geben, denn fast überwältigt mich nun Sehnsucht und Ungeduld. Ich habe keinen Schlaf mehr und die Unnatürlichkeit meines bisherigen Zustandes bricht über mich herein und drückt mir das Herz zusammen. Dabey muß ich das äußerste thun um mich zu schonen, was leider eine Anstrengung mehr ist. Aber es wird nun bald gut werden, habe ich doch diesen Morgen alle Kutscher der Stadt bey mir gehabt um mich wegzuführen; immer wollte ich dem Meistbietenden die Fuhr geben, weil ich bloß im Sinn hatte, wie viel ich darum gäbe, um bald bey Dir zu seyn – weist Du aber, daß der Wenigstnehmende von hier bis München in Einen Strich 7 Carolin ist? Du sprichst von 5, und also muß Dir die zusammengesetzte Fuhr wohlfeiler gekommen seyn.

Diesen Morgen ist auch jemand bey mir gewesen, der mich um eine Feder vom Engel Gabriel gebeten hat, oder gar vom heiligen Geist, denn dieser hat doch die heiligen Schriften diktirt, und man hat die Wahl, wer von den beyden die schönsten und besten Federn gehabt hat. Des Gabriel seine waren gewiß bunt, aber die vom h. Geist gewährten bessern Schatten. Es

wäre schlimm, wenn dieser Handel ohne Ironie abginge; ich als eine gute sanfte liebende Frau habe die Feder zugesagt, aber eine gewisse andre kleine boshafte Person wird sie schon zuschneiden. Es war der Sorg ‹Physiolog›, der eine Feder von Dir begehrte.

An Schelling 15. Mai 1806

O Du lieber Freund, es ist hohe Zeit für mich zu enden, denn ich weiß mir gar nicht mehr zu helfen. Die verruchten Geschäfte sind noch ein Glück – doch was sag ich, sie sind ja mein Unglück, denn was hielte mich sonst ab, mich Morgen in den Wagen zu werfen. Sehr ernsthafte Gesichter mache ich, das Weinen ist mir näher wie das Lachen, und die Freunde klagen über mich, die am meisten, die es sich einfallen lassen die Abreise zu bedauern, denn da werde ich ganz trocken oder gar unartig.

Eben habe ich Deinen lieben Brief mit den Einlagen erhalten – er hat mich so glücklich gemacht, so die gespannten Kräfte beruhigt wie ein Kuß von Dir – ach könnte ich nur meinen kleinen Kopf dabey an Deine Brust lehnen. Ich will von Geschäften sprechen, damit ich nicht weinen muß.

Morgen früh um 10 Uhr wird das Versteigerungsschauspiel gegeben: wenn es helfen kann, daß Himmelstein ausruft und Wolkenstein kauft, so ist uns geholfen. Gestern Nachmittag kamen nämlich der Minister Wolkenstein, der gute Hennebritt und Seuffert, der es mir vorher sagen ließ. Ich habe alles in die beyden Zimmer unten zusammengestellt, und bin oben auf Deinem Zimmer, wo ich endige, wie ich gestern dem Marcus schrieb, wie ich anfing: nakt und bloß (mit Receptoratsmeubeln), wie man auf die Erde kommt und von ihr scheidet. Köhler hat aber noch einen hübscheren Vergleich, er findet nämlich hierin die Construirung und Deconstruirung der Krankheit bestätigt, daß sie mit denselben Symptomen kommt und geht. Köhler ist so charmant wie möglich, weil er denn durchaus mit will.[1]

[1] Er wollte Caroline auf der Reise begleiten.

Ich bin zum erstenmal über eine Sache der Art in einiger Verlegenheit und doch muß ich Dir sagen, ohne Bangigkeit bin ich nicht für eine dreytägige Reise ohne allen Schutz durch so zerrüttete und aufgelößte Gegenden.

An Schelling 17. Mai 1806

Dieses wäre nun glücklich mit Anmuth und Würde überstanden – alle Zimmer sind leer und die Mobilien in Würzburg zerstreut gehen hin und lehren alle Heiden. Es hat sich gut gemacht, selten weniger, oft über meine Taxe. Von dem Spaß und Eclat der ganzen Szene mündlich mehr, es war ein Paroli zu Deiner ersten Vorlesung. Der reine Ertrag, so viel ich bis jetzt zusammen rechnen konnte, wenigstens 1100 fl. Ach aber das schmerzt mich doch, daß ich unsern Herrn und Heiland für 30 Silberlinge verkauft habe. Hättest Du mich nicht verführt, ich hätte gewiß die Frömmigkeit gehabt, acht der zierlichsten Ducaten nicht zu achten, die ich Dir in natura mitbringe. Durch eine unvergleichliche Spötterey des Geschicks, das den fühllosen Himmelstein trieb, wie eben keine gefühlvolle Leute zugegen waren, ist Dein Schreibetisch, der graue, an den Koch des Churfürsten gekommen. Man hat ihn nachher dem Mann wieder abhandeln wollen, aber er that es nicht.

Ich schreibe Dir noch einmal, ehe ich abreise, wegen des Entgegenkommens – denn ich kann es ja heute noch nicht bestimmen.

München

An Luise Gotter 28. November 1806

Mehr wie ich ausdrücken kann und wiederholen mag hat mich in dieser letzten Zeit das Schicksal jener friedlichen Gegenden bekümmert, wo auch Du, liebe Freundinn, mit den Deinigen lebst, wo ich selber so lange gelebt habe und alle Wege

und Stege kenne, die jetzt mit Leiden und vergeblich vergoßnen Blut bezeichnet sind.[1] Mitten in der scheinbarlichen Ruhe, die wir hier genießen, hat uns jenes Loos der Welt wirklich keinen Augenblick Ruhe gelassen. Es war so und mußte so seyn, und was nicht mehr bestehn kann, muß untergehn — aber die vielen unglücklichen zerrütteten Menschen, die zum Theil nie wieder erlangen, was sie hierbey einbüßen! — Im Allgemeinen weiß ich wohl, wie es in Gotha steht und daß solche Auftritte wie zu Jena und Weimar an euch vorübergegangen sind, doch bitte ich Dich und ersuche Dich bey unsrer alten Freundschaft mir bald nähere Auskunft über Deine eigne Lage und solcher, die Dir lieb sind, zu geben. — Alles, was mir näher angehört, ist mehr oder weniger in diesem Umsturz begriffen. Auch meinen ältesten Bruder ⟨Fritz in Marburg⟩ betrifft es auf eine Art, die mich besorgt macht; weißt Du etwas von ihm, so theile es mir mit, weißt Du noch nichts, so suche es doch bald zu erfahren.[2] — Der jüngste ist auch im eroberten Land — meine Mutter und Schwester schienen dem tragischen Ende von Braunschweig aus dem Wege gegangen[2], denn kurz zuvor waren sie nach Kiel abgereißt[3], allein auch hier, an diesem äußersten Ende, sind sie kaum noch vor dem Andrang des Kampfes geschützt worden; Blücher schlug sich zwischen Kiel und Lübeck[4]; Kiel ist mit Flüchtlingen angefüllt.

---

[1] Am 14. Oktober 1806 hatte die Schlacht bei Jena stattgefunden. Plünderungen und Feuersbrünste gab es schon in der Nacht vor der Schlacht, noch mehr nach dem Sieg, und als Napoleons Proklamation, die das Plündern verbot, erschien, war nichts mehr zu retten. Knebel schrieb am 5. Dezember an Goethe: „Hier geschieht nicht viel. Man schleppt sich unter der Last der Tage hin und wartet auf eine Erscheinung, an die man nicht glaubt. Die Physiognomie unserer Universität gibt auch nicht große Hoffnung auf Wiederherstellung. Es fehlt der Heiland, der den toten Körper wecke, denn von selbst hat er keine Kraft, sich zu beleben." — [2] Der neutrale Kurfürst von Hessen und der Herzog von Braunschweig wurden verjagt. — [3] Wiedemann war als Professor nach Kiel berufen. — [4] Blücher ergab sich, nach hartem Kampf bei Lübeck, am 7. November bei Ratkau.

Unser Geschick hat uns allen kriegerischen Scenen bis jetzt entzogen – wir haben weder den Sieger noch Besiegte zu sehn bekommen. Besiegte sind wir zwar sämmtlich. – Ich lebe hier in der Hauptstadt, als wenn ich auf dem Lande lebte, nach meiner gewöhnlichen stillen Weise. Wir haben ein logis, wo die Façe der Häuser auf einen freyen Platz vor der Stadt hinausgeht, und ich sehe die Tyrolergebirge aus dem Fenster. Mein Mann ist sehr heiter, sehr gesund und so placirt, wie er es nur wünschen konnte. Er hat als Mitglied der Akademie der Wissenschaften seine ganze Zeit für sich und ein Gehalt, das ihn vor Sorge schützt. Eingerichtet habe ich mich nur ganz nothdürftig, mich dünkt, ich möchte mich nirgends mehr ansiedeln, und es ganz buchstäblich nehmen, daß wir nur Pilger sind.

An Luise Wiedemann in Kiel 30. November 1806

Eure Briefe sind nur 10 Tage unterwegs gewesen, und ich habe sie unversehrt erhalten zu einer Zeit, wo sie mir recht vom Himmel gesendet kamen. So viel wußte ich wohl, daß der Würgengel euch eben noch vorübergegangen hatte, aber die Zahl der Flüchtigen und die allgemeine Noth, fürchtete ich, werde euch sehr bedrängen. Gott wende wie bisher das Schlimmste von euch ab! Ich hatte gehofft, ihr solltet fast so sicher wie wir seyn, aber wer ist sicher? Nun sind in Deiner Nähe eben die entsetzlichsten Auftritte vorgefallen, zugleich freilich die ruhmwürdigsten in diesem schmachvollen Kriege. Fast alles, was Du mir meldest, hatte mir Schelling aus den tausend Zeitungen erzählt, die er auf dem Museum ließt, zu mir kommt fast keine. Du kannst Dir denken, mit welchem tiefen Gefühl der Zeit, in der wir uns befinden, er mir das vorträgt. Aus Jena und Weimar haben wir Briefe gehabt – Goethe schrieb an meinen Mann wie derjenige, der fest und unerschütterlich auch in solchen Stürmen geblieben – 72 Stunden brachten sie in der Todesangst gleichsam zu; Geld und Geldeswerth verschmerzt man, sagt er, wenn man nur das Theuerste und Liebste

durchbringt. Öffentliche Blätter sagen, daß er sich am Tage der Schlacht ⟨Erst am 19. Oktober!⟩ mit der Vulpius trauen ließ – als wenn er Bande noch hätte knüpfen und fester anziehen wollen in einem Augenblick, wo alle Bande gelöst scheinen! – Sein Haus entging der Plünderung, weil sich gleich Marschälle da einquartirten. So sind auch Frommans ohne Plünderung durchgekommen, haben aber fast 8 Tage lang 130 Menschen zu bewirthen gehabt. Ich habe einen Brief von ihrem Bruder Wesselhöft gelesen, der in dem ehmaligen Schützeschen Haus wohnt, dem ging es desto übler; er war 3 Tage lang den Anfällen der Marodeurs ausgesetzt, wurde mit Frau und Hausgenossen bis aufs Hemde ausgezogen, gemißhandelt, mehr wie einmal hatten sie die Bajonette auf der Brust – am Morgen der Schlacht brach Feuer aus in der Johannisgasse, niemand konnte löschen, die Straßen waren versperrt durch nachrückende Truppen, ja niemand wollte löschen, es war, als wünsche man nur, daß alles untergehn möchte. – Der Brief gab ein recht treues und detaillirtes Bild der Tage, wo die Verheerung so plötzlich über die friedliche Gegend hereinbrach. Nach der Schlacht pflegte er denn noch viele Verwundete in dem geplünderten Hause, und mitten in dem Elend, in dem entsetzlichen Drange, wo der Mensch nur noch wie ein Thier zu würken scheint, gab es denn auch wieder Züge von Edelmuth, von Besonnenheit, oder aufheiternde Zufälle. So lief, wie sie gar nichts mehr zu essen hatten, ein Ochs in der Irre hinter ihrem Garten, den sie einfingen und Kriegsrecht an ihm übten und sich wieder erquickten. – Hegel ist geplündert, einem sehr guten Bekannten von uns, Schelver im botanischen Garten, ist es sehr arg ergangen. – Der alte Stark behauptet um 12000 rh. werth beraubt zu seyn, vermuthlich an Pretiosen. Unsre Bekannten in Halle sind auch schlimm daran, Steffens, höre ich, will nach Hamburg gehn.[1] In Jena und Weimar, wo sie nie den Muth

[1] Steffens, seit 1804 Professor in Halle, ging nach der Aufhebung der Universität in seine dänische Heimat.

verlieren und wie die Ameisen gleich wieder bauen, was eingerissen ist, denken sie nur sich auch hier wieder zu helfen, und alles zusammenzuhalten, in dem Sinn schreibt auch Goethe. Ihre größte Sorge mag seyn, ob sie unter der jetzigen Herrschaft bleiben. Gegen den Herzog ist doch noch keine harte Erklärung gefallen, und er hat vorläufig den Geschichtschreiber (Johannes Müller) an den Helden abgeschickt.[1] – Das ist es eben, daß die schuldloseste und ruhigste Existenz jetzt nicht gesichert ist, und nicht bloß, wo sich der Strom des Kriegs hinwälzt, ist die Verheerung, ein jeder, der einem Staat angehört, wird erschüttert, oft mit den Wurzeln aus dem Boden gerissen. – Seit Du schriebst, ist unser Vaterland wieder in Besitz genommen, gebe Gott auf solche Bedingungen, daß die Mutter nicht leidet.[2] Doch sollte sie nicht mehr ausgezahlt werden, so müssen wir alles thun, um dieses bey den französischen Behörden zu erhalten, und ich zweifle auch nicht daran, da der Name Michaelis in Frankreich noch nicht vergessen ist.[3] – Hierüber zerbrech ich mir auch nicht den Kopf, wie die Beute der Welt ausgetheilt wird. Was liegt auch daran, denn wahrlich um keinen von den Regenten ist es Schade, die jetzt zu Grund gehn, dergleichen bekommt jedes Land leicht wieder. Den tragischen Untergang des Braunen nehme ich hievon aus, obwohl für das Land seine Nachfolger auch gleichgültig sind.[4] Schelling erzählt mir, daß

[1] Karl August blieb als preußischer General bei der Armee; die Herzogin Luise verhandelte mit Napoleon in Weimar, während der Kanzler Friedrich von Müller durch geschickte Verhandlungen die Existenz des bedrohten Staates rettete. (Vgl. die „Erinnerungen aus den Kriegszeiten" des Kanzlers im 1. Teil von „Weimar in den Befreiungskriegen". Insel-Verlag 1913.) – [2] Die vorgeschlagene Rückgabe Hannovers, das eben 1805 preußisch geworden war, an England hatte die Kriegserklärung von 1806 mit veranlaßt. Nach der Schlacht bei Jena verfügte Napoleon die Kontinentalsperre gegen England und befestigte gleichzeitig Hannover und die Hansastädte. – [3] Ihr Vater Michaelis hatte in dauernder Korrespondenz mit Paris gestanden. – [4] Der bei Auerstädt geschlagene und aus seinem Land vertriebene Herzog von Braunschweig erlag auf der Flucht seiner schweren Verwundung in Ottensen.

der alte Herzog in die Gruft nach Braunschweig gebracht wird, daß sie dort anständig verfahren, das Theater geschlossen und Trauer angelegt wurde. Der Tag, wo der Leichnam ankommt, da bleibt gewiß kein Auge trocken. Wohl einem jeden Lande, das noch ein solches Gefühl hat und haben darf, das nicht ganz stumpf wurde und die, welche es in den Ruin brachten, auch noch verachten muß. – Alle Nachrichten stimmen dahin überein, daß die Verblendung und Dummheit auf der Seite der Preußen ins Unglaubliche gegangen ist, daß alles den Kopf verlor oder keinen hatte, Fehler auf Fehler gehäuft wurden, und noch jetzt! Die Übergabe aller der Vestungen! – Wir lesen jetzt die Geschichte des 7jährigen Kriegs, das war ein andrer Kampf wie dieser siebentägige. Oft alles verloren, aber dann durch den Geist wieder alles gerettet, der nicht unterging, der letzte Funken aus der Asche wieder angefacht und in helle Flammen verwandelt.

Was machen Campens! Diesen muß Napoleon begünstigen. Campe ⟨der philanthropische Pädagog in Braunschweig⟩ kann ihm sagen, siehe, die Generation, die Du überwunden, die habe ich Dir dazu erzogen.

Die Huber hat jetzt die Biographie ihres Mannes verfertigt, ein absonderliches Kunstwerk im Auslassen und Verschleiern, das mir übel und wehe gemacht hat.

Grüße die Kinder – o daß sie bey mir seyn könnten. Wenn die Welt jetzt ruhig wär, so würde ich es noch härter empfinden, daß ich so weit von euch bin – und das, was ich einst besaß, so weit von mir. Aber das allgemeine Weh verweißt alle meine Schmerzen zur Ruhe.

An Gotters 4. Januar 1807

An die Mutter und ihre drei Töchter.

Baron Knorring[1] ist eben hier durchgereißt von Rom kommend, nach Sachsen gehend – er hat Mad. Bernhardi und

[1] Sophie Bernhardi schloß sich in Rom an den baltischen Baron Knorring an; nach ihrer Scheidung heiratete sie ihn 1810.

Friedrich Tiek noch dort zurückgelassen, wird auch selbst zurückkehren, sich eine kleine Villa bey Rom kaufen und Madame wird dann wohl Baronesse werden. – O wie sind die einst zu Jena in einem kleinen Kreis Versammelten nun über alle Welt zerstreut, und lehren alle Heiden. Mein Kummer ist nur, daß sie alle miteinander nichts mehr dichten – wenigstens hören wir von den Gesängen nichts.

Wenn Du nun noch Künstlerinn wärest, heilige Cäcilie, was könnt ich Dir nicht von unserm hiesigen Gemählde schaz sagen, der durch die Düsseldorfer Gallerie wenigstens zu der 2ten Sammlung in Deutschland angewachsen ist.[1] (Gebe Gott, daß Dresden die erste bleibe!) Nun könnt ich freilich Dir dennoch davon sagen, denn Liebhaberinn bist Du gewiß noch geblieben, es ist nur schwer anzufangen. Unter den Vorzügen unser jezigen Lage ist es mir der liebste, eine solche Sammlung täglich sehn zu können. So viele und entschiedne Ruhepunkte habe ich zwar noch nicht darin gewinnen können, wie in der Dresdner, doch wünsche ich allen, denen ich Gutes gönne, den öftern Anblick der Himmelfahrt der Jungfrau von Guido Reni und des Johannes in der Wüste. – Es wird sich nun hier eine Akademie für Mahler und Zeichner bilden unter Direction der Langer von Düsseldorf. –

Aber wie zerrissen sieht es in der Welt aus – welche Unsumme von Elend, vernichteten Wohlstand, Schlechtigkeit – welcher gänzlicher Mangel an der gemeinsten Sicherheit. Man hört nichts anders in der Nähe und Ferne. Wie mag den Menschen zu Muth seyn, die nun wirklich drinnen stecken mit ihren Geist und Gemüth, und nicht eine Atmosphäre um sich her ziehn können, in welche das alles nur scheinbar dringt. Wie viel lieber wollte ich in einem Dorf auf der Schlachtlinie von Jena gewohnt haben und in Staub mit getreten seyn, als mir die Seele anstecken lassen durch diese abscheuliche Verwirrung aller moralischen Dinge. Ich bin aber auch sehr glücklich, daß ich die

[1] Cäcilie Gotter hatte ihren Künstlerberuf aufgegeben.

Aegide neben mir habe, denn geht von einer Seite die ganze Convenienz Welt mit allen ihren alten Formen unter, so geht mir an einem schönern Horizont eine unwandelbare Welt auf. Der, in dem ich sie finde, ist ein unerschöpflicher Brunquell alles Herrlichen und Tröstlichen.

Ich weiß oft nicht anders, als daß ich in einem ansehnlichen Landstädtchen wohne. Der Kreis meines Umgangs ist eng gezogen, wir wollen es selbst nicht anders.

An Luise Wiedemann 31. Januar 1807

Dein Brief ist dießmal lange unterwegens gewesen, liebe Luise, (ist es nothwendig, daß ihr sie immer über Wesel schickt? der Weg ist ja offen über Hamburg und Frankfurt) – es war mein bester Trost, indem ich ihn las, daß Du in den 3 Wochen gewiß schon beträchtlich in Deiner Genesung vorgerückt seyn würdest, und die Zeit auch wieder überstanden wäre. Beste Seele, könnt ich Dir beystehn! Beystehn ist im eigentlichen Sinn oft nur bey jemand seyn, eine freundliche und liebevolle Gegenwart ist Hülfe. Ich weis freylich, was es heißt eine langsame Reconvalescenz. Damals hab ich aufrichtig nie geglaubt, daß es möglich seyn würde sich herauszuarbeiten, man ist wie in einem tiefen Brunnen, aus dem man an senkrechten Wänden hinaufklimmen soll, fühlt sich heut so schwach wie gestern, die Schwäche macht, daß das Rad im Kopf mit äußerster Schnelligkeit umläuft, keine Besinnung feststeht, kein Gedanke rein ausgedacht wird. Höchstens wird man nach Wochen gewahr, daß es vor einigen Wochen noch schlimmer war. So schlimm, wie mir war, kann Dir nun wohl nicht seyn, Du hast doch ein ruhiges Gemüth, außer daß Du überhaupt ein etwas unruhiges Wesen hast – doch liegt Dir nichts bestimmt auf der Seele. Und versuche es nur, ruhig seyn zu wollen, Dich nicht freiwillig zu ängstigen; es ist unglaublich, was der Mensch durch den kräftigen Willen vermag. Ich habe wohl für Dich gefürchtet die Stille nach dem Sturm, die Stille nach dem Jahr, in

welchem so viel vor Dir vorübergegangen. Es kann nie einen angenehmen Eindruck machen, wenn man lange viel gesehn und auf einmal nichts sieht. Das Vergangne ist dann nur ein Traumgesicht. – Aber wahrlich, dann reichen auch wieder zwei oder drei halbweg ordentliche Menschen, die alle Abend zu einem kommen, mit denen man sich unterhält und nach und nach alles Gesammelte mittheilt, hin, die Leere zu füllen. Statt allen Umgang mit Familien würde ich nur es so weit zu bringen suchen an eurer Stelle, und da es denn doch immer einige unter den schon Gesetztern geben muß, welche sich Studierens halber in Kiel aufhalten, die sich dazu bilden ließen, so wäre dieses auch die leichteste Auskunft. Hier geh ich mit mehr Familien um, wie noch an irgend einem Ort, aber das fehlt mir und Schelling auch, daß nun nicht mehr alle Abend die Thür aufgeht und ein paar bekannte Gesichter hereintreten. – Vor einigen Wochen ist auch der Baron Knorring aus Rom durchgekommen und hat uns besucht. Du weißt, er ging mit Tiek und dessen Schwester hin. Mad. Bernhardi, die Unerträgliche, ist noch dort geblieben mit dem Bildhauer Tiek. Knorring kehrt auch zurück, er holte, glaub ich, nur Succurs an Geld, und vielleicht giebt es gar eine Scheidung von Hrn. Bernhardi, denn Knorring liegt ganz in den Fesseln dieser blassen, magern, Zahn- Augenbraun- und Haarlosen Frau, die einen imperieusen, eigensinnigen, im Grunde bösen Charakter, aber Tiekische Visionen hat. Schlegel ist vielleicht jetzt mit der Stael in England.[1] –

Was uns hier seit einiger Zeit sehr beschäftigt hat, will ich Dir und besonders Wiedemann erzählen. Ritter (der Galvanist, der sonst in Jena war und hier jetzt auch Mitglied der Akademie)[2] bekam im Herbst die sehr beglaubigte Nachricht, daß auf der Gränze von Tyrol und Italien ein junger Landmann

[1] A. W. Schlegel war seit 1805, von Goethe empfohlen, Reisebegleiter der Frau von Staël. – [2] Der Naturforscher J. W. Ritter glaubte, daß der (1789 entdeckte) Galvanismus den Lebensprozeß im Tierreich begleite. Seine Ideen beeinflußten Schellings Naturphilosophie.

existire, welcher die (oft schon erschienene, und wieder verworfene, bekämpfte, verfolgte) Fähigkeit besitze, Wasser und Metalle unter der Erde zu empfinden, aufs genaueste an den Stellen, wo sie sind, dem sich daher auch die sogenannte Wünschelruthe in den Händen drehe u. s. f.[1] Ritter dachte Tag und Nacht darauf, wie er es möglich machen könnte das Phänomen selbst zu untersuchen. – Franz Baader[2], ein divinatorischer Physiker, den wir hier haben, einer der herrlichsten Menschen und Köpfe, nicht in Bayern, sondern Deutschland, brachte es durch eine rastlose Betriebsamkeit dahin, daß die Regierung gewonnen wurde, Rittern selbst auf ihre Kosten hinzusenden. Der Erfolg war Ritters vollkomne Überzeugung, daß sich die Sache völlig so verhalte, wie sie angegeben war – und wer Ritter kennt, der wird an der Schärfe und Kälte seiner Untersuchungen nicht zweifeln. Er nahm den jungen Menschen (Campetti mit Namen) nach Mailand und Pavia mit sich, sprach viele italiänische Physiker und fand besonders bey dem Abbate Amoretti zu Mailand, Bibliothekar der Ambrosianischen Bibliothek, die reichhaltigsten Aufschlüsse über diese in der That nicht wunderbarere wie jede andre Naturoffenbarung, aber im höchsten Grad interressante und weitführende Erscheinung. Amoretti besaß nebst einem großen Theil seiner Familie dieselbe Eigenschaft wie Campetti und hatte als gelehrter Physiker Untersuchungen damit angestellt, da Campetti nichts ist, als eben eine lebendige Wünschelruthe. Ritter hat ihn mit hieher gebracht (den Campetti nämlich), nicht um Zeichen und Wunder mit ihm zu thun, sondern als ein Werkzeug zu wissenschaftlichen Entdeckungen.

[1] Campetti wurde auf Staatskosten nach München geholt, aber später als Schwindler entlarvt. Das Interesse an der Wünschelrute und ähnlichen Erscheinungen ersieht man aus Goethes „Wahlverwandtschaften" und „Wanderjahren". Ritter bezeichnete diese neue Art magnetischer Anziehung als Siderismus, Schelling glaubte hier den „magischen Willen", der unmittelbar als Naturkraft auftritt und handelt, vor sich zu haben. – [2] Franz von Baader und Schelling beeinflußten sich gegenseitig in ihren theosophischen und naturphilosophischen Anschauungen.

Jedoch sann er darauf, wie dieß individuell scheinende Phänomen an ein viel allgemeiner verbreitetes Vermögen geknüpft seyn und so auch allgemeiner zu verifiziren seyn möchte, und es kam ihm der höchst glückliche Gedanke, es mit den Schwefelkiespendeln des Abbé Fortis in Verbindung zu setzen. (Wiedemann wird hierum Bescheid wissen.) Dieser Versuch gelang ihm gleich, und gelingt, mit wenigen Ausnahmen, die sich aber auch nicht constant beweisen, jedermann. Er besteht darinn, daß Du einen kleinen Würfel von Schwefelkies nimmst, ihn an einen Zwirnsfaden befestigst, und diesen Faden, etwas angefeuchtet, zwischen zwei Fingern so stät über irgend einem Metall, Wasser u. dgl. hältst, daß er nicht mechanisch bewegt wird — sobald er in völlige Ruhe und Befreyung von mechanischer Bewegung gekommen, fängt er an selber lebendig zu werden und sich in den regelmäßigsten runden Schwingungen herum zu drehn, und zwar nach Beschaffenheit des Gegenstandes, über dem er sich dreht, einwärts oder auswärts. Diese Beschaffenheit besteht darinn, ob der Gegenstand mit dem Süd- oder Nordpol des Magneten korrespondirt. Wiedemann mag zuerst den Versuch über einen wie ein Hufeisen gestaltetem Magnete machen, an dem die beiden Pole bezeichnet sind; er wird die Untersuchungen dann schon weiter zu treiben wissen. NB. Die Versuche müssen in so fern immer gleichförmig angestellt werden, daß der Würfel entweder stets von oben oder von der Seite her auf den Gegenstand gebracht werde — denn diese allen Dingen inhaftende Polarität ist natürlich nichts Fixes, sondern ins Feinste hin, aber immer gesetzmäßig Wechselndes. Ziehe den Würfel von dem Gegenstand auf die Art, wie Du über ihn gekommen bist, entweder von der Seite oder von oben, einen Augenblick weg und bringe ihn eben so wieder darüber, so dreht er sich nach der entgegengesetzen Seite. Zwischen zwei Stücken gleichen Metalls steht er still — ändert auch wohl nur die Drehung, wenn das Vermögen des Menschen groß ist. — Höchst merkwürdig zeigt sich die durchgehende Polarität des

menschlichen Körpers (übrigens hat jede Pflanze und Frucht, die noch frisch sind, die ihrige) – Amoretti hatte sie bereits ausfündig gemacht, aber immer das verrufene Instrument, die Baguette, dazu gebraucht – Ritter sagt nun, die Baguette sey nichts als ein solcher doppelter Pendel, und das ist denn auch sehr einleuchtend. – Halte den Pendel über den Kopf, so schwingt er beym Südpol – desgleichen an Stirn und Auge – bey der Nase wendet er sich und dreht sich Nordpolartig, bleibt so am Munde, und am Kinn dreht er sich wieder wie an der Stirn. So deutet er die Symmetrie der rechten und linken Seite immer in entgegengesetzten Schwingungen an. Das artigste ist, ihn über jeder Fingerspitze drehn zu lassen – über dem vierten oder Ringfinger dreht er sich anders wie bey den übrigen – es muß hier eine entgegengesetzte Beschaffenheit statt finden. Dem Campetti, der dieses in Bewegung setzende Vermögen freilich in einem eminenten Grade besitzt, dreht sich zwischen dem Zeige- und Ringfinger ein eisernes Stäbchen, eine Bohne rund herum. Wenn er das Stichblatt eines Degens über diese beiden Finger hängt, dreht sich der Degen rund herum, welches sonst nur geschieht, wenn zwey Personen jede einen Finger unter das Stichblatt legen. – Alle diese Versuche sind hier nun schon weiter gediehen, als ich Dir in einem Briefe sagen kann, ich gebe Dir nur das Abc. Das beste ist, daß sich ein jeder selbst von der Achtheit dieser Kraft, von dieser Wirkung des Menschen auf sogenannte todte Materien, die also wohl auch lebendig seyn müssen, überzeugen kann. Diese selbige Kraft muß es seyn, welche die Planeten um die Sonne treibt; der Mensch ist die Sonne in Bezug auf die Bestandtheile der Erde, mit denen allen er innigst befreundet ist, und so ist eins gewiß, so weit der kleine Punkt seines Daseyns es zuläßt, mit dem ganzen Universum.[1] Man möchte sich todtfreuen über diese Herrlichkeit

[1] Schelling an Hegel: „Es ist dies eine wirkliche Magie des menschlichen Wesens, kein Tier vermag sie auszuüben. Der Mensch bricht wirklich als Sonne unter den übrigen Wesen, die alle seine Planeten sind, her-

der Dinge und die Gegenwart Gottes in ihnen. Ich versichre Dich, mir ist diese ganze Zeit über so gewesen, als wenn irdische Reiche zwar untergingen, göttliche aber hervorkämen – es war mir zwar schon mehrmals so neben Schelling in meinem Sinn, nun tritt es aber auch vor die Augen, und ich möchte sagen, sein herrliches Gemüth wird mir auch dabey sichtbar. – Vielen interressanten Zusammenkünften von Baader, Ritter und Schelling habe ich beygewohnt, der gute Campetti, ein kräftiger braver junger Mensch, mit seinem schlichten frölichen Angesicht unter ihnen, der seine innige Freude an allen den Erscheinungen hat, aber nicht ein Wort davon, und überhaupt kein Wort deutsch versteht. Du kannst denken, daß ich mir den Anblick auch auf das Pittoreske angesehn habe, und für diese höchst ausdrucksvollen Köpfe hätte ein Mahler wie von der Schule von Athen ⟨Raffael⟩ da seyn sollen.

– Es ergiebt sich aus dem Vorhergehenden, daß die Fähigkeit, verborgne Metalle und Wasser zu empfinden, und daß sich die Baguette in den Händen über Metallen, Kohlen usw. belebt, nur ein höherer Grad einer allgemein menschlichen Eigenschaft ist, die durch Ubung wirklich verstärkt wird. Rittern neigte sich die Baguette anfangs nicht, außer wenn Campetti ihm die Hände auf die Schultern legte, jetzt aber schlägt sie ihm – Schelling bedurfte dieser Mittheilung nicht, sie schlägt ihm mit sehr großer Gewalt; wenn dieser mechanisch entgegengewirkt wird, so knätert die Ruthe (wozu sie bisher schwankes dünnes Rohr genommen haben, folgendermaßen gebogen , mit dem Rücken der Hände auf einem Tisch festgehalten und ein Stück Metall (Münze) unter die Hand gelegt, wo sie sich dann nach Maßgabe des Metalls ein oder auswärts neigt) dergestalt, daß man es hören kann. – Ich habe Dir dieß alles recht eigends

---

vor." An Windischmann: „So sind unsere Muskeln in der Tat nichts anderes als Wünschelruten ... kurz, hier oder nirgends ist der Schlüssel der alten Magie; das letzte Entgegenstehende ist überwunden, die Natur kommt in des Menschen Gewalt, aber nicht auf Fichtesche Weise."

zu eurer Abendunterhaltung mitgetheilt und hoffe, es wird euch gehörig interressiren. Übrigens bedarf es nicht einmal des Schwefelkieses, versteht sich, jedes Metall, gediegner Schwefel, ein goldner Ring thut es. – Daß hiemit der thierische Magnetismus[1] in Verbindung steht, braucht man auch Ärzten, wie ihr alle seyd, nicht erst zu sagen, aber Eines Phänomens will ich dabei gedenken, daß nämlich Schellings Bruder, unser Karl, meldet, wie er an einer mit Krämpfen geplagten Person gesehen, daß das Eisen sie rotiren macht, statt sonst der Mensch das Eisen. Wenn man einen Schlüssel mit ihr balancirte, so fing ihr Arm an sich zu drehen, und zwar so unwiederstehlich, daß er aus dem Gelenk getrieben werden könnte, wenn nicht Einhalt gethan würde.

Sie sagen, auch der Kreislauf des Blutes, die Assimilation ꝛc. beruhe auf dem nämlichen Proceß.

Endesunterzeichnete hat versprochen für 100 fl. (hundert Gulden) nicht nur alles abgeschrieben zu haben, was sie abgeschrieben hat bis zum heutigen Datum, sondern dafür auch abzuschreiben, was sie abschreiben wird ⟨ihr abzuschreiben aufgetragen wird[2]⟩, bis zum 31 Mai 1807, von solcherlei Manusscript, welches ihr Gemahl ⟨selbst verfaßt und[3]⟩ in den Druck giebt ⟨oder zu eigenem Gebrauch aufbewahrt[4]⟩.

Habe hierauf erhalten 50 fl. Caroline.

Unter obigen eingefügten Clauseln
Ratifié par Moi Souverain de ma Femme
Frederic.

An Luise Gotter 10. Juli 1807

Diesmal hätte ich Dir schon früher geantwortet, wenn mich nicht eine lange Unpäßlichkeit auf eine schlechte Art beschäftigt hätte, es war eine hartnäckige Halsentzündung, die ich anfangs

[1] Einwirkung des Nervenlebens eines Menschen auf das eines andern zum Zwecke der Heilung; eine Entdeckung Mesmers († 1815). – [2] Korrektur Schellings. – [3] Diese Worte gestrichen von Sch. – [4] Zusatz von Sch.

ein wenig vernachlässigt hatte und dann desto sorgfältiger pflegen mußte. Hr Schlichtegroll[1] hat mich fast im Bett angetroffen, und mit großer Mühseligkeit nur konnte ich anfangs nach den gothaischen Freunden fragen. Er ist zum Glück so zuvorkommend, daß er auch manches ungefragt gesagt hat, und so hat er denn auf die überzeugendste Weise allerlei bestätigt, was die Mutter von ihren Töchtern rühmt. Es hat mich nur abermals geschmerzt, daß der Raum zwischen uns so gar beträchtlich ist; Du müßtest mir sonst von Zeit zu Zeit eine der Töchter überlassen, der Reiche soll ja dem Armen helfen. Ich würde vielleicht den Muth haben große und ernstliche Propositionen deswegen zu thun, wenn ich nicht selbst immer nur noch auf einer Reise wäre, indem alles, was wir jetzt thun und lassen, auf eine Reise abzweckt. Die öffentliche Lage, die Zögerung, die bei vielen längst arrangirten Anstalten in der Ausführung eintritt, verzögert auch unsre Ausführungen. Noch ist nicht einmal die Akademie der Wissenschaften eröffnet, an welche Schlichtegroll als Generalsekretair berufen ist. Die der Künste wartet auf jene, und eine Menge eingepakter Antiken und Abgüsse harren der Auferstehung zum Lichte. Wir besitzen in der That einen unermeßlichen Reichthum an solchen Gegenständen, aber noch ist nichts geordnet und in genießbaren Zustande.

〈Krankheit bei Wiedemanns.〉 Dazu ist meine Schwester schwanger und hat die immer noch nervenschwache und melancholische Mutter um sich. Sieh, da ist auch Elend genug und macht mir das Herz alle Tage bluten. Was mich in der Nähe verschont, betrübt mich in der Ferne. Und in der Nähe, in meinem Innern, zieht mich die Sehnsucht nach dem Verlornen alle Tage stärker an sich auf eine wunderbare Weise, ohne alle Veranlassung. Aber ich kann davon nicht reden. —

Es war kürzlich ein junger Mann hier, der aus Rom kam und uns viel von dort zu erzählen hatte, endlich ist auch die

[1] Generalsekretär der bayrischen Akademie der Wissenschaften, früher Bibliothekar in Gotha.

Rede darauf gekommen, daß er mit Gotters einmal von Gotha nach Weimar gefahren sey. Vielleicht errinrest Du Dich sogleich, daß er Schwarz heißt und nicht mit Ellen auszumessen ist. Doch ist er mehr gut als groß. Die Deutschen und übrigen Künstler in Rom, die Damen Humbold und Bernhardi trieben dort ein unauflösliches Gewirr von Intriguen, Thorheiten und Geschichten unter einander. Es existirt eine heidnische und eine christliche Parthei, da die Damen verschiedne Parthie genommen, so hat sich die eine gleichsam für die Venus, welches Fr. v. Humbold ist, und die andre für die Madonna erklärt, und die Schönheit der einen und Reinheit des Gemüths der andern werden sich auch ungefähr die Wage halten. Die Gebrüder Riepenhausen[1] haben sich als die schlechtesten und recht bübische Taugenichtse bewiesen, aller Frömmigkeit zum Trotz. Die Bernhardi, der Schwarz auf alle Weise beigestanden, war zuletzt in das äußerste Gedränge wegen Schulden gerathen und hatte sogar mit den Sbirren zu thun gehabt. Jetzt ist der Baron Knorring wieder nach Rom zurück. Die Fromm- und Heiligkeit dieser sämmtlichen Gemeinde ist in der That nur Form und Manier, in den besten unter ihnen, ZB. Ludwig Tiek, nur poetisch zu nehmen, in den schlechtern wie eine willkührliche Ansicht, eine Kandierung eines tauben Kernes.[2]

An Pauline Gotter 24. August 1807

Um den Durchzug Napoleons[3] habe ich euch nicht sehr beneidet, ob mir schon zuweilen der Wunsch kommt ihn doch auch einmal zu sehn, um ihn lieber zu gewinnen. Jedermann sagt, daß sein Anblick etwas versöhnendes habe. Für mich ist er immer nur noch das personnificirte Schicksal gewesen, das ich

[1] Die Brüder Riepenhausen schufen Genoveva- und Faustzeichnungen; Goethe fand sie behaftet mit dem „klosterbruderisierenden, sternbaldisierenden Unwesen." — [2] Es ist der Kreis, dem später Overbeck, Cornelius, Philipp Veit, Schnorr, Führich, Steinle angehörten. — [3] Nach dem Frieden von Tilsit.

nicht hasse und nicht liebe, sondern abwarte, wohin es die Welt führt.

Sage der Mutter, mein jüngster Bruder habe mir eben geschrieben, daß er den alten Freund Meyer auf einer Reise von Harburg nach Kiel einmal wieder in seiner Zelle zu Bramstede besucht hätte, wo selbiger sein wiziges Leben mit wizigen Worten und ganz vergnüglich fortführe. Schröder[1] hat nicht weit davon sein Landgut. Dem Kinde von Meyers Haushälterin wurden eben die Kuhpocken eingeimpft, auch schien ihm eine auffallende Ähnlichkeit mit dem Herrn des Hauses schon früher eingeimpft worden zu seyn. Doch verzeih, liebe Pauline, es will sich kaum schicken Dir solche Frivolitäten mitzutheilen.

An Luise Gotter 12. Oktober 1807

Da Hr. Rousseau ⟨Privatdozent in Jena⟩ von seiner Abreise spricht, so vermuthe ich, daß er ganz mit Protest zurückgeht, und seine beiden Schwäger zusammen ihn nicht haben anbringen können. Wenn er nur bald ginge, damit ich durch ihn die Rede schicken könnte, welche Schelling am Namenstage des Königes gehalten hat[2]; er hat mir aufgetragen sie den Gotterischen Fräuleins zu Füßen zu legen, hoffend, daß sie nicht ungelesen bleiben würde, indem sie von der Kunst handelt, und die holden Künste alle ihnen verwandt sind. Vielleicht ist sie durch Schlichtegroll schon früher zu euch gekommen, vielleicht auch das, mit wie viel Beifall sie aufgenommen wurde. Ich habe die Freude gehabt selbst Zeuge davon zu seyn, indem ich von einer verdeckten Gallerie sie sprechen hörte. Schelling hat mit einer Würde, Männlichkeit und Begeisterung geredet, daß Freund und Feind hingerissen war, und nur Eine Stimme darüber gewesen ist, vom Kronprinzen und den Ministern an, die gegenwärtig waren, bis zu den Geringsten. Es ist mehrere Wochen nachher bey Hof und in der Stadt von nichts die Rede gewesen als von

[1] Der Hamburger Theaterleiter, dessen Biograph Meyer war. — [2] „Über das Verhältnis der bildenden Künste zu der Natur."

Schellings Rede. Auch als den einzigen erkennt man ihn an, der würdig gesprochen dem Inhalt und der Form nach. Jakobi, der für Schelling überhaupt Achtung, selbst Zuneigung hat, aber freilich weder im Charakter noch in der Philosophie mit ihm übereinstimmt, sagte, seine Bewunderung sey gegen das Ende bis zur Bestürzung gestiegen, und in der That sah man ihm das auch etwas an.[1]

Wahrscheinlich ist euch in dieser Zeit noch eine Begrüßung von uns zugekommen oder wird noch erst kommen. Ich habe ⟨Zacharias⟩ Werner, dem Verfasser von der Weihe der Kraft, aufgetragen euch zu besuchen; er ging von hier über Stuttgard und Frankfurt und Gotha nach Berlin zurück. Es ist wunderlich, indessen sehr wahr, daß ich bis jetzt seine Weihe der Kraft noch nicht gelesen, auch für keins seiner Produkte ein gutes Vorurtheil nach den Bruchstücken, die ich von ihnen sah, hegte. Aber der Mann hat mir durch sein Wesen ein Interresse dafür gegeben, und in dem, was ich wirklich von ihm nun kenne, läßt sich ein großes und des Fortschreitens fähiges Talent (obschon der Verfasser selbst nicht mehr jung ist) nicht verkennen. Die Kraft seiner Darstellung hat er bisher nur an unrichtige Gedanken verschwendet; das geheime Orden Wesen hat ihn bestrickt und die Liebe zur Allegorie ihn von der rechten Poesie abgeführt. Ich kann mir denken, daß er wirklich noch einmal ein tüchtiges Schauspiel schreibt, und weiß eben nicht viele, von denen ich mir dieß vorstellen könnte.

Auch das muß ich den Kindern noch melden: die Bernhardi aus Rom ist hier durchgekommen, und wohl 8 Tage mit uns gewesen. Da habe ich denn von den römischen Dingen zur Gnüge erfahren und ferner zur Gnüge eingesehn, daß die Riepenhausens zu den korruptesten jungen Leuten gehören, welche die Erde trägt. Die B. ist nach Prag gegangen, um von dort aus den Proceß mit Hrn. Bernhardi zu Ende zu

[1] Jacobi war in Wahrheit empört, die Rede veranlaßte ihn zu öffentlichen Angriffen auf Schelling.

bringen, der eigentlich um die Kinder geführt wird, die er ihr nicht lassen will. Vermuthlich erwartet sie dort auch Knorrings Rückkehr aus Lievland. Nach der Hand wird eine Villa bei Rom gekauft, man etablirt sich dort auf Lebenszeit und nach Dichterweise. Die arme B. hat viel in Rom ausstehn müssen, sie sieht aber auch ganz römisch aus, ihre Züge selbst haben einen solchen Charakter angenommen, so daß ihr Äußers, bei allem Ungeschick, etwas wahrhaft Interressantes gewonnen hat.

An Luise Gotter 15. Januar 1808

Wir haben hier kurz vor Weinachten Frau von Stael nebst ihrer Familie und Schlegel gesehn. Diese Anwesenheit, welche etwa 8 Tage dauerte, hat uns viel angenehmes gelehrt. Schlegel war sehr gesund und heiter, die Verhältnisse die freundlichsten und ohne alle Spannung. Er und Schelling waren unzertrennlich.[1] Frau von St. hat über allen Geist hinaus, den sie besitzt, auch noch den Geist und das Herz gehabt Schelling sehr lieb zu gewinnen. Sie ist ein Phänomen von Lebenskraft, Egoismus und unaufhörlich geistiger Regsamkeit. Ihr Äußres wird durch ihr Innres verklärt, und bedarf es wohl; es giebt Momente oder Kleidung vielmehr, wo sie wie eine Marketenderin aussieht und man sich doch zugleich denken kann, daß sie die Phädre im höchsten tragischen Sinne darzustellen fähig ist. Die Gesellschaft war hier auf der Durchreise nach Wien.

An Luise Wiedemann 22. Februar 1808

Du wirst aus meinem letzten Brief vom Jänner, den Du jetzt hoffentlich erhalten hast, schließen können, wie wenig ich ein so nahes Ende vermuthete. Es hat mich mehr, wie ich Dir ausdrücken kann, erschüttert, mehr wie Du begreifen würdest,

[1] Dagegen Schlegel an Karl von Hardenberg: „Dieser Mensch ⟨Schelling⟩ hat in allen andern Stücken eben so schlechte Grundsätze als in der Philosophie, wozu ich freilich durch die Gesellschaft, die ich ihm beigegeben, das Meinige gethan haben mag."

da Du nach dem Leiden der armen Mutter ⟨gest. 5. Febr.⟩ das Aufhören desselben nur tröstlich mußt finden können, und das thue auch ich, aber ich fühle den Fall wie den Riß des letzten nahen und natürlichen Bandes zwischen der mütterlichen Erde und mir, ich gedenke dessen, was ich schon verlohren, und wie ich, ich möchte sagen, durch jeden Ackord des Schmerzens angeregt worden bin bis zur Zerrüttung und so vielfältigen Tod überleben mußte. Meine Augen sind noch wenig trocken geworden seit Erhaltung der Nachricht, ich habe den Anlaß ergriffen, so scheint es mir selber, um einmal recht auszuweinen, da ich es jetzt konnte ohne das Herz des besten Mannes gradezu zu zerreißen. Dann auch, wenn ich mir denke, wie mühselig die letzten Schritte bis zum Grabe hin der guten Mutter noch geworden sind, so kann es mich fast nicht beruhigen, daß es nun vorbei ist. Alles, was ich darüber noch tröstliches erfahren kann, wird mir eine wahre Wohlthat seyn. Schelling kennt den Prediger Fock dem Ruf nach als einen vortrefflichen Mann; es ist mir sehr lieb, daß sie sich noch mit jemand, der ihr gelassen und verständig zusprach, hat unterhalten können. Du nennst mir die Nacht vom 5ten auf den 6ten als ihre Todesstunde; Philipp, der mir heute schreibt: die vom 4ten auf den 5ten. Melde mir, welche es ist. Der 4te Febr. war es, an dem Böhmer starb. Gott gebe Dir jetzt ungetrübte Tage und erhalte die Kinder.

Wohl erinnre ich mich und zwar lebhafter, als es gewöhnlich ist, des Doctor Kleucker als Lehrers in unserm Hause. Sage ihm einen Gruß von mir, und daß ich mit Vergnügen gelesen, was er von indischen Dingen bekannt gemacht, auch daß Schelling viel auf ihn hält und durch ihn zuerst den Zend-Avesta hat kennen lernen.

An Johann Diederich Gries? 18. April 1808

Was sagen Sie denn zu Goethes Fragment Elpenor? Liegt nicht alle seine Anmuth und Erhabenheit darinn, und lebendiger

noch wie in Iphigenien? Der schöne Knabe ist frisch wie Morgenthau. Wenn er das noch vollendete.

An Luise Gotter 6. Juni 1808

Da nun schon Pfingsten, das liebliche Fest, ins Land gekommen ist, so muß ich endlich wohl danken für die Briefe, die ich um Ostern empfangen. Aber der weite Raum zwischen uns zieht auch immer eine lange Zeit nach sich. Indessen werden die andern Gothaner wohl fleißiger gewesen seyn, so daß ich Dir, Du Liebe, über einen Punkt, der Dich übrigens gewiß interessirt, kaum etwas Neues zu melden haben werde – daß nemlich meines Mannes hiesige Lage um ein Ansehnliches dadurch verbessert worden ist, daß ihn der König neben seiner Stelle als Mitglied der Akademie der Wissenschaften zum Generalsekretair der Akademie der bildenden Künste, welche so eben eingesetzt worden, ernannt hat, mit dem Charakter und Rang eines Kollegiendirektors und einer Gehaltszulage, durch die er sich nun auf 2700 bis 3000 fl. (15–1600 rh.) fixum steht. Es ist hiedurch in der That nichts Außerordentliches geschehn, indem Schelling, der nur seinen Würzburger Gehalt hier beibehalten hatte, gegen andre höchst unbedeutende Menschen bisher zurückstehn mußte und wirklich auch nicht dabei zu bestehn war; in Würzburg wurde jener Gehalt durch die Kollegiengelder um das doppelte vermehrt. Auch war ihm gleich anfangs eine Verbesserung zugesagt; angenehmer indessen hätte er sie durchaus nicht bekommen können, als sie ihm nun, und zwar durch die allgemeine Zustimmung aller obern Behörden, vom König und Minister an, geworden ist. Denn die Stelle ist leicht zu versehn, das ganze Geschäft höchst interessant, seine Lage dabei sehr unabhängig, und sie bietet noch sonst eine Menge erfreulicher Aussichten dar. Niemand hat von dem Plan etwas gewußt außer die, welche ihn unmittelbar ins Werk zu setzen hatten; sie hatten sich ordentlich das Wort gegeben, besonders über Schellings Anstellung dabei, das vollkommenste Geheim-

niß zu beobachten, so daß es keine kleine Überraschung gegeben hat, wie die Sache an den Tag kam. Was Schelling außerdem noch freut, ist, daß die Baiern hier ganz ungemein damit zufrieden sind, und ihm die Stelle gönnen, da sie den meisten andern Fremden ihre errungnen Vortheile weder gönnen noch sie deswegen achten.

Die Rede, welche er am Namenstag des Königs hielt und die von bildender Kunst handelte, ohne daß er damals etwas besonders damit meynte, hat denn doch die Veranlassung gegeben, daß man ihn eben auf diese Art in mehrere Thätigkeit gesetzt hat. Daß wir nun auch eine Legion d'honneur haben, wißt Ihr doch? Auch Schelling hat den Orden erhalten, er schickt sich gut darein und ist eben, als hätte er ihn schon immer gehabt. Mir macht es indeß einiges Vergnügen, daß mein Mann es so weit wie mein Vater gebracht hat. Es ist eine festliche Zeit hier; erst hatten wir die neue Konstitution des ganzen Reichs[1] zu besprechen, dann die von der Akademie der Künste, dann den Orden, dann eine Fete, welche der Minister dem ganzen Orden gab, sammt seinen Frauen, jetzt die Vermählung der Prinzessin mit dem Kronprinzen von Würtemberg, eine Luftfarth des Garnerin, unterirdische Illumination und italiänische Oper, wo Brizzi und die Bertinotti singen. Möge uns der Himmel bei Freuden erhalten! Wahrlich, wir sind so ziemlich das einzige Land, wo nicht Verwirrung und Noth an der Tagesordnung ist, wo Regent und Volk noch Eins sind, und ich war in diesem Betracht allein schon gern hier, so wie mein Mann, auch da wir uns noch keines besondern Wohlseyns zu rühmen hatten.

An Pauline Gotter 16. September 1808

Im Begriff Deiner lieben Mutter zu schreiben erhalte ich Dein Briefchen und werde mich nun dem frischesten Eindruck

[1] Hardenbergs großzügiger Plan für die Neuordnung Deutschlands (Politik des geregelten Dualismus zwischen Österreich und Preußen), vgl. Treitschke I[6] 260 f.

überlassen und dem Töchterchen antworten. Nicht ohne ganz besondre Theilnahme habe ich schon während des Sommers von Deinen Kreuz und Querzügen gehört und daß es Deinem leichten Sinne freundlich ergeht. Hast Du nun die Felsen in Böhmen erklettern müssen und Dein Gewand an wilden Gesträuchen zerreißen, um eine Bekanntschaft zu machen, die ganz in der Nähe zu haben war?[1] Ich möchte wissen, wie viel Botanik Du dabei gelernt hättest, denn wenn er Dir die ganze Metamorphose der Pflanzen explizirt hat, so scheint es, hast Du dem alten Herrn nur in die Augen dabei geschaut, ja Schelling behauptet selbst daneben weggesehn und den jungen Herrn eigentlich gemeint. Da Hr. Riemer dabei war, so wird der Eleve nicht gefehlt haben, obschon Du ihn ganz mit Stillschweigen übergehst. Und uns möchtest Du weiß machen, daß Dich der herrliche Vater und seine wunderbare Liebenswürdigkeit entzückt hat. Dem sey wie ihm wolle, ich nehme es, wie Du es giebst, und will Dir keine weitern Händel darüber machen.

Die Nachricht von der Fortsetzung des Wilhelm Meister war uns besonders interressant; weißt Du nicht, ob nun des Meisters Meisterschaft etwa dargestellt werden wird? Du hättest nur auch schreiben sollen, wie es denn mit der Gesundheit des rechten Meisters geht, indessen läßt sich das Beste daraus schließen, daß er es mit einem jungen wilden Mädchen im Bergeklettern aufnimmt. Da Du nun aber jetzt so unternehmend und frölich gesinnt bist, wie wär es, wenn Du endlich eine Wanderschaft zu mir anträtest? Du bist im Zuge der guten Abentheuer, darum habe ich schon mehr Herz Dir dergleichen zu proponiren, indem es immer ein Wagestück ist.

---

[1] Pauline war bei einem Badeaufenthalt in Karlsbad von Goethe in seinen nächsten Umgang gezogen worden: „ein eignes Wesen, wie ichs noch nicht kannte, bald liebevoll und zutraulich, bald neckend und eigen." Riemer war nur als Goethes Sekretär mit dort; sein Schüler August v. Goethe studierte in Heidelberg.

Der Ernst übrigens von meinem Spaß ist der: Du bist mir jede Stunde willkommen, wo Du kommst, welches ich deswegen bestimmt will erklären, damit Du nicht anstehst zu jeder Zeit und Stunde einen schnellen Entschluß bei einer sich darbietenden Gelegenheit zu fassen. Ich habe der Mutter schon oft geschrieben, daß ich nur deswegen keine von euch zu mir einlade, weil unsre eigne hiesige Lage noch nicht danach war, dann auch, weil wir immer auf dem Sprung einer weitern Reise stehn. Ich mußte im Frühjahr hoffen, daß diese im Lauf des Jahrs zu stande käme. Schelling hat aber Arbeiten, die er vollenden muß, ehe er München verläßt, und ich weiß wahrlich nicht, wie lange es noch damit dauern kann. Da Du hier unter Landsleuten bist, so ist es nicht zu unbescheiden vorgeschlagen, wenn ich sage, Du sollst Dich weiter nicht an jenen Umstand kehren. Kommt Zeit, kommt Rath. Man kann voraussehn, daß noch oft hin und her kutschirt werden wird. Ich wollte, wir hätten es schon lange hierauf und auf tausend andre Möglichkeiten hin gewagt, denn die Zeit vergeht in der Welt, und mir wäre schon lange gar gut gewesen noch jemand um mich zu haben, der mir lieb wäre. Zwar ist alles gut, wie es ist, denn Du hättest durch eine frühere Reise zu mir die nach dem Karlsbade eingebüßt, was ein Verlust auf alle Zeiten hin für Dich gewesen wäre. Setze Dirs jetzt nur ernstlich in den Kopf, daß Du zu mir kommen willst, so wird es schon gehn. Bisher hatte ich auch unter andern noch keinen Raum zum beherbergen, in meiner nächsten Wohnung wird es aber der Fall seyn.

Wir haben selbvierte eine allerliebste Reise in die bayerischen Gebürge und Seen im August gemacht; München liegt in der schlechtesten Gegend von Bayern, jene Gegenden aber übertreffen, an Seltsamkeit und Freundlichkeit zugleich, alles, was ich noch von Gebirgen sah.

Fr. von Stael war willens nach Schlegels letzten Briefen aus Copet den Winter hier zuzubringen, nur die Möglichkeit eines Krieges kann es verhindern, welche Möglichkeit denn

freilich nach Napoleons letzter Botschaft an den Senat von neuem besteht.[1]

An Pauline Gotter 23. November 1808

Aus Deinem letzten Brief, liebe Pauline, habe ich wohl abnehmen können, daß Dir alle Pracht der Kaiser und Könige[2] das Herz nicht so gerührt hat wie die Prachtausgabe des Schäfers Aminta[3], welches ich auch billig finde. Aber darinn hast Du Deine Abkunft ein wenig verläugnet, daß Du mir nicht ein Wort über das Spiel der französischen Schauspieler sagst. Kann Gotters Tochter den Talma und die Duchenois mit Stillschweigen übergehn? Fast sollte man denken, es sey gefährlich gewesen ein Urtheil über diese Helden einem Briefe anzuvertraun – denn ZB. zu finden, daß sie abscheulich laut geschrien und convulsivisch sich gebährdet haben, könnte wohl auf ein crime de leze Majesté hinauslaufen, aber hast Du Dir doch herausgenommen von dem parterre de rois zu sprechen – also kann ich am Ende vermuthen, Du habest eben durch das Schweigen nur jene ungebürliche Lautheit zu verstehn gegeben. Recht sehr hat mich gefreut, einmal daß ihr alle dort gewesen seyd und das doppelte Schauspiel gesehn habt, dann daß Dir unser König am besten gefallen. Ich habe ihn auch redlich am liebsten unter allen jetzt lebenden, und lieber Himmel, hätte mans nur recht gewußt, Du hättest mit der Gelegenheit schon mitkommen können, wodurch sich der König ein neues Verdienst erworben hätte. Es war ein Oberpostmeister bei der Suite, den wir gut kennen, aber nicht oft sehen, so daß ich es zu spät erfuhr. Und wie so gar lieb wäre mir eben diesen Winter, wenn Du bei uns seyn könntest. Auch Dir würde es nicht misfallen. Statt der großen Spectacle hätten wir hier ein kleines, aber exquisites, Tiek nämlich, der Lustspiele vorließt und uns schon manchen Abend in die Täuschung versetzt hat, als säßen wir vor einer

[1] Der Krieg gegen Österreich 1809. – [2] Der Erfurter Kongreß. – [3] Goethe schenkte ihr eine neue Ausgabe von Tassos Schäferspiel „Aminta".

Bühne, auf der alle Rollen aufs auserlesenste besetzt wären. Schon ehemals las er gut, aber es ist jetzt das Beste, was man in der Art genießen kann, und eigentlich etwas ganz einziges. Er macht die Stücke erst, indem er sie so liest. Seit 4 oder 5 Wochen ist er hier nebst seiner Schwester, beide von Wien kommend. Auf seiner Rückreise nach Preußen wird er vermuthlich durch Gotha kommen; er wartet hier die Ankunft seines Bruders ab, der in Coppet damit beschäftigt ist Fr. v. Stael zu — nun zu büstiren, und dann über München wieder mit seiner Schwester nach Italien gehn will. Diese Leute sind beständig unterwegens, auch die andern guten Freunde leben ein nomadisches Leben, wogegen wir ganz immobil sind, aber das Vergnügen haben, daß sie oft vor uns vorbei passiren, sich auch wohl niederlassen, wo sie einen so festen Kern, wie wir sind, finden. Du solst sehen, es wird sich bald alles nach München ziehn wie sonst nach Jena, bis es sich denn auch von hier wieder in alle Welt zerstreut.

An Luise Wiedemann ⟨Februar? 1809⟩

Arg ists, daß, da Deutschland weit und breit genug ist, man so oft mit den nehmlichen Figuren sectirt ⟨seckirt?⟩ wird. Es scheint sich jetzt mancherley Volk auf die Art nach München ziehn zu wollen wie ehemals nach Jena. Wir besitzen alleweil die ganze Ange Brentanorei; Savigny, ein Jurist, der eine von den Brentanos geheirathet, ist an Hufelands Stelle nach Landshut gerufen und bringt mit: den Clemens (Demens) Brentano sammt dessen Frau, eine Bethmannische Enkelin, die ihn sich entführt hat und eine abgeschmackte Kreatur seyn soll, auch lebt er ganz abscheulich mit ihr; dann Bettine Brentano, die aussieht wie eine kleine Berlinerjüdin und sich auf den Kopf stellt um witzig zu seyn, nicht ohne Geist, tout au contraire, aber es ist ein Jammer, daß sie sich so verkehrt und verreckt und gespannt damit hat; alle die Brentanos sind höchst unnatürliche Naturen.

An Luise Wiedemann ⟨Ende Februar 1809⟩

Die Frage wird nun seyn, ob Knorring sie ⟨Sophie Bernhardi⟩ zur Baronesse macht und machen kann, da sein Vater noch lebt; er – ist Kurländischer Abkunft und leibeigen genug dazu, der böse Geist dieser Frau hat seinen schwachen überwältigt, denn von andern Anlockungen kann wahrlich die Rede nicht seyn; man muß vielmehr die Sinnlichkeit so abgestumpft haben, wie es Knorring hat, um dem bösen Geist so viel Raum zu lassen. Ich möchte nur wissen, warum sie eben hierher gekommen sind. Der Bildhauer wird sich auch noch einfinden von Coppet kommend, dann wollen sie wieder nach Italien gehn, Ludwig ausgenommen. Der Bildhauer wird Schellings Büste machen, welche der Kronprinz ⟨Ludwig⟩ zu haben wünscht für seine marmorne Gesellschaft großer deutscher Männer ⟨die Walhalla⟩, von der Du wohl in öffentlichen Blättern gelesen hast, in der freilich auch schon kleine große Männer sind, für München und von der Akademie hat er sich aber Schelling allein ausersehn, mit Übergehung des Präsidenten, was, wie er selbst sagt, wohl einigen Neid erwecken wird.

Du hast den Winter gefürchtet, ich habe es mit dem Sommer zu thun und werde nicht zufrieden seyn, wenn wir hier bleiben und nicht etwas Ordentliches endlich ausgeführt wird – denn die Zeit vergeht, und wer weiß, wie nahe mir mein Ende.

An Pauline Gotter 1. März 1809

Sehr habe ich geschmält, liebe Pauline, wie ich den großen Pack Wolle und nicht Ein kleines Wörtchen dazu erhielt, ich hatte freilich Unrecht, denn jene Sendung war so lange unterwegs gewesen, daß in der gothaischen Gemeinde bereits Buß und Bettage ausgeschrieben und, wie Jakobs[1] von seiner Frau behauptet, angestellt waren um eine glückliche Uberkunft, und also müste ein Briefchen von Dir viel Langeweile ausgestanden

[1] Der Philolog Friedrich Jacobs (vgl. S. 136) aus Gotha, ans Lyzeum nach München berufen.

haben. Daß Du keine gehabt haſt, habe ich aus demjenigen erſehn, was ich endlich von Dir bekam. Ey Du glückſelige Jungfrau! Wahrſcheinlich biſt Du auch wieder bey dem Feſt des 28 Jan. gegenwärtig geweſen um ein Element der Elemente abzugeben.[1] Der liebe alte Herr, er hat ſchon lange von ſeinen ſilbernen Locken geſprochen, die er gewiß immer noch nicht hat, aber Roſen genug windet er ſich zum häuslichen Kranze, er umgiebt ſich mit Jugend und hält ſich ſo das Alter fern. Mögen alle Götter jetzt für ihn die heilige Sorgfalt verdoppeln. Du, liebe Roſe, ſey nicht ſtolz, lieber gerührt und erfreut. Das will ich Dir ſagen, wir haben hier eine Nebenbuhlerin von Dir, mit der ich Dich ſchon ein wenig ärgern muß, wie ſie mit Dir. Da kürzlich in einem Allmanach eine Erzählung von Goethe unter der Benennung die pilgernde Thörin ⟨die Novelle in den „Wanderjahren"⟩ ſtand, glaubt ich, er könnte niemand anders damit gemeint haben als eben Deine Nebenbuhlerin, doch paßt die Geſchichte gar nicht, aber jener Name paßt wie für Bettine Brentano erfunden. Haſt Du noch nicht von ihr gehört? Es iſt ein wunderliches kleines Weſen, eine wahre Bettine (aus den venetianiſchen Epigrammen) an körperlicher Schmieg- und Biegſamkeit, innerlich verſtändig, aber äußerlich ganz thöricht, anſtändig und doch über allen Anſtand hinaus, alles aber, was ſie iſt und thut, iſt nicht rein natürlich, und doch iſt es ihr unmöglich anders zu ſeyn. Sie leidet an dem Brentanoiſchen Familienübel: einer zur Natur gewordnen Verſchrobenheit, iſt mir indeſſen lieber wie die andern. In Weimar war ſie vor 1–2 Jahren, Goethe nahm ſie auf wie die Tochter ihrer Mutter, der er ſehr wohl wollte, und hat ihr tauſend Freundlichkeiten und Liebe bewieſen, ſchreibt ihr auch noch zuweilen. Du kanſt ihn ſchon einmal bei Gelegenheit nach ihr fragen. Hier kam ſie mit ihrem Schwager Savigny her, welcher in Landshut angeſtellt iſt, blieb aber ohne ihn, um ſingen zu lernen und ⟨Ludwig⟩ Tiek zu pflegen, der ſeit Weinachten an

[1] Goethes „Maskenzug zum 30. Januar 1809".

der Gicht kläglich danieder liegt und viel zartes Mitleid erregt. Den Leuten, die ihn besuchten, hat sie viel Spektakel und Skandal gegeben, sie tändelt mit ihm in Worten und Werken, nennt ihn Du, küßt ihn, und sagt ihm dabei die ärgsten Wahrheiten, ist auch ganz im Klaren über ihn, also keineswegs etwa verliebt. Ganze Tage brachte sie allein bei ihm zu, da seine Schwester auch lange krank war und nicht bei ihm seyn konnte. Manche fürchteten sich ihrentwegen hin zu gehn, denn nicht immer geräth ihr der Witz, und kann sie wohl auch grob seyn oder lästig. Unter dem Tisch ist sie öftrer zu finden wie drauf, auf einen Stuhl niemals. Du wirst neugierig seyn zu wissen, ob sie dabei hübsch und jung ist, und da ist wieder drollicht, daß sie weder jung noch alt, weder hübsch noch häßlich, weder wie ein Männlein noch wie ein Fräulein aussieht.

Mit den Tieks ist überhaupt eine närrische Wirtschaft hier eingezogen. Wir wußten wohl von sonst und hatten es nur vor der Hand wieder vergessen, daß unser Freund Tiek nichts ist als ein anmuthiger und würdiger Lump, von dem einer seiner Freunde ein Lied gedichtet, das anfängt:

Wie ein blinder Passagier
Fahr ich auf des Lebens Posten,
Einer Freundschaft ohne Kosten
Rühmt sich keiner je mit mir.

Aber ich meyne, wir haben hier nach der Hand wieder erfahren, was es mit dieser Familie für eine Bewandniß hat, und wie sehr die Gaunerei mit zu ihrer Poesie und Religion gehört. Sie kamen von Wien her, weiß der Himmel warum und was sie für Anschläge dabei gefaßt haben mochten, leben 8 Wochen lang aufs splendideste im Wirtshaus, beziehen dann ein Privatquartier für 100 fl. monatlich, haben einen Bedienten und sonst noch 3 Domestiquen, einen Hofmeister für die Kinder der Bernhardi usw., zu dem allen aber keinen Heller eignes Geld. Es ist bekannt, daß Tiek nie welches hatte, daß er stets auf Kosten seines Nächsten lebte, jetzt unterhielt ihn seine Schwester und sie

wird vom Baron Knorring unterhalten, der aber nicht hier ist, weil er von Wien, theils seiner dortigen Verwandten, theils Schulden wegen, nicht weg kann, indem ihm sein Vater nicht Geld genug zu den außerordentlichen Depensen für die Tieks schickt. Eben deswegen kann er auch nur spärlich Geld schicken und nun ist hier alle Augenblicke die Noth; aber die Erfindung und Unverschämtheit, die Ausgelerntheit, hat ihnen bislang noch durchgeholfen; Savigny hat eine große Summe hergegeben unter andern. Indessen sind sie dabei völlig preisgegeben und es möchten bald alle Quellen verstopft seyn, wenn nicht Knorring bald kommt. Die Lage der Dinge ist stadtkundig, aber ihre noble Fassung dabei unerschütterlich. Der arme Tiek erscheint in seiner doppelten Qualität als Kranker und Armer in seiner ganzen Unfähigkeit sich selbst zu helfen, weichlich, ohnmächtig, aber immer noch aimable – wenn Leute dabei sind. Bettine sagte ihm einmal, da von Göthe die Rede war, den Tiek gar gern nicht so groß lassen möchte, wie er ist: Sieh, wie Du da so liegst, gegen Goethe kommst Du mir wie ein Däumerling vor – was für mich eine recht anschauliche Wahrheit hatte. Tiek ist nun jetzt nur der Miserable bei der Sache, aber die Schwester ist eine ganz verruchte Person, falsch wie eine Katze, treulos gegen jedermann, voller Lügen und Streiche. Ihr Hochmuth geht dabei ganz ins Lächerliche, es ist ihr leid genug, daß hier gar keine vornehmen Verbindungen angeknüpft werden konnten und alle dergleichen Versuche fehl schlugen – sie hat einen artigen Plan gehabt, nehmlich sich für ihre Person baronisiren zu lassen. Es kamen aber verschiedne Dinge dazwischen, wenn es nicht schon an und vor sich unmöglich gewesen wäre. Den ärgerlichen Auftritt, daß ihr Mann kam um die Kinder ihr mit Gewalt, wenn sie nicht gutwillig wollte, zu nehmen, haben wir auch eben hier erleben müssen. Sie ließ es wirklich aufs Äußerste kommen, weil sie auch dabei nicht ohne Absicht war, und die Polizei besetzte das Haus, endlich hat sie mit dem Vater getheilt. Sie ist nun geschieden und wir werden sie vielleicht noch als

Baroneſſe Knorring ſehn. Der Proceß mit dem Mann war die ſkandalöſeſte Sache von der Welt, und ſie ſchamlos, ja toll genug alle Männer damit zu unterhalten. Man befleckt ſich in der That durch dieſes Volk in alle Wege; die Geldnoth, die Hetzereyen, das Geſchimpfe auf die Menſchen, die Treuloſigkeiten, die ſie gegen jeden, der es nicht mit ihnen hält, in Petto haben — kurz, ich bin es herzlich ſatt von ihnen zu hören. Tiek ſtellt ſich nun freilich ganz ſänftlich und überläßt alle Aktivität und Heftigkeit der Schweſter, aber Tiek hat Tücken, wie auch in dem Liede ſteht. Wir haben uns ziemlich zurückgezogen, und ſie werden wohl nun lauter auf uns ſchimpfen, wie vorher in geheim, wo es ihnen nützlich dünkte. Mir ſchiens nicht unrecht Euch das zu melden, denn man kann nicht wiſſen, was ſich ereignet, wo man wirklich gute Freunde nicht in der Meinung gelaſſen haben möchte, daß man dieſe ſchlechten Freunde den guten gleich gehalten hätte. Von Rom aus ergab ſich beſonders, wie weit es mit dieſen Menſchen geht, dort haben ſie mit der Religion Handel treiben wollen und die Propoſition gehörigen Orts gemacht, für eine Penſion junge Künſtler zum katholiſch werden anzuwerben — nur daß der päbſtliche Hof auf ſo etwas nicht mehr entriren mochte.

Du haſt Werner in Weimar geſehn. Es iſt ein redlicher Geſelle, und wenn Du mit ihm von uns geſprochen hätteſt, würdeſt Du, denk ich, gefunden haben, daß er auch ein redlicher Freund iſt. Seine Schauſpiele haben viel barbariſches an ſich, und darinn ſind ſie am barbariſchten, worinn ſie am gebildeteſten und moderngeſinnteſten ſind, indeſſen iſt ſein Talent der Darſtellung groß, wovon auch der Attila wieder zeugt. Er war lange in Coppet, und Fr. v. Stael goutirte ſein originelles Weſen, wie Schlegel uns ſchrieb. Von dorther erwartet man noch den Bildhauer Tiek, den ich ſonſt für den leichtfüßigſten von den Geſchwiſtern gehalten, mir aber nun als der ſolideſte vorkommt, denn er lebt doch von dem, was er erwirbt, und borgte nur für ſeine Schweſter. Seine erſte Arbeit wird Schellings

Büste seyn, die er schon lange auf seine eigne Hand hat machen wollen – nun wünschte sie aber der Kronprinz für seine Sammlung, es sollte sie ein hiesiger Bildhauer machen, worauf Schelling es beim Prinzen dahin vermittelte, daß Tiek die Arbeit bekömmt. Sie wird in Marmor ausgeführt, und er kann seine Kunst schon daran beweisen.

Weißt Du nicht, ob die pilgernde Thörin vielleicht ein Fragment aus der Fortsezung des Wilhelm Meister ist? Damit sie etwas wird, scheint sie noch etwas hinter sich und vor sich haben zu müssen.

An Luise Wiedemann ⟨Mitte März 1809⟩

Unsre Briefe sind sich begegnet, liebe Luise, und es kann wiederum der Fall seyn, aber ich mag jezt mit dem Schreiben nicht säumen, da man nicht wissen kann, wie bald die Wege versperrt werden. Vielleicht geht es auch ohne dergleichen ab; wir sind darüber noch in einer solchen Ungewißheit in der Nähe, wie man in der Ferne sichs schwerlich vorstellt. Alle äußersten Anzeichen des Krieges sind da; der französische Gesandte hat Wien verlassen, der hiesige österreichische Gesandte, Graf Stadion, der in Göttingen einst studirte, ist von hier abgereiset, die Truppen sammeln sich; es heißt, daß am 20sten Franzosen hier einrücken werden. Anfangs glaubte man, die aus eurer Gegend unter Pontecorvo, es scheint aber, es werden die unter Davoust seyn. Bei Hof ist von einer Abreise nach Mannheim die Rede, auch wird die Gemälde-Gallerie wieder eingepackt. Bei unsrer Nachbarschaft mit Oesterreich muß man sich freilich wohl auf die Möglichkeit gefaßt halten, daß der Feind einmal vordringt, so ruhig man über den Ausgang überhaupt seyn kann.[1] Übrigens gestehe ich gern, daß mir nicht wohl zu Muthe ist bei dem nächsten Detail, ich bin zu unbekannt mit dieser

[1] Erzherzog Karl zog mit einem österreichischen Heer nach Bayern, wurde von Napoleon zurückgedrängt, siegte am 21./22. Mai bei Aspern und wurde am 5./6. Juli bei Wagram geschlagen.

Kriegesnoth, denn seltsamer weise waren wir so situirt, daß ich im langen Laufe dieses Krieges nur in Würzburg einmal zwei ehrliche Baiern zu bewirthen gehabt habe und ein paar Böhmen, die so unschuldig waren beim Abschiede zu fragen, was sie schuldig wären. Hier kann die Last ernstlicher werden, die Ausgaben beträchtlich; wir können dazu in den Fall kommen eine Zeit lang nicht bezahlt zu werden. Ich habe auch Philipp geschrieben, daß er mir ja für Geld sorgt, welches ich in diesem Augenblick am nöthigsten unter euch brauche. Daß bei diesen Umständen wieder nicht an die südliche Reise zu denken ist, siehst Du wohl; ich habe große Sorge, mir wird es wie Moses gehn. Wie gern möcht ich Dich einladen, wenn ich hoffen könnte, daß es nicht leere Worte blieben. Du bist eingeladen, sobald Du kannst und willst, beherbergen kann ich euch alle, so wie wir jetzt wohnen. Es wäre denn doch keine Unmöglichkeit von eurer Seite; ihr habt am Ende mehr Mittel zu solchen Ausflügen als wir und kühnere Entschlüsse.

Bey Tieks ist noch alles krank. Der Krieg kann diese Menschen hier noch sehr bedrängen, indem sie von allen Geldressourcen abgeschnitten werden. Freilich wenn die Oesterreicher herkämen, so würden sie gloriiren; sie haben sich gänzlich dem Hause Habsburg ergeben und hoffen, Deutschlands Heil werde sich von daher entwickeln. Übrigens sind alle diese Hoffnungen und Glauben und Lieben nur poetisch bei ihnen zu nehmen, sie machen sich wenig aus Gott und Welt, wenn sie sich nur recht in die Höhe schwingen können und das Geld nicht mangelt. Ich habe nie unfrömmere, in Gottes Hand weniger ergebne Menschen gesehn als diese Gläubigen. Die drei Geschwister, jedes mit großem Talent ausgerüstet, in der Hütte eines Handwerkers geboren und im Sande der Mark Brandenburg, könnten eine schöne Erscheinung seyn, wenn nicht diese Seelen und Leib verderbliche Immoralität und tiefe Irreligiosität in ihnen wäre. Die Bernhardi hat einen Knaben von 6 Jahren[1]; dem ist das Beste,

[1] Der spätere Historiker und Diplomat Theodor von Bernhardi.

was sie haben, eingeboren, so weit sich das jetzt beurtheilen läßt; ein herrliches Kind, das mir oft noch das Herz für sie beweget und das Schelling über alle Maße lieb hat. Da sich so ein Kind mehr durch Rede wie durch Handlungen rühren läßt, indem es die letzten nicht übersieht und einsieht, so hat er auch nur allen Honig der Rede in sich gesogen; ist durchaus edel in Gesinnung, heroisch und tapfer, spricht und drückt sich aus über seine Jahre, dabei hat er das mimische Talent seines Onkels, und eine unglaubliche Gewandtheit und Anstand des Körpers. Es ist etwas von einem Komödianten in ihm, doch gewiß auch ein tieferes und sehr gutes Prinzip, möge es der Himmel behüten! — Neben allen seinen Planen, die sich auf die Wirklichkeit beziehen, hat er auch den Kopf voll von Poesien, die er für wirklich hält, er ist fest überzeugt, daß sein Oheim und der König Rother viele Riesen zusammen todtgeschlagen haben und Rothkäppchen vom Wolfe gefressen worden, der sich als ihre Großmutter anstellte. Ein Dichter will er nicht werden, sondern ein Feldmarschall, und da ihm Schelling das Dichterleben anpries, sagte er — wie? Du wolltest nicht lieber Deine Finger mit Blut als mit Dinte gefärbt sehn? — und das war eine Combination, die ganz aus ihm selbst kam. Friedr. Schlegel ist auch in Wien, er ist wie zum katholischen Glauben zum Hause Oestreich übergetreten. Wilhelm scheint doch unter seiner Aegide, das heißt unter der Aegide seiner Pallas ⟨der Staël⟩, protestantisch zu bleiben, so gläubig er sonst gegen seine Freunde gesinnt ist, aber hier geht eben Glauben gegen Glauben und Einfluß gegen Einfluß auf. Dennoch ist er der reinste von allen diesen — denn ach wie sind jene von der Bahn abgewichen, wie haben sie sich sämtlich durch Bitterkeit gegen die Schicksale bestimmen lassen, die sie sich doch selber zugezogen! Friedrich hat die Anlage ein Ketzerverfolger zu werden — fast soll er schon fett, bequem und schwelgerisch wie ein Mönch seyn. Ich habe sie alle in ihrer Unschuld, in ihrer besten Zeit gekannt. Dann kam die Zwietracht und die Sünde, man kann sich über Men-

schen täuschen, die man nicht mehr sieht, noch Verkehr mit ihnen hat, aber ich fürchte sehr, ich würde mich auch über Friedrich entsetzen. Wie fest, wie gegründet in sich, wie gut, kindlich, empfänglich und durchaus würdig ist dagegen der Freund geblieben, den ich Dir nicht zu nennen brauche.

An Pauline Gotter 7. August 1809

Das ist ein verdrieslicher Sommer, liebe Pauline. Schlechtes Wetter, Krieg und theure Zeiten und um das Maaß voll zu machen Schelling krank seit 6 Wochen; doch nicht bedeutend muß ich gleich hinzusetzen. Es fing mit einem Katharalfieber an, und dann wollte der Husten nicht von der Stelle, so daß bey dem unaufhörlichen Wechsel der Wittrung er das Zimmer nicht verlassen konnte, übrigens sich doch leidlich befand. Jetzt denken wir drauf in der vaterländischen Luft vollends ganz zu genesen und in 8 Tagen zu den Eltern ins Würtembergsche zu gehn, ziemlich nah an die französische Grenze, denn Schellings Vater ist jetzt Prälat zu Maulbronn. Ende September sind wir wieder hier.

Mit dem Gedicht von Goethe ‹Einzeldruck von „Johanna Sebus"› hast Du mir eine große Freude gemacht. Mich interressirt schon an und für sich die Wärme seiner Theilnahme an einem solchen Ereigniß. Seltsam ist, aber vermuthlich dem Verfasser selbst nicht unbewußt, daß es an Bürgers Darstellungsart eines ähnlichen Gegenstandes erinnert; lieber wär es mir wohl anders; ich finde immer, daß die dramatische Weise in solchen Fällen nicht die lebendigere und ungezwungenste ist. Dafür daß dieses Gedicht durchs Vorlesen gewinnt, ist es auch recht schwer zu lesen, und unsre vielfältigen Deklamators haben eine Aufgabe dran. In Musik müßte es sich sehr schön setzen lassen.

An Philipp Michaelis[1] 16. August 1809

Die Unruhen, welche unsern Bruder zurückhielten, sind so — trostlos wie alles andre, was man alleweile sieht und hört. Es

[1] Der beschädigte Brief ist durch die Klammern zu ergänzen gesucht worden.

liegt ein Druck auf der Welt, unter dem man nicht mehr frei zu athmen vermag.

Wir sind hier bekümmert, daß die Tyroler, die sich ergeben zu wollen schienen, neuerdings sich als Verzweifelte wehren.[1] Unsre Leute waren bis an den ⟨Brenner⟩, ja ich glaube bis gegen Brixen vorgedrungen, hatten allentha⟨lben⟩ öde Stäten gefunden, außer Insbruck, was nie im Zustand der .. eigentlich, wenigstens aus eigner Bewegung war, die Eingangspässe ⟨fielen⟩ ohne bedeutenden Verlust in unsre Hände, aber am Brenn⟨er, wo⟩ sich alles Volk in die Gebirge gezogen, ist unser Verlust sehr ⟨groß⟩ gewesen – die französischen Truppen, die von der italienischen Seite ⟨kommen⟩ sollten, blieben aus, weil jenseits der Tyroler Alpen auch .. sind. Sie konnten also alle Gewalt gegen die Unsrigen brauchen, nicht im Gefecht, denn da sind sie ganz feig, sondern mit Schießen von den Höhen herab, ja sie haben Felsen gesprengt, hinab gestürzt und so Leute und Kanonen zerschmettert. Vorgestern wurde Graf Arco, der Schwager unsres ersten Ministers, der ein Freicorps gegen die Rebellen schon seit mehrern Monaten führte, bei einer andern affaire getödtet, von oben herab traf ihn die Kugel, so daß sie auf den Schädel hinein und unter dem Kinn herausfuhr. Die Wehklage ist sehr groß. Unter einem der vorigen Regenten, Max Emmanuel glaub ich, verlor auch ein Arco in den Schluchten des Tyrols bei ähnlicher Gelegenheit das Leben, nur daß er die Kugel empfing, die dem Churfürsten selbst galt. – Der französische Gesandte feyerte gestern den Geburtstag des Kaisers, aber das Fest wurde freilich getrübt, indem der Körper des Grafen in der Nacht zuvor hier anlangte ohne vorhergegangene Nachricht, und dem alten Vater vors Haus gebracht wurde. Alles, was ⟨zu⟩ dieser ausgebreiteten Familie gehörte, war also nicht gegenwärtig.

Ich glaube kaum, daß ich Luisen noch von hieraus werde schreiben können. Schick ihr auf jeden Fall dieses. Schelling

[1] Caroline schreibt vom Standpunkt der Bayern, in deren Besitz Tirol seit 1805 war und gegen die sich der Aufstand von 1809 zunächst richtete.

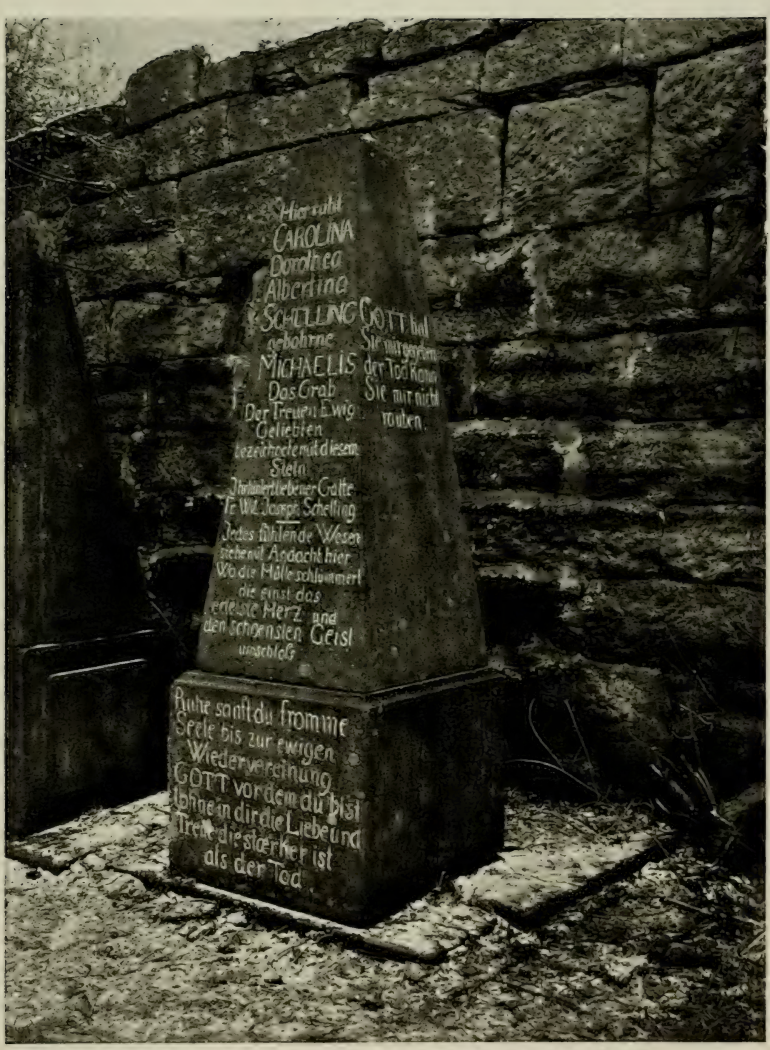
ist hergestellt, so ⟨weit⟩ es Wind und Wetter erlauben. Wir hoften den Frieden noch ⟨zu vern⟩ehmen, aber alles ist still — man weiß nichts. Daß der ⟨Erzher⟩zog Carl seine Stelle niedergelegt[1], deuten manche auf Frieden, ⟨andre⟩ aber auf Krieg, ja es geht eine Sage, er begäbe sich ⟨nach⟩ Spanien. Ich glaube doch noch an den Frieden, und unseres Landes einzige Hoffnung ist er allerdings. Mich verlangt zu hören, ob der Herzog Oels durchkommt oder wie Schill endigt. Wenn er ein Fürst danach wäre, so müste seine Ankunft in Braunschweig sehr gewirkt haben.[2] Gott befohlen.

Maulbronn

An Meta Liebeskind in München 28. August 1809

Aus klösterlichen Mauern schreibe ich Ihnen — wir sind kaum 10 Tage abwesend von der Hauptstadt und schon in selige Unwissenheit begraben. Der Frieden, hofften wir, würde hinter uns drein kommen, dagegen fanden wir den Krieg auf unsern Wege, besonders zwischen Augsburg und Ulm, wo den ganzen Tag über bald Küraſſiere aus Spanien, bald Depots von Infanterie und vor allem furchtbare Pulvervorräthe uns entgegen kamen, Wägen mit Fässern so stark beladen, daß immer 10 — 12 Pferde vorgespannt waren. In Zusmarshausen kamen wir in ein gewaltiges Gedränge, ein Zug von Bleſſirten war mit uns angelangt, ein Infanterie Bataillon rückte von der andern Seite ein und eben trieb der Hirt die zahlreiche Hornviehheerde durch den Ort. Gutes Wetter hatten wir übrigens, außer daß wir in Ulm mit einem heftigen Ungewitter eintrafen — und leider, seit wir hier in Maulbronn sind, regnet

[1] Nach der Schlacht bei Wagram. Der Friede wurde erst am 14. Oktober in Wien geschlossen. — [2] Schill fiel schon am 31. Mai in Stralsund; Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Oels konnte mit seiner „schwarzen Schar" nach England entkommen.



Carolinens Grab

es viel, was uns um so hinderlicher fällt, da Maulbronn mehr ein Platz ist, von dem man leichter an eine Menge von reizenden Orten, Aussichten und Gegenden gelangen kann, als daß er selbst eben schön wäre. Wir werden das Land rings umher zu Fuß und zu Roß durchstreifen, sobald sich das Wetter heitrer zeigt. Einstweilen schreiben Sie mir sogleich, meine Liebe, wie es bey Ihnen steht. – Beinah müssen wir fürchten den großen Kaiser wieder versäumt zu haben. Bei unsrer Durchreise durch Stuttgard erwartete man ihn dort für die nächsten Tage, die Kanonen waren aufgeführt, die ihn begrüßen sollten. Hier erfährt man nur, was die Zeitung bringt, welches nicht immer das rechte und neueste ist. War er in München, so melden Sie mir davon alles, was Sie wissen, im historischen Styl – ich sehe eben, daß General Beaumont durch München vorrückt – wer weis, ob wir da nicht Einquartirung bekamen.

An Beate Groß in Stuttgart ⟨August 1809⟩

Dem schlimmen Wetter zum Trotz befinden wir uns doch recht wohl hier, liebe Beate, und gedenken zugleich mit Vergnügen des kurzen Aufenthalts in Stuttgard und Dein und Deines lieben Mannes so äußerst freundschaftlicher Aufnahme. Fritzens Auge ist fast ganz wieder hergestellt. Wenn das Wetter nun auch seine Schuldigkeit thut, so werden wir während der Abwesenheit der Eltern recht im Lande umherstreifen. Ich muß sagen, daß ich sowohl Vater als Mutter fast unverändert angetroffen habe, und der Himmel erhalte sie noch lange so. Sie zählen halb und halb darauf Dich nebst Adolph in Ludwigsburg bei sich zu sehn.

Sage Karl, die Büste würde alle Tage weißer, und er soll doch auch von Krieg und Frieden schreiben und Ihr alle solt bald herkommen!

⟨Caroline erkrankte am 3. September 1809 nach der Rückkehr von einer Fußwanderung an einem epidemischen Nervenfieber mit Ruhr und starb am 7. morgens um drei Uhr.⟩

Anhang

Die vollständige Ausgabe von Carolinens Briefen hat Erich Schmidt im Herbst 1912 als letzte wissenschaftliche Leistung seines Lebens vollendet. Sie zeichnet sich gegenüber dieser Auswahl nicht nur durch den dreifachen Umfang, sondern auch durch reichhaltige Erläuterungen und ein bis ins einzelnste gehendes Register aus. Sie entrollt das Leben der Romantik in voller Breite, wozu sich diese Auslese, die vor allem das Leben und den Charakter Carolinens herausarbeiten sollte, etwa verhält wie eine geschlossene Novelle zum vielgestaltigen Roman. Carolinens Umwelt besteht hier nur aus den Personen, die entweder ihr Schicksal entscheidend beeinflußten oder denen, wie den großen klassischen und romantischen Dichtern, das Interesse der Gegenwart um ihrer selbst willen sicher ist.

Wenigstens den gleichen Umfang wie diese Auswahl würde eine Zusammenstellung der Zeugnisse über Caroline einnehmen, die sich in Briefen an sie und über sie, in gleichzeitigen Romanen, Gedichten, Lebenserinnerungen usw. vorfinden. Einiges davon hat Erich Schmidt in seiner vollständigen Ausgabe mitgeteilt, vieles andere in seinen Erläuterungen zitiert. In anderen älteren Auswahlbänden sind solche Dokumente chronologisch zwischen Carolinens eigene Briefe eingereiht. Ganz abgesehen davon, daß ich die gewissermaßen künstlerische Einheit dieser Bekenntnisse nicht durch fremde Töne unterbrechen wollte, schien es mir bedenklich, etwa die Richtigkeit ihrer Angaben durch Darstellungen zu ergänzen, die für ebenso subjektiv gelten müssen wie die ihren und die nur in ihrem ursprünglichen Zusammenhang richtig aufgefaßt werden können. Dagegen sollen hier einige Stellen über einige wichtige Ereignisse folgen, über die wir in Carolinens Briefen – teils weil die betreffenden Stücke verloren sind – zu wenig erfahren. Auch hier aber sei vor einem bedingungslosen Glauben gewarnt!

Friedrich an August Wilhelm Schlegel[1]

⟨Leipzig⟩ 24. November 1793

Es war meine Pflicht, lieber Freund, Dich in Carolinen's eignen harten Ausdrücken zu erinnern, daß sie iezt nichts so sehr bedurfte als die äußerste Schonung, selbst mehr als den nöthigsten, gerechtesten Tadel. Ob der Deinige über Cranz das wäre, konnte ich mir nie anmaaßen, zu beurtheilen. – Mein allgemeines Urtheil aber hängt davon nicht ab; und ich kann es nicht zurücknehmen, wiewohl ich es nur als mein Gefühl gebe, und auch gern gestehe, daß Caroline weit empörender tadelt wie Du. Aber das war gewiß sehr unschuldig von ihr, daß sie mir unter sehr vielen andern auch Deinen Brief nach Maynz zu lesen gab. In diesem fand ich ganz nach eigner Anleitung, zwar immer noch viel Zärtlichkeit, aber doch noch mehr beleidigte Eitelkeit. Sie hatte Dich gereizt, und Du hieltst vielleicht Spott für ein Mittel sie zu retten: aber ich verzeihe ihr doch, daß er das Gegentheil wirkte, und Ihr durftet Euch nicht wundern, daß auch die edelste Zuversicht durch Vergötterung endlich entarten könne. – Ihr Glaube an die Ewigkeit dieser kurzen Republik mußte freylich außer Maynz Mauern sehr schwach scheinen – aber innerhalb derselben war er doch wohl selbst bey großem Verstande möglich. Aber das werde ich Ihrem Herzen nie verzeihen können, daß weiblicher Taumel es so weit hinriß, daß sie fähig war ihren Freund in diesen gräßlichen Strudel armseeliger Gefahren und lumpichter Menschen zu locken. Ich wünschte auch, sie hätte öffentliche Angelegenheiten für immer den Männern überlaßen, aber da sie nun einmal abwich, so finde ich in ihrer Ansicht der Sache zwar gewiß nicht reine Wahrheit, oder tiefe Weisheit, aber ächten Eifer für alles Große. Dieser bleibt mir immer ehrwürdig bey allen Einflüssen des ansteckenden allgemeinen Taumels der

[1] Während Caroline in Lucka war, entstand der Verdacht, durch Cranz seien ihre Umstände bekannt geworden. Das Folgende betrifft die Beziehungen Carolinens und Wilhelms in der Mainzer Zeit.

Eitelkeit, der Sinnlichkeit, der Neuheit und der Weiblichkeit, die sie nie verläßt. Nur diese lezte ist die einzige Entschuldigung gegen Deinen nicht ungerechten Vorwurf der Grausamkeit, die grade in der Art mit dem weiblichen Character so tief verwebt ist.

Friedrich an August Wilhelm Schlegel

⟨Leipzig, 10. (?) Dezember 1793⟩

Carolinens Meynung ist seit der lezten Zeit von großem Werthe für mich gewesen, was mich über alles stärkte und freute. Auf ihre Dankbarkeit habe ich doch eigentlich gar keine Ansprüche, aber sie hat meine Freundschaft auf immer. Ich bin durch sie beßer geworden, und das weiß sie vielleicht nicht.

Friedrich an August Wilhelm Schlegel

Dresden, 5. April ⟨1794⟩

Seit einem Monat habe ich keine Nachricht von Caroline. Damals litt sie viel. Wenn sie nur gesund ist! — Du hast es sonderbar genommen, mir ist unbegreiflich wie das Eure Verbindung *verspäten* könnte, daß sie ihr nothwendiges Leiden, mehr als recht ist, fühlt? — Ich würde, was ich beschlossen hätte, auf das Schnellste und Entschiedenste ausführen. *Verspäten*, das heißt langsam vernichten. Ich beschwöre Dich Caroline nicht durch Unbestimtheit zu verderben. — Ich wünsche Nachricht von Deiner Rückkehr, Deinem Vorhaben.[1]

Friedrich an August Wilhelm Schlegel

⟨Dresden⟩ 27. Oktober 1794

Liebster Wilhelm, unsre Hoffnungen[2] sind fehlgeschlagen, ich überlaße es Karolinen und meiner Schwester Dir umständlicher darüber zu schreiben, weil ich an Karoline doch in diesen Tagen

[1] Wilhelms Rückkehr aus Holland und seine Verbindung mit Caroline, die zunächst nicht als Ehe gedacht war. — [2] Friedrich hoffte, Carolinen einen Aufenthalt bei Dresden zu vermitteln; Wilhelm wäre dann nach Dresden gezogen.

den fernern Erfolg umständlich schreiben werde. Es ist auch nicht bloß iezt unmöglich, sondern für immer. Karoline machte sich Hoffnung, es würde zu Ostern auf dem Lande, unter einem andern Namen, vielleicht noch möglich seyn. Allein dieß kann durchaus nicht verborgen bleiben und würde dann schlimme Folgen haben. Die Minister haben sich so bestimmt erklärt, daß sie sich selbst wiedersprechen würden, wenn sie Karoline nicht mit dem größten Eifer verfolgten. . .

Noch eine Frage möchte ich Dir vorlegen, und Dich bitten mir einiges darüber zu vertrauen: Sind die Schwierigkeiten unüberwindlich, die Karoline oder Dich hindern, einen Namen zu tragen. Karolinens politische Lage würde dadurch ganz verändert werden. Mit einem neuen Namen würde sie eine neue Person annehmen.

Friedrich an August Wilhelm Schlegel

Pillnitz, 4. Juli 1795

Liebster Freund, ich freue mich herzlich, daß Du wieder bey uns bist, ich freue mich herzlich über das Glück das Deiner wartet, und über den Trost, den Du unsrer armen Freundin geben wirst. Was sie mir in ihrem letzten Brief von ihrer Mutter schreibt hat nicht nur meinen Unwillen nicht geschwächt, sondern mich auch äusserst besorgt gemacht. Ich fürchte, daß diese Knoten sich nur zerhauen lassen. Mein Freund, ich weiß sehr wenig wie Du über gewisse Gegenstände denkst und fühlst, ich weiß daß Du in schwierigen Fällen des Lebens männliche Kühnheit und zarte Schonung aufs glücklichste zu vereinigen wußtest, aber vielleicht fodert das Schicksal Deines Lebens iezt mehr von Dir, als je. Verüble mir nicht, daß ich Dich daran erinnre, da Du vielleicht nur gefaßt bist zu genießen, was Du verdientest, nicht zu handeln oder einen Entschluß zu faßen. Laß mich recht bald wißen, wie Du Alles findest, was Du denkst und willst. Du kannst Dir meine Erwartung nicht peinlich genung denken. – Entsage dem Vorurtheil oder dem Glück,

der Lüge oder der Wahrheit ganz. Karoline ist nicht so vorurtheilsfrey, als sie zu seyn glaubt. Ihr Vorurtheil ist die Furcht, unweiblich zu seyn. – Bleibe nicht länger in Hannover als es seyn muß und denke wie sehr sie Deiner bedarf.

Dorothea Veit an Rahel Levin

Jena, 18. November 1799

Sehr hübsch ist es, wie diese Frau ihre Jugend so erhält, sowohl körperlich als geistlich. Was Sie mir von ihrer Koketterie gegen Wilhelm Schlegel sagten, gab mir gleich Anfangs die Vermutung, daß sie ihn nicht liebt, wovon ich nun die völlige Überzeugung habe.

Dorothea Veit an Schleiermacher

⟨Jena⟩ 15. Mai 1800

Caroline ist fort, und wir, da W⟨ilhelm⟩ in Leipzig ist, die unumschränkten Herrn. Verlangen Sie aber nicht viel detail dieser Geschichte von mir, sie ist zu verwickelt, wer nicht dabey war der weis es nicht, und kann es nicht wissen. – Was mein hartes Urtheil über Carolinens Geist betrifft, darin mögen Sie sehr Recht haben; Friedrich meynt es auch. Ich habe im Ganzen geirrt; der Geist war für mich das höchste, nicht der Verstand, den habe ich zusehr mit der Klugheit verwechselt. Mein eignes anfängliches Urtheil darf aber nicht gegen mich auftreten; ich war von zu vielen frohen Empfindungen damals überrascht, als daß ich dem Mißtrauen, das mich gleich in der ersten Zeit (grade über ihren Geist) beschlich, hätte Raum geben sollen; was mir nicht einleuchten wollte, hielt ich für meine eigne Schwerfälligkeit, und Unverstand; und da ich zugleich mich ihr, für ihre Aufnahme verbunden fühlte, so betäubte ich mich selbst gegen jede mißfällige Bemerkung. Durch die Krankheit ist sie aber keineswegs niedergedrückt, sondern sie ist vielmehr an allen Ecken schärfer heraus getreten, dadurch daß die abrundende Grazie sie verließ. Ihr Urtheil, sey es Menschen,

oder Kunstwerk, ist immer von ihren kleinlichen Absichten geleitet, so trau ich auch ihren Sinn für Poesie nicht viel zu, sie hat oft gar weidlich darüber deraisonnirt, und daß im schärfsten schneidensten Tone. Von Friedrichs Sachen versteht sie *nichts*, von Friedrich selbst *gar nichts*. Hat sie auch Witz und Geist, und Leben, so ist keine Fülle, kein Reichthum da, es strömt ihr das Herz nicht davon über. Es ist mit kluger karger Wirtschaftlichkeit fest verwahrt und an einen kühlen Ort gelegt, wo es zu seiner Zeit zu Koketten Absichten verbraucht wird. Sie hört auf gefällig zu seyn, da wo ihr nichts daran liegt zu gefallen. So ist ihr Charakter Kokett und Tief, während ihr Geist prüde und Oberflächlich ist — Daß sie bey all ihrem Leben nicht einmal so viel Tackt gelernt hatte, einzusehen: daß W⟨ilhelm⟩ kein *bequemer* Ehemann, und Schelling nicht durch die Liebe, (wenigstens durch keine glückliche) gebildet werden kann, ist vollends einer Frau, wie sie eine repräsentirt, ganz unwürdig. Sie fährt freylich mit großer Geschicklichkeit zum Ziel! sollte man denken, aber keineswegs; sondern sie geht unvermerkt vom Wege ab, den sie anfänglich im Sinne hatte, und sieht sich dann urplötzlich mit ihren Zöglingen am Abgrund; Sie wird mit Schelling gewiß nicht länger glücklich seyn als sie es mit W. war; denn sie hat ihn mit vieler Kunst für sich gewonnen; er hatte eine entschiedene Abneigung gegen sie, so wie gegen alle geistreiche bedeutende Frauen, wie kann sie also glauben daß eine so zur Rohheit prädestinirte Natur *ihr* zu Liebe (denn sie kannte seinen Abscheu gegen die gebildeten Frauen) eine andre Natur annehmen wird? Wie kann *sie* Neulings Leidenschaftlichkeit für Liebe nehmen, und sich ihr a tête perdu überlassen? *Sie* durfte das nicht thun.

Wilhelm liebt sie wirklich noch, und wird sie wohl lieben bis eine andre es auch ihren Absichten wird gefüge finden ihn zu fesseln. Denn geliebt hatt ihn Car. nie! auch nicht als sie ihn heyrathete, und er weiß es, und läßt sich doch gern von ihr cajoliren, und regieren, und kann sich doch nicht enthalten sie

öffentlich zu despotisiren während sie es ins Geheim thut, so sehr hat er sich in das Ehemanns Wesen vertieft. Weder er, noch sie haben sich würdig bey ihrer Geschichte genommen. Ihr Haß auf den Friedrich kömt eigentlich daher, weil sie glaubt, er wäre Schuld daß Wilhelm gegen Schelling sey, und darin hat sie ganz Recht, er ist auch Schuld, denn ich bin mit ihr darüber einig; hätte W sich nicht vor Fried. geschämt, so wäre zwischen den dreyen alles recht friedlich und aufgeklärt zugegangen, Car. hätte heute einem, morgen dem andern zugehört, und irgend ein hübsches Stubenmädchen, oder wohl gar Auguste selbst, hätte die Ehe en quatre vollständig gemacht. — Aber Friedrich der Anfangs, als Car. dem W erklärte was vorgegangen sey, meynte, es würde auch alles andre sich so würdig verhalten, war äußerst gegen ein Verhältniß, was mit schwerfälligen Beinen auf ein leichtes Gewebe, das für französische Gliedmaßen nur nicht zu zerbrechlich ist, hinein tappte, er fand Carolinens Weise, zwey Männer gegen ihre Absicht (denn sie zankten sich auf die unangenehmste Weise fast jeden Tag) zusammenzuhalten, und drang auf eine gänzliche Scheidung von einen der beyden. W. nahm sich, um sich nicht lumpen zu lassen etwas fester, als sie gewohnt war, und daher war sie freilich äußerst unzufrieden mit F daß er es sich einfallen ließ seinen Bruder mit seiner Energie anzustecken. sie sah nichts in seinem edlen Wesen, als das Bestreben sie bey W zu verdrängen, sie sah es nicht ein, wie würdig er sie nahm und behandelte. Er dachte freylich daran, Caroline würde sich gern losmachen, und für sich, von ihren Arbeiten leben, aber Sie war weit von diesen Gedanken entfernt, sie hält es für triumphirender wenn zwei Männer für sie arbeiten, wie nimmt sich das arme Pförtchen Würdig gegen den Ehrenbogen Triumph aus? — Mich hatte sie auch durch ein unliebenswürdiges Betragen auf einige Tage aus ihrem Zimmer entfernt, (Friedrich war in vielen Wochen nicht zu ihr gekommen) und diese Zeit hat sie benuzt W. wieder ganz für sich einzuneh-

men, und mit Schelling zu versöhnen, so daß er nun gar nicht mehr zu detrompiren ist, er giebt sich ganz hin, aus Schwäche, Gewohnheit oder Gott weis welcher negativen Eigenschaft. Das die ganze Welt darum weiß, und ihn lächerlich findet, fällt ihm nicht ein, und läßt man etwas davon merken, so sagt er gleich: nun das müßen sie auch wissen, wenn sie alles wissen, das es für mich kein Geheimniß war, also fällt kein ridicule auf mich, risquirt man es, ihn die Wahrheit zu sagen, so bringt er es in demselben Moment Carolinen vor, der es dann nicht schwer wird, es im gehäßigsten Licht gegen uns zu drehen. So mußte zwey Tage vorher eh sie abreiste, Schelling zu Fuße weggehen, als ob seine Reise mit der ihrigen nicht zusammenhinge, und doch wußten wir nicht allein, sondern es war allgemein bekannt, daß Schelling in Rudolstadt 6 Meilen von hier auf sie wartet, wo Wilhelm sie dann hinbegleitete und sie ihm auslieferte, sie ist mit ihm nach Bamberg gereiset, wo sie bis zur Badezeit bleiben will. W. leidet es nicht einmal, daß einer von uns lächelt, wenn er mit dem ernsthaftesten imponirendstem Gesicht, vor uns behauptet, und davon erzählt: „seine Frau wäre in Schellings Begleitung zu Röschlaub gereißt, um den zu consultiren"! — Lassen Sie mich nun aufhören, es ist gutmüthig daß ich angefangen habe Ihnen einige Data zu geben, aber es ist auch ein eben so thörichtes als unnüzes Unternehmen; Es läßt sich so gerade weg nicht beschreiben. Die ganze Welt, alles was seitdem auch in der Litteratur polemisches erschienen ist, gehört dazu, ist Folge oder Ursach, kurz, wenn ich mich nicht einmal hinsetze, und es in einer ordentlich motivirten Erzählung bringe so verstehen Sie es doch nicht, und werden nicht klug daraus. Wieviel an der Krankheit real, oder Ideal war, läßt sich nicht bestimmen. So viel ist gewiß daß sie zulezt durch die entsezlichen Mittel, die in sie hineingeschüttet worden, wohl in einen übeln Zustand mußte gebracht seyn. Abscheulich wäre es mir aber zu denken, und darum mir ganz unmöglich, daß sie, die für Natur und Gegend immer den

höchsten Enthusiasmus im Munde führte, daß sie capabel gewesen wäre den ganzen göttlichen Frühling verdrüßlich und unter allerley abscheulichen Gerüchen und Verrichtungen, im eingeschloßnen Zimmer, im Bette zu bleiben, bloß um mit einer Maske abgehen zu können. Denn wer hätte sie denn gehalten, wenn sie ganz von selbst und aus freyen Willen gegangen wäre? Wäre es möglich, daß sie noch obendrein Wilhelms Mitleiden hätte vor der Welt zum Motiv ihrer Reise machen können? Das wäre doch mehr als ich mir jemals von Schmutz denken könnte!

Auguste ist eine sehr liebenswürdige Natur, hängt mit innigster Liebe an ihre Mutter und das ist ihr Unglück, denn sie verläßt sich im Denken für sich selbst ganz auf diese; Sie ist auch schon ganz ruinirt, denkt nichts als ihre äußere Erscheinung, glaubt sich von jederman bemerkt, liebt wie die Mutter die äußere Erscheinung der Energie, denkt ewig am Heyrathen und am Unglück eine alte Jungfer zu werden, kann doch kein ordentliches Verständniß zu Stande bringen, weil sie zu viel wahren jungfräulichen Stolz hat, und weil sie nur die liebt, die ihre Mutter liebt, weil diese aber geschickter ist, so hat sie die Männer bald für sich, und wenn die Kleine das erst merkt, so zieht sie sich wieder in ihrer Schale zurück; denn sie will (wie sie mir einmal ganz naiv gesagt hat) ganz allein geliebt seyn, und daß man auch einmal bloß um ihrentwillen ins Haus komme. Die Mutter hat ihr erst vorgemacht Schelling sollte sie heyrathen, da sie aber hernach das wahre Verhältniß inne wurde, hat sie sich zurückgezogen, obgleich Schelling auf Ordre ihr die cour machen mußte. Nun hat die Mutter sie wieder auf Röschlaub aufmerksam gemacht, und auf eine recht gemeine Art davon gesprochen: welche gute Partie es für sie wäre, wenn er sie heyrathete! So wird das Mädchen angelernt keinen Menschen, und keine Begebenheit unbefangen anzusehen. Sie ist wohl zufrieden daß die Mutter mit Schelling ist, denn sie kann Wilhelm nicht leiden, obgleich sie ihn nach der Mutter ihr

Beyspiel schmeichelt. Sie hat nichts gelernt, nichts! ist dies wohl erlaubt? sie puzt sich, klatscht, und träumt sich aventuren. Da sie doch unter so günstigen Umständen aufgewachsen, und mit einer herrlichen Natur geboren ist, so möchte man darüber weinen daß nichts mehr daraus geworden ist. Wilhelm ist aber so verblendet, daß er behauptet, sie wäre vortreflich erzogen, hätte Sinn für Goethe, für Shakespear, für alte Gedichte, für seine Dichtungen, und Gott weis was! er sieht es nicht, daß das Kind mit der größten Begierde die schmuzigen Haufen aus der Leihbibliothek holen läßt, er sieht es wohl, aber er bildet sich ein, daß geschieht vielleicht aus Wißbegierde. Er sieht es nicht, daß das Kind kein andres Wort meynt als was die Mutter meynt; er sieht es nicht, daß auch diese gar keinen wahren Sinn für die Poesie hat; er ahndet es nicht, daß sie, wenn sie nicht wider zu ihm kömmt, vielleicht kein ordentliches Buch wieder ansieht, sie wird nun eben so in Schellings Naturphilosophie und Poesie pantschen, als vorher in W⟨ilhelms⟩ Poesie!

Und nun genung, ich sehe sie nicht wieder!

Dem Himmel sey es gedankt, daß Friedrich seine bittren Schmerzen überstanden hat! Die thörichte Frau! aus welchem Herzen hat sie sich mit Gewalt gerissen! Aus einen von Gott gesegneten blühenden, goldne Früchte tragenden Garten hat sie sich gerissen, um in einer rohen Wüste zu regieren!

Ich seh sie niemals wieder!

Friedrich Schlegel an Schleiermacher

Jena, September 1801

Als ich nach Jena kam, war ich genug mit mir selbst beschäftigt. Es that mir aber wohl, daß C. und Schelling mich um die Wette liebten, bewunderten und beinah vergötterten. Ich sah auch wohl daß sie sich sehr interessirten, das fiel mir aber nicht auf, hatte doch C. mit mir und später mit Hardenberg in einem Verhältniß gestanden, was bei aller Lebhaftigkeit nur Freundschaft war, und dem mir dieses zu gleichen schien. So

arglos war ich, daß ich wirklich, als den Tag nach W.s Abreise nach Leipzig geschah, was ich nun wohl merken mußte, aufs äußerste überrascht war. Ich würde nicht geschwiegen haben, aber C. kam mir zuvor; ich fand das gut und beruhigte mich völlig bei der lauten Verheißung, daß alles bald nach Recht und Schicklichkeit verbunden und getrennt werden sollte – sprach also gar nichts darüber, so daß W. mir einmal ausdrücklich vorwarf, ich triebe die Discretion ins Kolossale. Erst später, als ich leider sah, daß das nur Lügen seien, und C. beide behalten und beide benutzen wollte, und sah wie schrecklich W. dadurch zerrüttet ward und noch zerrüttet werden würde – ‹Pause? Bogenende.› Erst damals also hinziehen, mit W. über sein Verhältniß insgeheim zu reden, nicht aber ohne vorher leise angefragt zu haben, ob ihm solche Gespräche lieb seien. Weit entfernt das abzulehnen, foderte er mich aufs lauteste auf damit fortzufahren, und gab mir die heiligsten Versprechungen niemals sollte es C. gelingen, ihn mistrauisch gegen mich zu machen. Gegen C.s Liebe zu Schelling hätte ich nichts haben können, wäre sie so gerade gewesen wie Schelling. Aber ihr krummes Wesen, ihre unlautern Künste die sehen und alle Achtung vor ihr verlieren war freilich nothwendig eins und dasselbe. Du mußt hiebei bedenken, daß C. mehr als W.s Frau für mich war, da sie zugleich lange Zeit in einem nahen Verhältniß mit mir stand. Und der Teufel hohle solche Verhältnisse, wenn man sich gar nicht um den andern bekümmern soll. – Du wirst um diesen plötzlichen Tod meiner Freundschaft für C. zu erklären, mir erlauben vorauszusetzen, daß es sehr edle auserordentliche Naturen giebt von so hoher Corruptibilität, daß sie sich in einem Moment vom guten zum bösen Princip wenden können. Solche sind C. und Schelling. Da ich kam, stand Sch. besonders vielleicht in dem einzigen schönen Moment seines Lebens. Aber leider mußte auch sein Benehmen mir sehr misfallen und Thatsachen haben mich überzeugt, daß seine anfängliche Unschuld und Rechtlichkeit bald verloren ging. Läugnen will ich es nicht,

daß ich aufs stärkste W.s Trennung von C. wünschte, daß ich mich in Hoffnungen verlohr über das neue Leben das ihm mit der Freiheit aufgehen sollte; daß ich laut und leise ihm dazu rieth, und bei der bewußten Gelegenheit sagte ich das alles C. sehr offen. Also hassen mag sie mich, wenn ihr das Ursach zum Haß ist, daß ich W. gern von ihr getrennt hätte, gern mehr dazu gethan hätte, hätte ich nur gekonnt. Also hassen mag sie mich, nur lügen sollte sie nicht, wenn sie es anders lassen konnte, da es ihr bei der jetzigen Duplicität freilich zur andern Natur geworden sein muß. W. und Schelling hatten . . eine sehr starke Antipathie gegen einander, die beide oft mit Ruhe eingestanden und oft sehr laut offenbart haben. Es gab also Scenen genug. Bei einer derselben foderte mich W. gewaltsam auf, nun mich auf der Stelle entweder für Sch. oder für ihn zu entscheiden. Ich stand aber nicht an, und war dadurch die Veranlassung daß Sch. nicht mehr an den Mittagstisch kam. (Ohne Beleidigung von meiner Seite, ich sprach bloß nicht mit ihm und that als sei er nicht da; worin mir natürlich Dor. und auch Tiecks folgten.) C. ging wüthend auf mich los, und da ich ihr mit großer Gelassenheit offenherzig meine Denkart zeigte, so kündigte sie mir alle Freundschaft auf und alle Feindschaft an, und da sie bald danach krank ward, so gab sie nicht undeutlich zu verstehn, daß ich Schuld sei, und der Ärger sie krank gemacht. — Die Krankheit machte leider meine Hoffnung zu nichte. Ich hatte gehofft jener Zwist sollte in der ersten Hitze zu einem solchen eclat werden, daß die bloße Nothwendigkeit des procédés das herbeiführte, was im Grunde für alle Theile das beste war. W. ist von der Seite des Mitleidens am leichtesten zu fassen. C. gewann dadurch schon wieder festen Fuß, Zeit und spannte alle Kräfte an; und bald mußte ich zu meinem Bedauern sehn, daß W. sich in dem Verhältniß des Unpartheilichen zwischen mir und C. zu sein dünkte. Du kennst mich genug um zu wissen, daß ich nun zu stolz war, mich mit ihm zu erklären, und es mußte sich leider einige Verachtung in die noch

übrige Teilnahme mischen. Noch einen Umstand muß ich erwähnen, der nicht wenig beigetragen, C. bei mir zu vernichten. Es war die Absicht die sie ohne Scheu an den Tag legte, Auguste mit Schelling zu verheirathen. Eine so bestimmte Absicht bei einem so jungen Mädchen in diesem Verhältniß erfüllte mich ⟨mit⟩ einem unbeschreiblichen Abscheu, wie Blutschande vielleicht die welche daran glauben. Uber die Reinheit dieses Motivs werde ich mich nie vertheidigen. W. sprach oft mit gleichem Abscheu gegen mich davon. ⟨Bogenende.⟩

D'Alton, Ed. 288. 293. 295.
Anna Amalia von Sachsen-Weimar 139. 350.
Arnemann, Prof. d. Medizin 330.
Augerau 390.
Augusti, J. Chr. W. 251. 284.

Baader, Franz v. 413. 416.
Beaumont, General 441.
Becker, Heinr., Schauspieler 306.
Berlepsch, Emilie v. 138.
Bernadotte, Fürst v. Pontecorvo 435.
Bernhardi, A. F. 283. 298. 300. 308. 348. 412. 421 f. 433 f.
– Sophie, Briefe an sie 298. 317–327. – Über sie 283. 292. 298. 300. 308. 315. 317. 347 f. 353. 357. 391. 394. 409 f. 412. 419. 421 f. 429. 430. 432–434. 436.
– Kinder 315. 391. 422. 432. 433.
– Theodor 436 f.
Bertinotti, Sängerin 425.
Bertuch, Friedr. Just. 179. 322. 340.
– Wilhelmine 107. 125. 161. 181. 368.
Biester, J. E. 125.
Blankenhagen, P. H., Numismatiker 26.
Blücher, Fürst 405.
Blumenbach, J. Fr. 1. 134.
Boccaccio 230. 244. 271.
Böhmer, G. L., Geheimrat 12. 108. 118.
– Georg 75. 89. 94.
– Joh. Franz Wilh., Arzt 12. 13. 14. 16. 17. 18 f. 25. 26. 160. 423.
Böhmer, Auguste, Briefe an sie 175–178. 181–189. Auguste an Luise u. Cäcilie Gotter 204–206; an Schelling 206–209. – Über sie 17. 18 f. 21. 24. 25–28. 30. 34. 38. 47. 51. 52. 59. 61. 64 f. 67. 80. 83. 86. 91. 96. 97. 100. 106. 107. 109. 111–113. 117–120. 127. 129. 137. 141. 142. 148. 149. 156. 168. 169. 175. 179–181. 189. 201–203. 209. 211. 219 f. 229. 230. 233. 248 f. 262. 276. 287. 288. 363. 366. 367. 370. 375. 379. 448. 450 f. 454. – Bild 210. 261. 268. 301 f. 304. 343. – Büste 375. 379. – Grabmal 244. 251. 356.
– Sophie Therese 24. 26. 27. 28. 30. 34. 35 ff. 45. 363.
– Julius 104 – 106. 109. 114. 116. 117. 123.
Bohn, F., Verleger 189.
– seine Frau 187.
Bonaparte, Louis 230.
– Napoleon, s. Napoleon.
Böttiger, K. Aug., Brief an ihn 140. – Über ihn 130. 137. 154. 196. 202. 323 f. 340. 351.
– seine Frau 137.
Brentano, Maximiliane, geb. v. La Roche 431.
– Bettina, Tochter der vorigen 429. 431–433.
– Clemens, Bruder Bettinas 267. 308. 312. 429. – Godwi 308. 312.
– dessen Frau 429.
Brissot, J. P. 70.
Brizzi, Tenorist 425.
Bullinger, Tenorist 186.

Bürger, G. A. 29. 31. 54. 60. 67. 114. 116. 230. 290. 438.
– Elise, geb. Hahn 48. 59f.
Bury, Fr. 294. 300. 309.

Campe, J. H. 119. 409.
– seine Frau 124f. 279. 409.
Charpentier, Julie v. 160. 161. 163. 165f. 168. 225f. 229. 254.
Cimarosa 137.
Condorcet 121ff.
Corneille, Pierre 260.
Cotta, J. Fr. 202. 291. 343.
Crancé s. Dubois-Crancé.
Custine, A. Ph. de 72–76.

Dalberg, K. Th. v. 81. 82. 377.
Dante 282.
Davoust, L. N. 435.
Dieterich, J. Chr. 63. 114. 116.
– Heinrich 63.
Dohm, Chr. W. v. 171. 174.
Dorsch, Professor 74.
Dubois-Crancé, Jean-Baptiste 92. 100. 104? 114. 118. 443.
Duchenois, Mdlle., franz. Schauspielerin 428.

Egloffstein, Henr. v. 349.
Einsiedel, Fr. H. v. 135f. 137. 139.
Ernst, Charlotte, geb. Schlegel 152. 164. 166. 168. 229. 304. 335. 339. 345. 348.
Erthal, Friedr. Karl Joseph v., Kurfürst v. Mainz 72. 74. 76. 83. 87.

Falk, J. D., Schriftsteller 139.
Ferdinand III., Großherzog von Toskana 394. 397–399.
Fichte, J. G. 131. 156. 164. 170–172. 174. 193. 196. 227. 235. 239f. 254. 272. 277. 285f. 290. 297f. 304. 307. 317. 335. 346.
– Appellation an das Publikum 164. 174. – Friedr. Nicolais Leben 260. 265. 269. – Sonnenklarer Bericht 273. 277.
– seine Frau 174. 183.
– sein Sohn Immanuel Hartmann 131. 174.
Flaxman, J. 300. 328.
Fleischmann, Fr. 150.
Forster, Joh. Reinh. 4.
– Georg 2–4. 45f. 53. 58. 61. 63–67. 70. 76. 78f. 83. 85. 89–92. 109. 112. 381. 385. – Ansichten vom Niederrhein 66.
– seine Frau Therese s. Heyne.
– ihre Kinder 381. 383.
Friedrich August, Prinz s. Sussex.
Friedrich Wilhelm, Herzog von Braunschweig-Oels 440.
Friedrich Wilhelm II., König v. Preußen 84. 88. 94f. 97.
Frölich, Verleger 244.
Frommann, K. Fr. E. 133. 177. 183. 280. 291. 311. 326. 329. 343. 346. 347. 348. 349. 407.
– seine Frau 343.
– deren Schwester s. Bohn.
Füßli, Joh. Heinr. 139.

Gabler, Chr. E., Verleger 280f. 284.
Gallitzin, Fürstin Amalie 7.
Geist, Ludwig 279. 283. 329.
Gellert 275.
Genlis, Mad. de 121. 138. 176.

Gern, J. G., Bassist 259. 260.
Göschen, G. J., Briefe an ihn 123. 126. – Über ihn 98. 99f. 102. 109. 110. 113. 115.
– seine Frau 99f. 109.
Goethe, Joh. W., Brief an ihn 216–218. – Über ihn 8. 11f. 71. 75. 129–132. 135. 137–139. 153–157. 160f. 164. 167–169. 174–178. 200. 202. 210. 213. 214. 220. 223. 226. 236. 238. 247. 251. 258. 260. 265. 267. 270. 271. 275–277. 279. 282. 283. 290. 300. 306. 309–313. 319. 322–327. 329. 333. 334. 336. 340–346. 349–355. 358. 401. 406–408. 426. 431. 433. – Werke: Amor als Landschaftsmaler 227. – Bürgergeneral 104. – Benvenuto Cellini 307. – Elpenor 423. – Eröffnung d. Weimar. Theaters 160f. – Gedichte 177. – Die Geschwister 9. – Der Großkophta 62f. 71. – Iphigenie 337. 424. – Johanna Sebus 438. – Über Laokoon 282. – Mahomet 238. 306. – Maskenzug z. 30. Januar 1809 431. – Paläophron und Neoterpe 221. – Das Neueste v. Plundersweilern 10. – Propyläen 160. 161. 167. – Stella 9. 136. – Tancred 238. 265. – Die pilgernde Törin 431. 435. – Die weiblichen Tugenden 10. – Venezianische Epigramme 127. 431. – Was wir bringen 357. – Werther 9. 12. – Wilhelm Meister 120. 129. 130. 136. 156f. 193. 251. 426. 435. – Xenien 132. 133. 138. – Zum 30. Januar 1802 339. – August v. 279. 339. 426.
Goethe, Christiane s. Vulpius.
– Frau Rat 75.
Gotter, Fr. Wilh., Briefe an ihn 80–88. 94f. 103f. – Über ihn 31. 55. 80. 90. 98. 107f. 113. 117. 120. 126. 127. 139. 140. 148. – Werke: Der schöne Geist 151. 152. – Esther 130. – Geisterinsel 150. – Marianne 151. – Romeo und Julie 144.
– seine Frau Luise, geb. Stieler, Briefe an sie 1–2. 4–7. 9–14. 18f. 24–26. 29–32. 57f. 61–63. 79–82. 107. 118–121. 124–142. 148–152. 159. 161f. 168–172. 178–181. 204f. 209f. 215f. 225f. 304f. 376–379. 404–406. 409–411. 417–419. 420–422. 424f. – Über sie 9. 86. 109. 259f. 304. 355. 365. 387. 390f. 418. 420. 427.
– Cäcilie 127. 142. 149. 150. 151. 168. 204. 215. 225. 259f. 387. 410. 418. 420.
– Julie, Briefe an sie 352f. 354–356. 362–369. 379f. 389–392. – Über sie 204. 215. 259f. 276. 280. 286. 299. 303. 304. 310. 315f. 339. 376. 387. 418. 420.
– Pauline, Briefe an sie 386–388. 419f. 425–429. 430–435. 438. – Über sie 204. 215. 387. 389. 418. 420.
Graff, Schauspieler 306. 319.
Gries, J. D., Briefe an ihn 172–175. 198–204. 423f. – Über ihn 177f. 262. 264. 290. 291. 308. 311. 329. 401.
Großmann, G. Fr. W. 11.
– seine Frau (verw. Flittner) 11.
Gruner, Chr. G., Mediziner 352.

Haide, Friedr. 307. 321. 326.
Hammer-Purgstall, J. v. 154.
Hardenberg, Friedr. v. (Novalis), Briefe an ihn 159–168. – Über ihn 152. 177. 179. 225. 228f. 253. 254. 451. – Geistliche Lieder 288. 294. – Osterdingen 294.
Hegel 401. 407.
Herder, J. G. 138. 322f.
– Caroline 138. 322f.
Herz, Henriette 330.
Hesiod 233.
Heyne, Chr. G. 20. 383.
– Marianne 19. 48.
– Therese 5f. 13. 14. 19. 20. 23. 34. 45f. 53. 58f. 64–66. 78f. 89f. 92. 106. 108. 109f. 112. 115. 190. 197f. 371f. 381–383. 385. 409.
Hippel, Th. G. v. 271.
Holberg, L. v. 185. 188. 189.
Homer 238. 282.
Hoppenstedt, K. W., Kabinettsrat 182.
– Sophie Dor. Philippine, geb. Böhmer 180. 182.
Huber, L. F., Briefe an ihn 189–198. – Über ihn 80. 86. 90. 92. 109. 126. 174. 200f. 371f. 382–385. 409.
– Therese s. u. Heyne.
– Adele 381f.
– Victor Aimé 382.
Hufeland, Chr. W. 175. 178. 182. 183. 184. 186. 205. 223.
– Gottl., Jurist 128. 130. 132. 163. 186. 199. 322f. 326.
– seine Frau 144. 322. 378.
Hülsen, A. L. 309.
Humboldt, W. v. 82f. 85. 126. 394.
Humboldt, seine Frau 419.
Hume 11.

Iffland, A. W. 11. 135. 151. 152. 155. 170. 275. 311. 312. 327f. 335. 344. 345. 350. 351. 355. 390.
– seine Frau 152. 170. 355.
Imhof, Amalie v. 349.

Jacobi, Friedr. Heinr. 172–174. 243. 397. 421. 430.
Jacobs, Friedrich 136. 430.
Jagemann, Caroline 260. 270. 306. 314. 317f. 322. 325. 345.
Jean Paul (Friedr. Richter) 139. 167. 271f. 308.
Johnson, Samuel 147.

Kalb, Charlotte v. 128. 129f. 138.
Karl August, Herzog von Sachsen-Weimar 8. 170f. 187. 193. 200. 202. 314. 325. 333. 336. 340. 350. 357f. 359–362. 367. 408.
Karl Ludwig Johann, Erzherzog von Österreich 440.
Karl Wilh. Ferdinand, Herzog v. Braunschweig 71. 408f.
Kirms, Franz 344.
Klein, G. M. 393. 398. 400.
Klopstock 71. 139. 255. 282. 339.
Knebel, K. L. v. 138. 139. 295.
– seine Frau 295.
Knorring, K. G. v. 409f. 412. 419. 422. 430. 433.
Köhler, M. H. 388. 392. 393. 396. 403.
Körner, Chr. Gottfr. 115.
Kotzebue, A. v. 152. 155. 178. 185. 196. 201. 282. 286. 311. 325. 339. 349–352. 355. 368.

Kotzebue, seine Frau 349. 350.
– seine Mutter 286. 339. 350.
Krüll, Verleger 401 f.
Kühn, Sophie v. 165. 226.

Lafayette 70.
Lafontaine 275.
Langer, J. P., Historienmaler 410.
– Jos., Professor 410.
Lesage 161.
Lessing, Gotth. Ephr. 146. 197. 252. 264. 299. 306.
Levin, Rahel 330.
Lichtenberg, G. Chr. 13.
Liebeskind, Meta, Briefe an sie 380–386. 395 f. 440 f.
Linck, Wilh., Jurist 4 f. 7.
Loder, J. Chr. 130. 175. 176. 182. 183. 326.
– seine Frau 283. 326.
Löffler, J. F. 56. 178. 181.
Ludwig, Kronprinz von Bayern 420. 430. 435.
Luise, Herzogin von Sachsen-Weimar 10. 161. 324. 338.

Majer, Friedrich 323 f. 333.
Malkolmi-Becker, Amalie 307. 319.
Manso, Joh. Kasp. Friedr. 132. 133. 136.
Marcus, A. Fr. 205. 208. 363. 370. 403.
Max Emanuel, Kurfürst von Bayern 439.
Maximilian I., König von Bayern 420. 424. 428.
Mendelssohn, Henriette 158.
Mereau, Sophie 136. 357 f.
– F. E. C. 303. 357 f.
Merkel, Garlieb 187 f. 189. 202.
Meyer, F. L. W., Briefe an ihn 28 f. 32–34. 43–60. 63–79. 89–93. 95–102. 105–118. – Über ihn 1. 19 f. 22–24. 31. 83. 86. 104. 124–126. 142. 226. 420.
– Heinrich 157 f. 252. 300. 323. 326.
– F. J. L., Kanonikus 255.
– seine Frau 255.
– Joh. Henriette Rosine, Schauspielerin 305. 314. 335.
Michaelis, Caroline Albertine Dorothea:
– ihr Vater Johann David 4 f. 27. 40 f. 253. 351. 371. 408. 425.
– ihre Mutter Luise, geb. Schröder 2. 17. 26. 40 f. 47. 59. 83. 98. 118. 119. 121. 178. 179. 209. 211. 249. 253. 351. 355. 356. 357. 366. 367. 371. 380. 405. 408. 418. 423. 445.
– ihr Stiefbruder Chr. Friedr., Arzt 1. 3. 12. 13. 27. 29. 30. 32. 37. 41. 304. 363. 380. 387. 405. 438.
– ihr Bruder Philipp, Arzt, Briefe an ihn 26–28. 35–42. 47 f. 438–440. – Über ihn 94 f. 97. 140. 230. 238. 247. 249. 304. 330. 358 f. 405. 420. 423. 436.
– ihre Schwester Charlotte, Briefe an sie 14–26. 34 f. 39. – Über sie 5. 18. 25 f. 33. 36. 37. 38. 46. 47. 59. 63.
– ihre Schwester Luise s. Wiedemann.
Milton 11.
Mirabeau 62.
Molière 136.
Möser, Justus 14.

Mozart 238. – Don Juan 259 f.
Müller, Joh. v. 408.

Napoleon I. 187. 188. 193. 392. 408. 409. 419 f. 428. 439. 441.
Naubert, Benedikte 25.
Nicolai, Chr. Fr. 9. 133. 196. 336. Vgl. auch Fichte.
Niethammer, Fr. Im. 163. 186. 244. 346.
– seine Frau 352.
Novalis s. Hardenberg.

Ossian 22.
d'Oyré 114. 118.

Paëſiello, G. 313.
Paul I. v. Rußland 176. 256.
Paulus, H. E. G. 172. 175. 180. 182. 266. 280. 326. 339. 401.
– seine Frau 134. 172. 182. 266. 363. 378.
Petrarca 282. 302.
Petzold, J. N., Arzt 228.
Plato s. Schleiermacher.
Plutarch 22.
Pontecorvo s. Bernadotte.
Pope 11. 67.
Prevoſt d'Exiles 161.

Ramler, K. W. 264.
Reichard, H. A. O. 62.
Reichardt, J. Fr. 313. 324.
Reni, Guido 410.
Riemer, Fr. W. 426.
Riepenhauſen, Fr. Franz und Chr. Joh. 419. 421.
Ritter, J. W. 311. 333. 412–417.
Röſchlaub, A. 205. 207. 261. 357. 449. 450.
Roſe, Dienſtmädchen bei Schlegels 210. 211. 240. 257. 259. 304. 316. 336. 364.
Rouſſeau, J. J. 7. 144 f. 147. 386.

Savigny, Fr. K. v. 429. 431. 433.
Schad, J. B. 335 f.
Schelling, Fr. W. Joſ., Briefe an ihn 206–209. 210–215. 218–225. 226–232. 233–235. 236 f. 239–243. 245–247. 254. 255–256. 392–404. – Über ihn 156. 161. 163. 172. 175. 177. 178. 183. 186. 188. 189. 193. 199. 203. 205. 216 f. 238. 245. 251–253. 256. 258–262. 265–269. 271. 273–277. 279. 280 f. 284–287. 290. 291. 295. 297. 299. 301. 302. 304–308. 312. 313. 315–317. 322 f. 325. 328–330. 332–337. 341–343. 346. 348. 350–357. 359. 363. 364. 368. 370. 372–378. 380. 382. 384. 385. 387. 388–391. 396. 406. 408. 412. 416. 420 f. 422. 423. 424 f. 426. 427. 430. 435. 437. 438. 439 f. 441. 448–454. – Werke: Geſpräch „Bruno" 344. – Epikuriſch Glaubensbekenntnis 388. – Jahrbücher der Medizin 389. – Kritiſches Journal f. Philoſophie 214. 226. 273 f. – Die Natur 214. 225. – Über d. Verhältnis der bild. Künſte zu der Natur 420 f. 425. – Die letzten Worte des Pfarrers zu Drottning 221. 290.
– ſeine Eltern 209. 214. 308. 369. 391. 438. 441.
– ſein Vater Joſ. Fr. 369. 371. 374. 377. 438.

Schelling, sein Bruder K. Eberh., Mediziner 185. 186. 188. 311. 369. 371. 417. 441.
– sein Bruder August, Theolog 369.
– seine Schwester Beate, Brief an sie 441. – Über sie 369f. 378. 380.
Schelver, F. J. 401. 407.
Schill, F. v. 440.
Schiller, Friedrich, Brief an ihn 141. – Über ihn 126. 130. 132–134. 136. 150. 155. 161. 167. 168. 174. 177. 200. 236. 238. 260. 264. 265. 275. 290. 324. 326. 329. 333. 336. 339. 341. – Werke: Bürger-Kritik 54. – Don Carlos 18. 71. 349. – Plan eines Don Juan 260. – Die Horen 150. 151. 275. – Die Jungfrau von Orleans 264. 269f. 301. 302. 305. 314. 349. 373. – Lied von der Glocke 185. 202. 349. – Macbeth 264. 275. – Musenalmanach auf 1796: 126; 1797: 132. 133. 134; 1799: 161; 1800: 185. 202. – Die Räuber 11. – Maria Stuart 262f. 270. 371. – Der Taucher 260. – Turandot 312. 324. 326. 334. 338. 344f. – Wallenstein 151. 154f. 160–162. 164. 167. 169f. 187. 255. 263. – Xenien 132. 133. 138. 385.
– seine Frau Charlotte 128. 129. 132. 139. 150. 185f. 188. 189. 200. 297.
– sein Sohn Karl 128.
– sein Sohn Ernst 128.
– seine Tochter Karoline 185.
Schlegel, August Wilhelm, Briefe an ihn 142–148. 232f. 236–239. 243–245. 247–255. 256–304. 305–317. 327–352. 353f. 356–359. – Über ihn 35. 39. 54. 96. 99. 101–103. 123f. 125–129. 132–134. 136–141. 149. 152–154. 156–159. 161. 163. 175. 177. 183. 185. 186. 188. 189ff. 199ff. 205. 207. 209–211. 214–216. 218. 221–223. 225. 226. 228. 234. 235. 254. 256. 275f. 298. 305. 342. 346. 353. 355. 364. 366–369. 371. 412. 422. 427. 434. 437. 443–454. – Scheidung: 356. 357. 359–362. 365–369. – Werke: Abschied v. d. Allg. Lit. Ztg. 199. – Athenäum 153f. 160. 161. 166. 167. 185. 187. 190ff. 199ff. 371. – Der Bund der Kirche mit den Künsten 202. – Bürger 228. – Charakteristiken und Kritiken 228. – Ehrenpforte und Triumphbogen 258. 286. 290. – Fastnachtsspiel vom alten und neuen Jahrhundert 221. 290. – Das Feenkind 258. – Fortunat 262f. 289f. 291f. – Gedichte 202. 292. – Die Gemälde 158. 159. 161. – Jon 272. 278. 285. 289. 306. 310f. 312f. 316–328. 333–335. 337–344. 351. 355. – Die Kunst der Griechen. An Goethe 167. – Kunstfragmente 158. – Leonardo da Vinci 292. – Musenalmanach 287f. 290. 294. 301. – Plan einer Kritik der Wielandschen Werke 244. – Rüge einer Ehrenschändung 359. 362f.
Shakespeare-Übersetzungen: 259.

264. 272. 275. 279. 289. 333. – Hamlet 152. 180. 183. – Lear 275. – Macbeth 275. – Oldcastle 275. – Othello 275. – Richard III. 185. – Romeo und Julia 142. – Wie es euch gefällt 165.
Sonett auf Augustens Tod 219; auf G. Merkel 187. 189. 202; „An Schelling" 222. – Todtenopfer 304. – Tristan-Fragment 221. 244. 257. – Über Shakespeares Romeo und Julia 142–148. – Die Warnung (Der ewige Jude) 252. 258.
Schlegel, Friedrich, Briefe an ihn 101–105. 121–124. 153–158. – Friedrich an A. W. Schlegel 443–445; an Schleiermacher 451–454. – Über ihn 116. 131. 141. 152. 160. 161. 163. 164. 166. 167. 176. 177. 178. 180. 181. 183. 185. 189. 192. 212. 214. 223. 228. 240. 245. 250f. 252. 254. 256. 258f. 260f. 265ff. 270f. 272. 273. 277. 280f. 284. 287. 291–294. 297. 299. 301. 303. 307. 308. 311f. 314. 329f. 343. 345f. 347f. 353. 355. 437f. 446f. 448. 451. – Werke: Alarkos 299. 334. 343. 355. – Athenäum s. A. W. Schlegel. – Boccaccio 271. – Fragmente 153. 185. – Fragment über sapphische Gedichte 166. – Geschichte der Poesie der Griechen und Römer 282f. – Goethe. Ein Fragment 140. – Über Goethes Wilhelm Meister 153. – Über das Studium der griechischen Poesie 153. – Herkules Musagetes 252. – Lucinde 164. 166f. 168. 192. 197. 201. 284. 309. – Plato-Übersetzung 237. 240. 329. 347. 348. – Transzendentalphilosophie 281.
Schlegel, Friedrich, seine Frau s. Veit, Dorothea.
– sein Vater 339.
– seine Mutter 176. 232. 312. 332.
– Karl, Konsistorialrat, und Frau. Brief an sie: 130f.
Schleiermacher 279. 286. 291. 329. – Plato-Übersetzung 237. 240. 329. 347. 348. – Reden über die Religion 280. – Sophokles-Übersetzung 348.
Schlichtegroll, A. Fr. H. 418. 420.
Schlözer, A. L. v. 12.
– seine Tochter Dorothea 48.
Schmidt, J. Chr. 339.
Schröder, Friedr. Ludw. 155. 420.
Schröter, Corona 137f.
Schubart, Chr. D. Fr. 258.
Schütz, Chr. G. 129. 133. 135. 188. 322f.
– seine Frau 128. 133. 135. 136. 168f. 171.
– sein Sohn Fr. K. J. 136. 322.
Schwarz, Maler 418f.
Shakespeare 11. 142–148. 152. 169f. 264. 306.
Sophokles s. Schleiermacher.
Spazier, Karl 328. 334. 337.
Spinoza 240. 274.
Stadion, Graf Fr. 435.
Staël, Mad. de 138. 144. 412. 422. 427. 429. 434. 437.
Starck, Joh. Christ. 160. 223. 253. 407.

Steffens, Henrik 163. 172. 189. 198. 202f. 246. 407.
Stieglitz, J., Arzt 387.
Stieler, Luise s. Gotter.
Stolberg, Fr. L., Graf zu 238.
Studnitz, Julie v., Briefe an sie 1–4. 7–12.
Sussex, Aug. Fred., Herzog von 68. 70. 72.

Talma, Fr. Jos. 428.
Tasso 428.
Tatter, Georg 39. 43. 44. 55. 57. 58. 60. 66. 67. 68ff. 72. 83. 93.
Teller, Wilhelmine 306f. 319.
Terenz 328.
Thukydides 348.
Tieck, Friedrich 244. 299f. 301f. 303. 304. 306. 309. 321. 325. 334. 343. 351. 354. 391. 394. 410. 412. 429. 430. 434f. 436. – Auguste Böhmers Büste 375. 379. – Goethe-Büste 299f. 302. 303. 334. 348. – Grabmal Auguste Böhmers 244. 356. – Schellings Bild 299f.; Büste 430. 434f. – Schiller-Büste 302.
– Ludwig 156. 179. 180. 183. 185. 188. 198. 236. 250. 252. 254. 256. 263. 285. 289f. 291f. 294. 295. 343. 391. 394. 412. 419. 428f. 430. 431–434. 436. 437. 453. – Werke: Genoveva 202. 264. – Kaiser Octavianus 343. – Lebenselemente 288. – Sonett auf G. Merkel 187. 189. 202. – Franz Sternbalds Wanderungen 156f. – Die Zeichen im Walde 288. 290.
– seine Frau Amalie 157. 177. 180. 183. 185. 187. 189. 295.
Tieck, seine Tochter Dorothea 185.
– seine Eltern 352. 436.
Tischbein, J. Fr. A. 134. 179. 188. 189. 202. 232. 244. 304. 354. 379.
– seine Frau Sophie 178. 179f. 183. 184. 185. 202. 232. 244. 304. 354.
– seine Töchter Caroline und Betty 179f. 186.
– J. H. W. 215.

Unger, J. Fr. 183. 259. 265. 272. 288f.
Unzelmann, Friederike 152. 169. 250. 267f. 270. 283. 295. 301. 305f. 312. 325. 326. 335. 338. 355f. 369. 370. 371–373.

Veit, Dorothea, Brief an Rahel Levin 446; an Schleiermacher 446–451. – Über sie 164. 177. 180–185. 187f. 214. 250. 256f. 259. 261. 265ff. 271. 273. 284. 287. 288. 293. 297. 301. 303. 311f. 326. 330. 333. 335. 336. 339. 343. 347f. 353. 355. 453. – „Florentin" 288. 311. 347.
– Simon 287.
– Philipp 181. 184.
Vergil 282.
Vermehren, J. B. 326. 339. 343.
Vieweg, J. Fr. 161. 279.
– seine Frau 126. 279. 330.
Vohs, H. 306. 319. 325. 371.
– Fr. Margarete 270. 306. 318f.
Voigt, Chr. Gottl. v. 132. 170f. 340.
Voltaire 264. 345.
Voß, J. H. 279. 282.
– Heinr. 323. 401.

Voß, Abrah. 323.
Vulpius, Christiane 139. 279. 407.

Wagner, Martin 394.
Werner, Zacharias 421. 434.
Wezel, J. K. 34.
Wiedemann, Luise, geb. Michaelis, Briefe an sie 369–376. 406–409. 411–417. 422f. 429. 430. 435–438. – Über sie 46. 47. 59. 63. 142. 179. 209. 211. 221. 222. 247f. 250. 268. 283. 286. 295. 310. 316. 330. 351. 383. 405. 418. 439.
Wiedemann, C. R. W. 179. 215. 238. 247f. 372. 412. 414. – August 247. 347.
Wieland 4. 138. 140. 154. 191f. 197. 201. 244.
Winckelmann, Joh. Joach. 22.
Windischmann, J., Brief an ihn 388f.
Woltmann, K. L. 124. 130. 284.
Wolzogen, Karoline v. 132.

Young 11.

Zelter, K. Fr. 346.

Verzeichnis der Abbildungen

1. J. F. A. Tischbein: Caroline. Ölgemälde im Besitze des Herrn Dr. med. H. Waitz in Hamburg. (Vgl. S. 250 f. 298) Titelbild
2. Louise Seidler: Louise Gotter. Ölgemälde 8
3. Therese Huber. Miniaturgemälde von unbekannter Hand im Besitze des Herrn Dr. Otto v. Greyerz in Glarisegg 16
4. F. L. W. Meyer. Silhouette im Besitze der Stadtbibliothek Hamburg 32
5. F. W. Gotter. Kupferstich von J. W. Meil 56
6. Ansicht von Mainz. Handkolorierter Kupferstich im Besitze der Stadtbibliothek Mainz 60
7. Bergveste und Städtchen Königstein. J. G. Petsch fec. Aquatinta. Im Besitze des Städtischen Historischen Museums Frankfurt a. M. 80
8. A. W. Schlegel. Kupferstich von G. Zumpe 96
9. Caroline Rehberg: Friedrich Schlegel im Alter von 22 Jahren. Kreidezeichnung im Besitze des Herrn Albert Graeber in Leipzig 100
10. Ansicht der Stadt Jena vom Rasenmühl-Berge. J. Roux fec. 128
11. Friedrich Tieck: Schelling. Ölgemälde im Besitze des Herrn Major Paul v. Schelling in Berlin. (Vgl. S. 299 f. 393. 400) 156
12. Friedrich Bury: Fichte. Kreidezeichnung im Besitze der Universität Jena 164
13. J. F. A. Tischbein: Auguste Böhmer. Ölgemälde im Besitze des Herrn Dr. med. H. Waitz in Hamburg. (Vgl. S. 188. 210. 232. 244. 248. 261. 268. 301 f. 304. 343. 379) 176
14. Philipp Veit: Dorothea Veit. Ölgemälde im Besitze des Herrn Sanitätsrat Dr. G. Longard in Sigmaringen 184
15. Thorvaldsen: Grabmal der Auguste Böhmer (im Auftrag Schellings ausgeführt, nachdem Fr. Tiecks Arbeit nicht vollendet wurde. Nicht in Bocklet aufgestellt). Thorvaldsen-Museum in Kopenhagen 208
16. Friedrich Tieck: Goethe. Goethe-National-Museum. (Vgl. S. 299 f. 302 f. 309, 334, 348) 302
17. Friedrich Tieck: Kostümbilder zum „Jon". Aus dem „Journal des Luxus und der Moden" 1802. (Vgl. S. 306. 321. 334. 340. 351) 320
18. Carolinens Grab in Maulbronn 440

Inhaltsverzeichnis

Einleitung von Ricarda Huch . . . . . V–XVII
Carolinens Briefe aus Göttingen (1778–84) 1– 13
Carolinens Briefe aus Clausthal (1784–88) 14– 27
Carolinens Briefe aus Göttingen (1788–89) 27– 32
Carolinens Briefe aus Marburg (1789–91) 32– 54
Carolinens Briefe aus Göttingen (1791) 54– 60
Carolinens Briefe aus Mainz (1792–93) 61– 81
Carolinens Briefe aus Königstein (1793) 81– 86
Carolinens Briefe aus Kronberg (1793) 86– 99
Carolinens Briefe aus Lucka (1793–94) 99–107
Carolinens Briefe aus Gotha (1794) 107–118
Carolinens Briefe aus Braunschweig (1795–96) 118–127
Carolinens Briefe aus Jena (1796–1800) 127–205
Carolinens Briefe aus Bamberg (1800) 205–210
Carolinens Briefe aus Braunschweig (1800–01) 210–253
Carolinens Briefe aus Harburg (1801) 253–256
Carolinens Briefe aus Jena (1801–02) 256–352
Carolinens Briefe aus Berlin (1802) 352–354
Carolinens Briefe aus Jena (1802–03) 354–369
Carolinens Briefe aus Prälatur Murrhardt (1803) 369–373
Carolinens Briefe aus München (1803) 373–376
Carolinens Briefe aus Würzburg (1804–06) 376–404
Carolinens Briefe aus München (1806–09) 404–440
Carolinens Briefe aus Maulbronn (1809) 440–441
Anhang mit Briefen Friedrich und Dorothea Schlegels . . . 442–454
Register 455–464
Verzeichnis der Abbildungen 466

Herausgegeben von
Reinhard Buchwald
*
Einbandzeichnung von
Walter Tiemann –
Druck der Spamerschen
Buchdruckerei in Leipzig

Inselbücher aus dem Zeitalter der Romantik

Caroline:
Briefe aus der Frühromantik

Nach Georg Waitz vermehrt herausgegeben von Erich Schmidt. Mit drei Porträts und einem Brief an Goethe in Faksimile. Zwei Bände. Geheftet M. 12.–, in Leinen M. 14.–, in Leder M. 20.–.

Es ist die ganze ältere Romantik, die in diesem Buche, dessen Herausgabe die Verwirklichung eines Lieblingsplanes Erich Schmidts bedeutete und zugleich sein letztes Werk sein sollte, vor uns steht –: so bedeutend ist die Gestalt der Caroline als Mittelpunkt dieser Sammlung von Briefen, die hier zum ersten Male ungekürzt ans Licht treten. In der vorstehenden Auswahl dagegen wurde versucht, aus großen und nach vielen Seiten hin reichenden Zusammenhängen das Bild dieser einzigartigen Frau herauszuheben, sodaß sie und ihr schicksalreiches Leben ganz rein im Umriß vor unsern Augen erscheinen.

Achim von Arnims Werke

Auswahl in drei Bänden. Im Auftrage und mit Unterstützung der Familie von Arnim herausgegeben von Reinhold Steig. Mit Arnims Bildnis in Lichtdruck. In Pappbänden M. 3.–, in Leinenband M. 4.50, in Halbpergament M. 6.50.

Band I enthält die Novellen (Isabella von Ägypten, Der tolle Invalide, Fürst Ganzgott usw.), Band II die beiden großen Romane „Gräfin Dolores" und „Die Kronenwächter", Band III die Lyrik, sowie einige Dramen („Die Gleichen, Vertreibung der Spanier aus Wesel, Mißverständnisse").

„Aus Arnims Dichtungen", sagt Wilhelm Grimm, „quillt uns eine Fülle von Leben entgegen: aus tiefem, unerkünsteltem Gefühl, wie aus ernster Betrachtung der Welt hervorgegangen, sind sie zugleich von liebevoller Hingebung an sein Volk und Vaterland, das er in Preußen nicht allein erblickte, durchdrungen. Er war kein Dichter der Verzweiflung, der an der Pein innerer Zerrissenheit sich ergötzt: über Verwirrung und Dunkel erhob er sich, wie die Lerche zur Abendröte, um die letzten Sonnenstrahlen mit Gesang zu grüßen und auf den kommenden Tag zu hoffen." Was der 22 bändigen Ausgabe, deren Vorwort diese Sätze entnommen sind, nicht gelang, die Einbürgerung eines wahrhaft deutschen Dichters in den geistigen Besitz des gebildeten Deutschlands, das möchte diese Ausgabe erreichen, die die besten, bleibenden Schöpfungen Arnims enthält.

Bettina von Arnim: Clemens Brentanos Frühlingskranz

aus Jugendbriefen ihm geflochten, wie er selbst schriftlich verlangte. Zwei Bände. Eingeleitet von Paul Ernst, mit Anmerkungen und Register von Heinz Amelung. Zweite Aufl. Geheftet M. 6.–, in Leinen M. 8.–, in Leder M. 10.–.

Bettina von Arnim: Die Günderode

Taschenausgabe in zwei Bänden. Zweite Auflage. Herausgegeben und eingeleitet von Heinz Amelung. Geh. M. 7.–, in Leinen M. 9.–, in Leder M. 10.–.

Das erste dieser Bücher ist Bettinens Jugendbriefwechsel mit ihrem Bruder, ein inniges „frühlingsduftendes Buch", in dem sie uns eines der schönsten Dokumente der jüngeren Romantik bewahrt hat, und zwar nach dem ausdrücklichen Wunsch und Willen des Bruders: „Bewahre meine Briefe, lasse sie nicht verloren gehen, sie sind das Frömmste, Liebevollste, was ich in meinem Leben geschrieben, ich will sie einstens wieder lesen und in ihnen in ein verschlossenes Paradies zurückkehren." Das andere enthält ihre Korrespondenz mit dem unglücklichen Stiftsfräulein Karoline von Günderode – freilich so wenig wie der Frühlingskranz in aktenmäßiger Treue. Aber dadurch sind nicht nur zwei echt romantische Kunstwerke entstanden, sondern es will uns auch scheinen, als habe hier eine berufenste ordnende Hand im Dienst einer höheren Wahrheit gehandelt und wüßte dem Leser nun das zu geben, was auch der beste Sammelfleiß des Nachgebornen niemals zu bieten vermöchte.

Briefwechsel zwischen Clemens Brentano und Sophie Mereau

Nach den Handschriften zum erstenmal herausgeg. von Heinz Amelung. Mit zwei Bildnissen. Geh. M. 6.-, in Leinen M. 8.-.

Lange Zeit war dieser Briefwechsel in der Königl. Bibliothek zu Berlin auf Herman Grimms schroffes Urteil hin als „für die Öffentlichkeit nicht geeignet" sekretiert. Nachdem nun diese durchaus zuverlässige Ausgabe vorliegt, erkennen wir, daß die zwei Menschen, die hier bewußt eine „poetische Liebe" und einen „romantischen Roman" zu leben versuchen, ohne Frage die schönsten Liebesbriefe jener uns so eng verwandten Zeit geschrieben haben. Zugleich erhalten wir hier das erschöpfendste Dokument der ebensooft gepriesenen wie geschmähten, selten aber liebevoll gewürdigten sittlichen und künstlerischen Bestrebungen vom Anfang des letztvergangenen Jahrhunderts.

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

PT
2463
S3A8

Schelling, Karoline (Michaelis)
Carolinens Leben in ihren
Briefen

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 13 09 12 02 001 3